

Reden und Aufsätze

Theodor Mommsen



Theodor Mommsen



REDEN UND AUFSÄTZE.

REDEN UND AUFSÄTZE

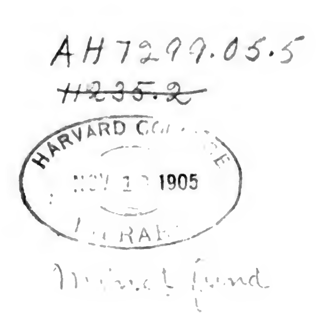
VON

THEODOR MOMMSEN

MIT ZWEI BILDNISSEN

ZWEITER UNVERÄNDERTER ABDRUCK.

BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1905



VORWORT.

Gleichzeitig mit dem ersten Bande der Gesammelten Schriften erscheinen Theodor Mommsens Reden und Aufsätze, die, gesondert von jener umfangreichen Sammlung, so rasch als möglich zu veröffentlichen vor allem geboten schien. Unter diesen nehmen die Ansprachen, die Mommsen als Sekretar der Kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften in den Jahren 1874—1895 gehalten hat, den größten Raum ein. Diese Reden, die in Fülle und Tiefe der Gedanken zu den schönsten Blüten akademischer Beredtsamkeit gehören, sind sämtlich aufgenommen; von den Antworten auf die Antrittsreden der neu eintretenden Akademiker nur einige, deren Ausführungen besonders bedeutsam erschienen. Universitätsreden hat Mommsen nur die beiden an den Eingang des Bandes gestellten in seinem Rektorat gehalten. Von den Reden im Preußischen Abgeordnetenhaus habe ich die auf die Organisation der Kgl. Bibliothek und der Kgl. Museen bezüglichen zum Abdruck gebracht; die in ihnen dargelegten Reformvorschläge sind heute verwirklicht oder doch ihrer Verwirklichung nahe gebracht. Von den öffentlichen Vorträgen wissenschaftlichen Inhalts ist nur der S. 344 erwähnte über den Limes in diese Sammlung nicht aufgenommen; er wird in den Historischen Schriften erscheinen. Aus den nicht nur an Gelehrte sich wendenden Aufsätzen sind, außer dem S. 402 genannten über die Promotionsreform, einige Äußerungen zu Tagesfragen, wie auch die in fremden Sprachen verfaßten aus dieser Sammlung ausgeschlossen worden; unter diesen auch die lateinischen Glückwunschadressen, in denen Mommsen seine Meisterschaft im monumentalen Stil nicht selten dargetan hat. So haben von solchen Gelegenheitserzeugnissen nur die

beiden Adressen in deutscher Sprache zu Moltkes neunzigstem Geburtstag Aufnahme finden können.

Die Inhaltsangaben der Reden sind, insoweit sie nicht von Mommsen herrühren, in eckigen Klammern beigefügt. Druckfehler, wie auch einige geringfügige Versehen habe ich stillschweigend verbessert. In dem Sendschreiben über die Annexion Schleswig-Holsteins schienen mir, besonders für die jüngere Generation, einige Hinweise geboten; andere Anmerkungen habe ich mir nicht gestattet. Zu den Angaben über die früheren Publikationen der hier aufgenommenen Stücke, von denen ich einige Herrn Dr. Emil Jacobs, Bibliothekar an der Kgl. Bibliothek in Berlin, verdanke, ist hinzuzufügen, daß die erste Rede, wie derselbe nachträglich festgestellt hat, großenteils in der Zeitschrift 'Im neuen Reich' IV. Jahrg., 1874, 2. Band S. 791—798 zum Abdruck gelangt ist.

Die Bildnisse Mommsens, für deren Beigabe die Leser dieses Buches der Verlagsbuchhandlung Dank wissen werden, sind nach Photographien hergestellt, von denen die an erster Stelle stehende im Jahre 1896 von dem ausgezeichneten Photographen Brogi in Florenz angefertigt worden ist. Die zweite, die Mommsen im Beginn seiner vierziger Jahre zeigt, ist nach einer im Jahre 1860 in Leipzig gemachten Aufnahme hier wiedergegeben.

Für nie versagenden Rat bei der Auswahl der Aufsätze und bei manchen Bedenken, die sich bei der Drucklegung ergaben, bin ich meinem verehrten Kollegen Herrn Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff zu aufrichtigem Dank verpflichtet.

Charlottenburg, 1. November 1904.

Otto Hirschfeld.

INHALTSVERZEICHNIS.

REDEN.

UNIVERSITÄTSREDEN.

AKADEMISCHE REDEN.

REDEN IM ABGEORDNETENHAUS.

VORTRÄGE.

AUFSÄTZE.

UNIVERSITÄTSREDEN.

REDE

BEI ANTRITT DES REKTORATES

15. OKTOBER 1874*).

Es ist wieder ein Jahr vorübergegangen in dem Kreislauf der ehrwürdigen und einflußreichen Anstalt, der anzugehören unser gemeinsamer Stolz und unser gemeinsames Band ist. Wieder tritt ein anderer Mann an diese Stelle, um dasselbe zu sagen, was die meisten von Ihnen schon oft vernommen haben und was doch immer wieder gesagt werden darf und kann und soll. Wie der Bergmann, jedesmal wenn er in den Schacht einfährt, sein Glückauf spricht, und es darum nicht heute unterläßt, weil er es gestern auch getan hat, so sagt jeder von uns, der auf diesen Platz berufen wird, das akademische Glückauf für das beginnende Jahr im gleichen Sinn, wenn auch ein jeder in anderer Sprache, und warum nicht auch ich in der meinen? Glückauf also für Lehrer und für Lernende! Auch wir brauchen das Glück, nicht weniger als der Bergmann und der Winzer; auch wir haben unsere guten Jahre, die Jahre, wo ein besonderer Segen auf dem Unterricht ruht und der edle Stein, den wir bilden, der edle Wein, den wir pflegen, sichtlich und glücklich gedeiht, so daß Lehrer und Lernende sich noch in später Zeit an solche rege Epoche mit besonderer Freude erinnern. Möge das Jahr, das wir beginnen, für

*) Gedruckt nach einem von Herrn Geheimrat Vahlen freundlichst zur Verfügung gestellten Exemplar. Das in der Buchdruckerei der Königlichen Akademie der Wissenschaften (G. Vogt) zu Berlin auf 12 Seiten 4° wohl als Manuskript gedruckte Exemplar trägt keinen Titel und keine Jahresangabe.

unsere Universität ein solches Segensjahr, ein gutes und glückliches werden!

Die Gefährdung, die von vielen Seiten her der deutschen Wissenschaft überhaupt und insonderheit dem Universitätsstudium droht, ist wohl dazu angetan den Wünschen für das Glück unserer Anstalt einen ernsten Stempel aufzudrücken.

Wir alle sind stolz auf die großen Erfolge, die unsere Nation bei dem Denken auch der Jüngeren unter uns erreicht hat; wir sind stolz darauf, daß sie die Stelle der immer geführten und oft angeführten Großmacht mit der der führenden vertauscht hat; wir wissen auch wohl, und sind vor allem stolz darauf, daß dieser ungeheure Umschwung die rechten Männer gefunden hat, die ihn ins Werk setzten, aber daß er erstrebt und verdient und möglich geworden ist durch die unablässige so geniale wie resignierte Arbeit dreier Generationen unseres Volkes. Wie deutlich dies heute empfunden wird, zeigt vielleicht nichts so bestimmt wie die Verschiebung der Auffassung des preußischen Regiments während der Epoche von den Freiheitskriegen bis auf die Gegenwart. Wohl die meisten meiner Altersgenossen, und gar manche jüngere, sind aufgewachsen in jener Anschauung, daß Preußen in dieser Epoche in politischer Atonie und Lethargie immer tiefer verkommen sei und eine Entwickelung durchgemacht habe, die beginnend mit der Entlassung Wilhelm von Humboldts und Boyens naturgemäß habe endigen müssen mit der Schlacht bei Bronzell. Nicht bloß die Aufschließung der Archive, sondern vor allem das Zutagetreten der letzten Ergebnisse jenes Regiments hat es bewirkt, daß heutzutage diese Auffassung fast in ihr Gegenteil umgeschlagen ist, daß man sich wieder erinnert an die Ordnung des Finanzsystems und die Wehrordnung, an die Schöpfung des Zollvereins, und daß den Männern der lange schuldig gebliebene Dank abgetragen wird, welche für die großen Feldherrn und Staatsmänner unserer Zeit den Boden geschaffen haben, auf dem sie ihre Erfolge erringen konnten. Erst die Erfolge Hannibals haben gelehrt, was Hasdrubal für seine Nation getan hat. Es beschränkt unsere Dankbarkeit

gegen die lebenden Führer nicht, daß sie uns erscheinen als die rechten Schnitter hinter den rechten Säemännern; aber es hebt unseren Stolz, daß wir unseren Erfolg nicht zwei kurzen Kriegen, nicht wenigen großen Männern allein verdanken, sondern daß er in langer und harter Arbeit errungen worden ist, zum großen Teil von solchen, die es wohl wußten, daß sie Kanaan nur von ferne schauen würden. Was der Zufall gibt, kann er auch wieder nehmen; aber wir meinen das verdient zu haben, was wir jetzt sind. Wenn dem aber so ist, werden wir es auch behaupten, es sei denn, daß die nachfolgenden Geschlechter sich das Recht vergeben sollten unseren Platz einzunehmen. Es ist das Ihre Sache, meine Herren Kommilitonen. Sie erben was unsere Generation und die unserer Väter und Großväter geschaffen haben; aber solche Erbschaft kann nur der Erbe antreten, der weiter schafft und das Erbe ebenso mehrt, wie wir es gemehrt haben. Es ist mir nicht bange, daß die deutsche Jugend aus der Art schlägt.

Freilich also sind wir stolz darauf Deutsche zu sein, und wir haben dessen auch kein Hehl. Unter allen Prahlereien ist keine leerer und falscher als die Prahlerei mit deutscher Bescheidenheit. Wir sind durchaus nicht bescheiden, und wir wollen es weder sein noch also heißen. Im Gegenteil, wir wollen fortfahren in Kunst und Wissenschaft, in Staat und Kirche, in allem Leben und Streben durchaus und überall nach dem Höchsten, und nach allem Höchsten zugleich zu greifen. Es gibt keinen Kranz, der für uns zu glänzend oder zu unscheinbar wäre, zu hoch oder zu niedrig hinge; wir finden es nur in der Ordnung, daß unsere Diplomaten wie unsere Soldaten, unsere Physiologen wie unsere Matrosen überall in erster Reihe stehen; und wo wir in der zweiten sind, wie zum Beispiel in den meisten Zweigen der Kunstindustrie, wird dies von der ganzen Nation als ein Vorwurf, als ein Makel auf ihrem Schilde empfunden.

Aber wenn wir uns auch bescheiden keinesweges bescheiden zu sein, so sind wir darum nicht blind. Wir wissen es wohl und täuschen uns darüber nicht, daß nicht bloß nach dem Großen und

Schweren, das gewonnen ist, noch ebenso Großes und ebenso Schweres zu gewinnen bleibt, sondern daß sogar von dem schon Gewonnenen durch die Erfolge selbst nicht weniges in Frage gestellt wird und den neuen Verhältnissen gemäß gesteigert und gleichsam wiedererobert werden muß. In dieser Hinsicht haben unsere Erfolge uns nicht übermütig gemacht. Man spricht wohl von einem Siegesrausch; aber er ist wohl ein Privilegium der romanischen Nationen, die es ja allerdings fertig bringen, in Ermangelung von Siegen und Siegern die Anniversarien der Niederlagen und die glorreichen Besiegten mit solchem Rausche zu feiern. Die Deutschen haben zu dieser Art des Rausches, wie es scheint, kein Talent, eher zu dem Gegenteil. Wenn meine Wahrnehmung mich nicht täuscht, so ist eben durch unsere Erfolge bei allen ernsthaften Männern das Gefühl dessen, was uns noch fehlt, zu einer schmerzlichen Deutlichkeit, zu einem peinlichen Druck gesteigert, die man in dem früheren beschränkten Verhältnisse nicht kannte. Wir wünschen nichts weniger als auf unsern Lorbeeren auszuruhen; auf Lorbeeren ruht es sich schlecht. So weit und nun noch weiter! das ist die Losung der Zukunft: den gestalteten Staat so ausgestalten, daß deutscher Handel und deutsches Gewerbe, deutsche Kunst und deutsche Wissenschaft, deutsche Gesellschaft und deutsches Leben der Machtstellung der Nation ebenbürtig bleibe oder ebenbürtig werde.

Das ist denn auch die Losung der deutschen Gelehrten, und insbesondere der Universitätslehrer. Die deutsche Forschung und in noch unmittelbarerem Eingreifen in das praktische Leben der akademische Unterricht hat bei dem Fundamentalbau unserer Nation in wesentlichster Weise mitgewirkt; Wilhelm von Humboldts Gründung der Berliner Universität hat ihren Platz in der Geschichte gefunden neben Scharnhorsts Wehrsystem und dem Aufbau des Zollvereins. Auch der deutsche Gelehrte darf sich dessen rühmen, was in der schweren Zeit des Werdens, die jetzt hinter uns liegt, die Wissenschaft dem Volke geleistet hat; denn die Leistung jedes einzelnen von uns ist, verglichen mit der Gesamtheit, so ver-

schwindend klein, daß er dieser gegenüber steht wie der Soldat gegenüber der Schlacht, in der er mitgefochten hat. Das eben ist das Eigentümliche und das Bedeutende unserer heutigen wissenschaftlichen Stellung, daß sie sich nicht, wie in der Epoche zum Beispiel von Leibniz, an einen einzelnen großen Namen knüpft, sondern vielmehr die deutsche Forschung sich eines jeden Wissenschaftskreises in hervorragender Weise bemächtigt hat. Mathematik und Physiologie, Geschichte der alten wie der neuen Kunst, die pragmatischen Geschichts- wie die pragmatischen Sprachstudien — die deutsche Forschung durchdringt alle Zweige des gewaltigen Baumes und gar manchen der frischesten und vielverheißendsten Äste hat sie zuerst hervorgetrieben. Lange bevor die deutschen Waffen auf dem Schlachtfeld den Sieg gewannen, hat die deutsche Forschung auf ihrem Gebiet die gleiche Anerkennung sich erobert und die Nachbarn gezwungen unsere strenge, aber unentbehrlich gewordene Sprache widerwillig zu lernen. Der deutsche Gelehrte hat nicht zu wünschen, daß das werde, was nicht ist, sondern daß das bleibe, was ist. Wie jenem römischen Censor das Gemeinwesen so glücklich und so gesegnet erschien, daß er es nicht ferner wagte die Götter um dessen Mehrung anzurufen und er nur betete, daß sie den Staat erhalten möchten, wie er sei, so mögen wir jetzt sagen, daß unsere Wünsche sich darauf beschränken der deutschen Forschung ihren jetzigen Stand in der Wissenschaft überhaupt und den deutschen Universitäten ihre jetzige Stellung in dem Leben der Nation auch ferner erhalten zu sehen.

Aber was die Kraft gewann, kann die Schwäche nicht behaupten. Wenn die Generation, der Sie angehören, meine Herren Kommilitonen, die Sie berufen sind uns ablösend dereinst an dieser Stelle zu stehen, wenn diese Generation nicht die gleiche Energie einsetzt festzuhalten was wir besitzen, wie diejenige war, die diesen Besitz geschaffen hat, so geht Forschung und Lehre abwärts. Stillstand gibt es überhaupt nicht und am wenigsten auf unseren Gebieten; wer nicht vorwärts geht, bleibt zurück und geht also zu-

rück. Aber sie werden es schwerer haben als wir es hatten; denn die privilegierte Stellung, die lange Zeit die gelehrte Forschung im Leben der Nation eingenommen hat, ist zu Ende, und was die Universitäten in der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit gewesen sind, die letzte Zufluchtsstätte der allgemeinen deutschen Wirksamkeit und man möchte fast hinzufügen, die letzte Zufluchtsstätte der Hoffnung auf eine bessere Zukunft, das können und dürfen sie nicht ferner sein unter dem glücklich begonnenen Regiment der neuen deutschen Kaiser.

Es gibt eine preußische Provinz, welche im Unglück mannhaft den Vorkampf geführt und sich damals die Achtung der ganzen Nation erworben hat, und welche jetzt, nachdem das erreicht ist, wofür sie Gut und Blut hingegeben hat, in träger Verdrießlichkeit, in kümmerlicher Krittelei, in dem Verschließen gegen den lauten Jubel, gegen die freudige Hoffnung des gesamten Volkes eine peinliche Ausnahmestellung einnimmt, ja sogar dem gemeinen Feind alles edlen Menschentums, dem Evangelium der notwendigen Abschaffung der Civilisation, der Oligarchie des Pöbels eine gefährliche Angriffstelle gewährt. Der deutsche Gelehrte und, was ja ziemlich damit zusammenfällt, vor allem der deutsche Professor hat sich an diesen Zuständen eine Warnung zu nehmen. Auch wir haben den Vorkampf mit Ehre geführt, und was das vielverhöhnte unpraktische Professorenparlament gewollt hat, das einige Deutschland mit der preußischen Spitze, das hat es nicht umsonst gewollt. Aber freilich, so wie man damals wollte, ist es denn doch keineswegs gekommen; und die privilegierte literarisch-politische Stellung, die den Universitäten einst zukam, war mit den Mißständen des früheren Systems so eng verwachsen, daß sie jetzt unvermeidlich aufhört. Auch wir haben Veranlassung genug zu verdrießlicher Auffassung der Dinge, zum ärgerlichen Beiseitetreten, in der Tat auch guten Grund zu ernsten Klagen und zu ernsteren Besorgnissen.

Die Stellung insbesondere der kleineren, überhaupt aber aller Universitäten ist schwer gefährdet, und es wird die ganze Weis-

heit unseres Regiments erfordern, um die unvermeidlichen Modifikationen des Universitätswesens durchzuführen, ohne dasselbe in seinen lebensfähigen Teilen zu beschädigen. Immer schwieriger wird es die gemeine Grundlage vornehmer Bildung festzuhalten, die der eigentliche Kern und Stamm unserer Anstalten ist. Mit der wachsenden Mannigfaltigkeit der Lebenstätigkeit und dem fröhlichen Aufblühen auch derjenigen Zweige, die der akademischen Bildung ferner stehen, wenden zahlreiche lernende wie lehrende Kräfte sich von den Universitäten ab, die unter den früheren Verhältnissen notwendig die unseren geworden sein würden. Der Begriff der geistigen Bildung, die Erziehung des Menschen zu reiner und voller Menschlichkeit vergröbert sich zusehends und setzt sich in immer steigendem Maße dem Publikum in die Vorstellung um, daß es ankomme auf die Erwerbung praktisch nützlicher Fertigkeiten, auf die möglichst frühe Abrichtung zu irgend einem sogenannten Beruf. Die Verwaltung gibt diesem unrichtigen und schädlichen Begehren mehr nach als billig; die specialen Vorschulen gewinnen übermäßigen Raum und in den für das akademische Studium bestimmten Vorbildungsanstalten wird durch die Massenhaftigkeit des Lehrstoffs die Möglichkeit des rechten freien liberalen Lernens mehr und mehr erdrückt. Den Universitäten sucht man in ähnlicher Weise zu Hülfe zu kommen durch stetige Erstreckung des Lehrstoffs und vergißt dabei immer mehr, daß die Universität, wie das Gymnasium, in der Hauptsache eine propädeutische Anstalt ist und eine Menge von Gegenständen der Forschung notwendigerweise dem Selbststudium überlassen bleiben muß.

Aber zum großen, vielleicht zum größten Teil liegt die Gefahr für die Universitäten nicht in den Umständen und den Personen, die sie regieren, sondern in den Universitäten selbst, in dem falschen Wege des Lehrens und des Lernens, vor allem wieder in dem verhängnisvollen Vergessen des propädeutischen Charakters der Universitätsbildung. Es gilt dies, wie ich meine, für die meisten Zweige der Wissenschaft; aber es käme mir wie eine Anmaßung

vor, wenn ich im allgemeinen darüber reden wollte. Gestatten Sie mir nur für meinen Arbeitskreis, die Geschichtswissenschaft auszuführen, was ich mit diesem Tadel meine.

Die Geschichtskunde gehört zu den Gebieten der Wissenschaft, die nicht unmittelbar durch Lehren und Lernen erworben werden können. Sie ist dafür teils zu leicht, teils zu schwer.

Die Elemente der Geschichtskunde können nicht gelernt werden, weil jeder sie ohnehin besitzt. Die Geschichte ist ja nichts anderes als die deutliche Erkenntnis tatsächlicher Vorgänge, also zusammengesetzt teils aus der Ermittelung und der Sichtung der darüber vorliegenden Zeugnisse, teils aus der Zusammenknüpfung derselben nach der Kenntnis der einwirkenden Persönlichkeiten und der bestehenden Verhältnisse zu einer Ursache und Wirkung darlegenden Erzählung. Jenes nennen wir historische Quellenforschung, dieses pragmatische Geschichtschreibung. Aber diese Tätigkeit treiben nicht wir Historiker allein, sondern jeder von Ihnen, meine Herren; jeder denkende Mensch überhaupt ist ein solcher Quellenforscher und Pragmatiker. Sie können keinen Vorgang, der unter Ihren Augen sich vollzieht, auffassen, ohne beides anzuwenden; jeder Geschäftsmann, der eine verwickelte Sache behandelt, jeder Rechtsverständige, der einen Rechtsfall erwägt, ist Quellenforscher und Pragmatiker. Die Elemente der historischen Wissenschaft sind, man möchte sagen, noch einfacher und noch selbstverständlicher als die der Sprachwissenschaft und der Mathematik; und eben darum weder lehrbar noch lehrhaft.

Nun kann ja freilich in gewisser Hinsicht von jeder Wissenschaft gesagt werden, daß sie von dem ausgeht, was sich von selbst versteht. Aber darin unterscheidet sich die Geschichtsforschung von ihren Schwestern, daß sie ihre Elemente zu eigentlich theoretischer Entwickelung zu bringen nicht vermag. Wo die Geistesfähigkeit, auf der sie beruht, der richtige Blick, wie man sie treffend bezeichnet, überhaupt vorhanden ist, kann sie ohne Zweifel durch den weiteren Bildungsprozeß wesentlich gesteigert

werden, aber nicht eigentlich durch theoretische Lehre, sondern nur durch praktische Übung. Die richtige Schätzung der vorliegenden Zeugnisse, die rechte Verknüpfung des scheinbar Unzusammenhängenden oder Sichwidersprechenden zur tatsächlichen Folge treten überall in so unendlicher Einfachheit der Prinzipien und so unendlicher Mannigfaltigkeit der Anwendung auf, daß jede Theorie entweder trivial ausfallen müßte oder transcendental. Daß Zeugen vom Hörensagen nur so viel gelten, wie der Gewährsmann des Hörenden gilt, ist so ziemlich der einzige Lehrsatz, den die Quellenforschung aufzuweisen hat; und die divinatorische Sicherheit des Urteils, die den eminenten Historiker bezeichnet, ist in neun Fällen unter zehn nichts als eine unbewußte Anwendung dieses Lehrsatzes auf komplizierte Probleme. Der Schlag aber, der tausend Verbindungen schlägt, der Blick in die Individualität der Menschen und der Völker spotten in ihrer hohen Genialität alles Lehrens und Lernens. Der Geschichtschreiber gehört vielleicht mehr zu den Künstlern als zu den Gelehrten.

Darum aber ist es ein Irrtum, wenn dem Geschichtsstudium selbst, der quellenmäßigen pragmatischen Forschung auf der Universität ein anderer Platz eingeräumt wird als ein sekundärer. Ohne Zweifel ist für den künftigen Historiker die schon in früher Zeit wohlgeleitete Übung auf seinem Forschungsgebiet von wesentlichem Nutzen; die Übung allein macht freilich den Meister nicht, aber noch niemand ist anders Meister geworden als nach langer und harter Übung. Aber in der kurzen Universitätszeit ist für diese Übung kein Raum; und es ist eine gefährliche und schädliche Illusion, wenn der Professor der Geschichte meint in der Weise Historiker bilden zu können, wie Philologen oder Mathematiker allerdings auf der Universität ausgebildet werden können. Mit mehr Recht als von diesen kann man es von dem Historiker sagen, daß er nicht gebildet wird, sondern geboren, nicht erzogen wird, sondern sich erzieht.

Handelte es sich nun hier bloß um die größere oder geringere Wertschätzung des historischen Studiums auf der Universität, so

wäre eine Differenz darüber am Ende ziemlich gleichgültig. Aber der übertriebene Wert, der auf das direkte historische Studium gelegt wird, hat insofern sehr praktische und sehr schädliche Folgen, als darüber die wirklich für die Geschichte nötige Vorbereitung sehr häufig verabsäumt und damit eine gewisse specifisch historische Pseudovorbildung großgezogen wird, die an der wirklichen Historie wie ein Krebsschaden nagt.

Denn freilich gibt es eine dem Historiker unentbehrliche Propädeusis; nur ist dies nicht die unmittelbare der Historie selbst, sondern die mittelbare, die Kenntnis der Sprache und die Kenntnis des Rechts der Epoche. Es kann töricht scheinen dies besonders zu demonstrieren; aber überflüssig ist es leider nicht. Es gibt selbst unter den Gelehrten historische Fanatiker, welche meinen mit der sogenannten methodischen Behandlung der Quellen auskommen zu können, auch wenn man die Sprache der Quellen mangelhaft oder gar nicht beherrscht. Man hört wohl die Theorie aufstellen, daß das genaue Verständnis der Quellen eine specifisch philologische Aufgabe sei und für den Historiker es genüge im allgemeinen sich durchfinden zu können; und diese Theorie ist der Praxis der Trägheit nur allzu willkommen. Das letzte Resultat dieser Richtung sind jene monströsen Historien der Juden oder der Assyrier, geschrieben von solchen, die mit großer Unbefangenheit sich dazu bekennen die betreffenden Sprachen nicht zu verstehen; und wie zahlreich auch auf dem Gebiet der klassischen wie der mittelalterlichen Geschichte diejenigen Historiker sind, die weder Griechisch noch Lateinisch noch Deutsch wirklich verstehen, ist leider den Wissenden bekannt genug. Das Übelste hierbei sind nicht die einzelnen Mißverständnisse, die daraus entstehen, sondern der Mangel an geistiger Durchdringung des Gegenstandes. Die Sprache ist immer eines jeden Volkes größtes, dauerndstes, mannigfaltigstes Monument; um nur Rom zu nennen, wer dem Ennius und dem Horaz, dem Petronius und dem Papinian nicht nachzuempfinden vermag, der wird ewig von Roms Geschicken reden, wie der Blinde von der

Farbe, mag seine pragmatische Quellenforschung auch noch so korrekt sein.

Ähnlich verhält es sich mit dem Studium des Rechts, wobei ich allerdings nicht zunächst die eigentliche Jurisprudenz meine, sondern die Kenntnis des öffentlichen Rechts, der Verfassung des betreffenden Staats, die freilich wieder durchaus untrennbar ist von der Kenntnis des Privatrechts desselben Volkes. Es bedarf der Auseinandersetzung darüber nicht, daß diese Verfassung und ihre Wandelungen eben die Geschichte selber sind, und natürlich kann kein Historiker von ihr eigentlich absehen. Aber es gibt zwei wesentlich verschiedene Arten dieses Studium aufzunehmen: man kann entweder die Verfassung in ihrer Gesamtheit als ein mehr oder minder bleibendes System studieren oder die einzelne Frage, wie sie eben konkret in den Pragmatismus eingreift. Ersteres sollte geschehen, und letzteres pflegt zu geschehen. Wie viele von denen, die von Archonten und Strategen, von Konsuln und Prätoren erzählen, haben jemals diese Magistraturen in der Gesamtheit ihrer Rechtsstellung ernstlich erwogen? wie viele, die über Bischöfe und Kurfürsten ausführlich handeln, haben das römisch-kanonische und das deutsche Reichsrecht für diese Institutionen lebendig vor Augen? Und doch darf der pragmatischen Geschichtserzählung nur derjenige sich unterfangen, der von diesen ihren wichtigsten Faktoren eine deutliche Anschauung hat. Dieselbe Oberflächlichkeit, wie sie auf dem Gebiet der Sprachforschung die Pseudohistorie charakterisiert, zeigt sich auch auf dem Gebiet des Staatsrechts; nur zu oft redet man auch hier von dem, was man nicht, oder, was schlimmer ist, was man nur halb versteht in flacher Wiederholung undeutlicher Überlieferung.

Ich will es Ihnen nur bekennen, meine Herren: wenn ich auf Ihren Papieren den Studenten der Geschichte finde, so wird mir bange. Es kann dies ja freilich heißen, daß dieser junge Mann entschlossen ist vorzugsweise für ein gewisses Gebiet der historischen Forschung sich die nötigen Vorkenntnisse der Sprache und der Staatseinrichtungen anzueignen; und ich weiß auch, daß bei

nicht wenigen von Ihnen es dies heißt. Aber es kann auch heißen, daß man meint diese Dinge so ziemlich entbehren zu können, im Geschichtsstudium eine Zuflucht zu finden vor den Unbequemlichkeiten der strengen Philologie, auszukommen mit der methodischen Quellenforschung und dem methodischen Pragmatismus. Wo es dies heißt, da läßt die Nemesis nicht lange auf sich warten. Die Quellenforschung wird zu jenem handwerksmäßigen Zerzupfen des Materials, das höchstens Geduld erfordert — und nicht die geniale Geduld des das ferne Ziel vorahnenden Forschers, sondern die banausische Geduld der groben Arbeit. Der Pragmatismus wird entweder Kleinkrämerei oder Schwindel. Der Mangel der echten Propädeusis rächt sich dadurch, daß die falsche entweder platt wird oder phantastisch oder auch beides zugleich, und in allen Fällen der historische Geist entweicht.

Nehmen Sie, meine lieben jungen Kollegen von der Historie, sich ein Beispiel an der Rechtswissenschaft. Die Aufgabe des praktischen Juristen ist in wesentlichen Punkten derjenigen des Historikers ähnlich; aber nie ist es jemand in den Sinn gekommen die Aneignung der großen Kunst des juristischen Pragmatismus in erster Reihe von der Universitätszeit zu erwarten. Dazu, den einzelnen Rechtsfall richtig zu erkennen, kann die Universität mehr anleiten als es unmittelbar lehren; und so sollte auch der Historiker auf der Universität sich für seine künftige Tätigkeit mehr mittelbar als unmittelbar vorbereiten. Wer mit eindringender Kenntnis der griechischen, römischen, deutschen Sprache und der Staatseinrichtungen dieser Völker die Universität verläßt, ist zum Historiker vorgebildet; wer diese Kenntnis nicht hat, ist es nicht. Wenn Sie nach diesem trachten, was not ist, so wird Ihnen dann Quellenforschung und pragmatische Darstellung so gewiß von selber zufallen, wie die fruchtbare Wolke den Regen niedersendet. Und wenn Sie dieses nicht sich aneignen, so pflücken Sie die Frucht, die fault ehe man sie bricht. Sie werden durch Leistungen, welche eigentlich keine sind, nur die schon zu lange Reihe derjenigen vermehren, welche meinten die Historie als ein Handwerk lernen

zu können und welche später zu ihrem Schrecken erfahren, daß sie eine Kunst ist.

Ich könnte fortfahren mit Klagen und mit Tadel. Aber es ziemt sich nicht für diese Stelle und für diesen Tag die schwarzen Wolken zu zählen und zu beschreiben, die über der Zukunft der deutschen Universitäten schweben. Sie sollen und sie werden uns nicht beirren weder in unserem Anteil an der allgemeinen Freude an dem Erreichten, noch in unserem guten Mut für die Zukunft. Die deutsche Jugend wird nicht aus der Art schlagen; sie wird dereinst, auch unter erschwerten Bedingungen, das Werk weiterführen, das wir ihr übergeben, und schon jetzt zu dieser Weiterführung sich vorbereiten. Sie haben dazu, was Sie vor allem brauchen: die volle Freiheit des Lernens. Kein formales Gesetz schreibt Ihnen vor, wie Sie Ihre akademischen Jahre zu benutzen haben; keine Zwischenprüfung fragt nach, ob diese Benutzung überhaupt und in welcher Weise sie stattgefunden hat. Kein Volk in der Welt setzt auf seine Jugend das gleiche Vertrauen, wie es das unsrige tut; und die akademische Jugend hat dies Vertrauen bis jetzt gerechtfertigt. Gehen Sie auch ferner Ihre eigenen Wege — und wenn der Weg oftmals in die Büsche leitet und man wohl denkt, daß es ein Irrweg sei, öfter als man zu hoffen wagen durfte, hat sich gezeigt, daß viele Wege zum gleichen und rechten Ziel führen können. Bei jedem rechten Menschen von Eigenart ist der eigene Weg für ihn der beste; und jedem von Ihnen steht er offen.

So lassen Sie uns denn, meine Herren, die gemeinschaftliche Arbeit lehrend wie lernend beginnen, in vollem Bewußtsein der Schwierigkeit der Aufgabe, und ebendarum mit dem vollen und ganzen Entschluß ihrer Herr zu werden. Wo die Gefahr ist, da ist die Ehre. Es gibt bequemere Wege ins Leben als den, der durch unsere Hörsäle führt; darum eben gehen diesen Weg die Besten. Die Matrikel des deutschen Studenten ist immer noch ein Adelsbrief, durch den er eintritt in die Reihe der freiwilligen Kämpfer für Recht und Wahrheit und geistige Freiheit. Sie ist

aber auch ein Schuldbrief; wer sie annimmt, verpflichtet sich damit in diesem Kampf seinen Mann zu stehen und die schlimmen Feinde aller geistigen Entwickelung, die Trägheit, die Vieltuerei, die Scheinbildung nicht über sich Herr werden zu lassen. Sie, meine Herren Kommilitonen, haben diesen Adelsbrief, diesen Schuldbrief entweder empfangen oder sind im Begriff ihn entgegenzunehmen. Führen Sie denselben, ein jeder an seinem Teil, zu Ehren und Frommen des Landes.

REDE
ZUR GEDÄCHTNISFEIER DER UNIVERSITÄT
AM
3. AUGUST 1875*).

Die Universität Berlin feiert an dem heutigen Tage das Gedächtnis ihrer Stiftung und ihres Stifters, des Königs Friedrich Wilhelm des Dritten von Preußen. Sie feiert damit das Gedächtnis des Mannes, der den Mut hatte eine verlorene Schlacht mit der Errichtung einer deutschen Hochschule zu beantworten, der für die verlorenen Provinzen nach seinem eigenen Worte Ersatz suchte in der Entwickelung der geistigen Kraft seines Volkes, und dessen hochherzige Weisheit damit jene Bahn betrat, die ihn selbst zum Wiederaufbau des Staats Friedrichs des Großen und seinen Sohn weit darüber hinaus zur Wiederherstellung des Reiches deutscher Nation geführt hat. Die Frage, welche Universität die erste Deutschlands sei, ist nicht besser berechtigt als die nach dem größten deutschen Gelehrten; wir wissen davon nichts und fragen nicht danach. Das aber wissen wir und das ist keine Frage, daß in der Großartigkeit der Begründung, in dem herrlichen Anfangssegen keine Hochschule Deutschlands der unsrigen sich vergleichen kann. Die meisten deutschen Universitäten hat die verständige Überlegung oder die Gunst des Glückes, manche die Herrenlaune oder der Zufall ins Leben gerufen; unsere Anstalt ist entsprungen dem Kampfe des Volkes auf Leben und Tod und der Genialität der höchsten nationalen Gefahr. Sie steht da als eines jener leuchtenden Denkmäler des Glaubens an das Vaterland, der, aller Wahrscheinlichkeitsrechnung spottend, in der tiefen

*) Universitätsschrift, gedruckt in der Buchdruckerei der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin (G. Vogt). 17 Seiten 4°; auf S. 14—16 das hier fortgelassene Verzeichnis der Gefallenen.

Nacht allgemeinen Verzagens das ferne Morgenrot des Sieges und der Einigung mit den Augen des Geistes schaut und dadurch es heranführt. Nur etwa unsere jüngste Schwester, das neugewonnene frisch erblühende Straßburg darf in dieser Beziehung neben unserer Hochschule genannt werden. In der Tat, daß die Geschichte der deutschen Universitäten zwar nicht die Geschichte Deutschlands, aber wohl davon ein lebendiger Teil ist, findet seinen rechten Ausdruck in dem stolzen Wort, welches wir wohl uns gestatten dürfen, daß die Entwickelung des deutschen Staats den Zeitraum umfaßt von der Gründung der Universität Berlin bis zu der Gründung der Universität Straßburg. Aber nicht einmal mit dieser Schwester möchten wir tauschen. Das Wollen ist gewaltiger als das Erreichen, und es ist fruchtbarer. Der Pflichtbegriff, wie er unserer Wiege eingebunden ist, der Arbeitssegen vom Jahre 1809, ich denke, ein jeder von uns, meine Herren, ein jeder der Lehrer wie der Lernenden weiß es, was sie ihm sind. Wenn das Auge beim Eintreten in dieses unser zum Fürstenpalast gebaute und dann von unserem erhabenen Stifter diesem seinem jetzigen Zwecke übereignete Haus auf dessen schlichte Aufschrift und die stolze Jahreszahl fällt, so erinnern wir uns daran, daß hier vor allem jede wissenschaftliche Arbeit, und sei sie die unscheinbarste, geweiht ist als ein Teil der Arbeit für das ganze große Vaterland. Vor allem aber der heutige Tag erinnert uns, und wird, wir hoffen es, noch manches folgende Geschlecht an diesen unsren Ursprung erinnern und damit wie die rechte Bescheidenheit so auch den rechten Stolz — beide gehören ja oder fallen vielmehr zusammen — in den Kreisen unserer Hochschule stets lebendig erhalten.

Aber das diesjährige Stiftungsfest ist noch in anderem Sinne eine Gedächtnisfeier.

Bei der Festfeier am 18. Oktober 1819 lag es dem damaligen Rektor der Universität Professor Weiß ob, der zweiundvierzig in den Befreiungskriegen der Jahre 1813, 1814 und 1815 gefallenen Angehörigen der Universität Berlin in feierlicher Weise zu gedenken. Wie unsere Jugend an jenem Kriege sich beteiligt hatte,

erzählt die Geschichte; stolzer, als auf unsere zahlreichst besuchten Studienjahre, sind wir heute noch auf jenes Sommersemester 1813 und das folgende Wintersemester 1813/14, in welchen in dem ersten 28, in dem zweiten 29 Studenten unsere Hochschule bezogen, weil die waffenfähige deutsche Jugend damals gegen die Franzosen im Felde stand. Es war zu jenem 18. Oktober die Tafel aufgestellt worden, welche die Namen dieser unserer Zweiundvierzig trägt und welche seitdem in der Mitte unseres Hörsaals sich befindet. Ihrer aller Blicke haben oft auf derselben geruht.

Heute zuerst stehen neben jener vor zwei Generationen errichteten Gedenktafel zwei andere, auf denen die Namen der neununddreißig Dozenten und Studenten eingegraben sind, welche in dem Deutsch-französischen Kriege der Jahre 1870 und 1871 ihr Leben verloren haben; und mir ist die Aufgabe zugefallen an dem unserem Stifter gewidmeten Erinnerungstag dieser tapferen Jünglinge Gedächtnis zu ehren. Wir dürfen es eben an diesem Tage tun; denn wie ihre Vorgänger, jene Zweiundvierzig, auf seinen eigenen Aufruf hin unter die schwarzweiße Fahne getreten sind, so haben ihre Enkel, unsere Neununddreißig, mit ihrem Blute dazu geholfen, daß sein Werk gekrönt worden ist und das schwarzweißrote Banner über äußere Feindschaft und innere Zwietracht den Sieg davongetragen hat.

Spät erfüllen wir eine teure Pflicht, vielleicht zu spät. Diese Namen hätten hier aufgerichtet werden sollen, als noch jene furchtbare Kriegszeit in unmittelbarem und frischem Gedächtnis lebte; als noch die bange Stimmung in uns lebendig war, in welcher wir damals von Tag zu Tag den von unserm König aus dem Felde an sein Volk gesandten ernsten Botschaften, den verhängnisvollen Namensverzeichnissen entgegensahen, als noch die Tränen heiliger Liebe flossen, welche der Mensch nicht trocknen darf, die aber die alles heilende Zeit doch auch versiegen macht. Jetzt wissen wir fast nicht, wie wir von jener Zeit reden sollen, und möchten am liebsten von ihr schweigen. Der Geschichte gehört sie noch nicht an. Die wie immer in leidenschaftlicher Parteinahme sich

ausdrückende, doch von parteiloser Abschätzung der Gegensätze und der Gegner ausgehende historische Kritik wird jenen von uns erlebten gewaltigen Vorgängen gegenüber unser Geschlecht niemals fertig bringen; ist ja doch von jeher die Geschichte das Totengericht gewesen, in welchem die späteren Geschlechter den Spruch fällen über die früheren, um dereinst über die eigenen Handlungen in gleicher Weise von den nachfolgenden Recht zu nehmen. Aber wir leben in jenen Ereignissen auch nicht mehr. Schwere Kämpfe anderer und noch ernsterer Art, die Kämpfe um die ökonomische und die sittliche Zukunft unserer neu geeinigten Nation erfüllen zur Zeit das Herz nicht bloß des Staatsmannes, sondern jedes politisch Denkenden, und sie haben mit fast unbegreiflicher Raschheit die Erinnerung an Krieg und Sieg in den Hintergrund gedrängt. Man darf dies eine günstige Fügung der Dinge nennen; wie wir denn überhaupt nicht darüber mit dem Schicksal rechten wollen, daß jeder Schritt uns schwer gemacht wird und daß die harte Arbeit, mit welcher der märkische Pflug dem kargen Boden die Notdurft des Lebens abringt, auch auf dem geistigen Gebiet, in der ökonomischen und civilisatorischen Entwickelung Deutschlands sich stetig wiederholt, ja, wie es scheint, beständig sich steigert. Bisher hat sich der Satz bewährt, daß, wie das leicht Gewonnene auch leicht zerrinnt, so das Erarbeitete um so festeren Bestand hat, je mehr Schweiß daran hängt und je langsamer die Arbeit zum Ziel kommt. In diesem Vertrauen treten wir alle, auch die, welche über die Schwere und die Gefahr der gegenwärtigen Verhältnisse sich keiner Täuschung hingeben, nichtsdestoweniger in den neuen Kampf mit festem Mut und sicherem Glauben ein. Aber zum Jubel über die gewonnenen Siege haben wir Deutsche keine Zeit, vielleicht auch kein Talent. Es ist das Kennzeichen des wahrhaft Strebenden, daß das Erreichte für ihn sich von selbst versteht und er von der erklommenen Höhe nicht zurücksieht auf die unter ihm liegenden Tiefen oder gar auf die zurückgebliebenen Mitbewerber, sondern aufwärts schaut zu den höheren Kränzen, zu den weiteren Zielen. Eine Empfindung

dieser Art scheint glücklicherweise auch unsere Nation zu beherrschen; und der strengen Schule, in die das Schicksal uns nimmt, kommt diese Stimmung entgegen.

Nicht meine freie Wahl ist es, die mich heute bestimmt, Sie in jene Kriegszeiten zurückzuführen; es ist die Pflicht, die das Andenken der ruhmreich gefallenen Universitätsgenossen mir auferlegt.

Die Verspätung dieses Gedächtnisfestes war, im wesentlichen wenigstens, unvermeidlich. Als der Senat unserer Universität am 24. Juli 1872 die Aufstellung dieser Tafeln beschloß, erachtete er es vor allem für seine Pflicht, das Verzeichnis unserer gefallenen Kommilitonen so weit vollständig herzustellen, als dies überhaupt möglich ist. Wer aber die Schwierigkeit kennt, denen selbst bei unseren wohlgeordneten militärischen Einrichtungen dergleichen Zusammenstellungen unterliegen, wird es wohl begreifen, daß die Aufstellung dieser Gedächtnistafeln nicht zu derjenigen Zeit hat stattfinden können, welche, der Stimmung nach, mehr als der heutige Tag für diese Feier sich geeignet haben würde. — Es ist daran auch nicht viel gelegen. Zum Siegesjubel mag Zeit und Stimmung fehlen; zur Siegestrauer wird beides immer sich finden.

Diese Denktafeln, meine Herren, vor denen Sie stehen, sind nicht bloß dem Gedächtnis einzelner Wackerer bestimmt; sie sind auch der letzte und ernsteste Ausdruck unserer Staatsordnung, insofern diese in den schwersten Leistungen, die sie dem Staatsbürger auferlegt, die Privilegien des Vermögens und der Bildung nicht gelten läßt, sondern das Opfer des eigenen Lebens, wo es gefordert werden muß, von jedem ohne Unterschied fordert. Die jungen Männer, deren Namen hier verzeichnet sind, besaßen jene Privilegien und haben dieses Opfer gebracht. Es soll hier nicht gefragt werden nach der Zweckmäßigkeit und der Berechtigung dieser Einrichtungen; diese begriffen zu haben ist uns von unseren Vätern überkommen, und wir werden nicht jetzt darüber Worte verlieren, wo Freunde und Feinde uns diese Einrichtungen abzulernen versuchen. Aber gestatten Sie mir mit wenigen Worten

das Verhältnis darzulegen, welches die gebildeten Stände überhaupt zu der Kriegsleistung einnehmen und die Eigenartigkeit sowohl wie zugleich die Allgemeingültigkeit der großen Grundsätze unserer Heerordnung im Gegensatz zu anderen Systemen kurz hervorzuheben. Ich werde Ihnen nichts Neues sagen; aber ein Gedächtnisfest darf wohl auch Altbekanntes in Anwendung auf den einzelnen Fall vergegenwärtigen.

Merkwürdige Wandelungen haben in dieser Hinsicht sich vollzogen. In der antiken Welt, welche, soweit sie überhaupt höhere Geisteskultur erzeugt hat, mit dem freien Staat nicht hinausgekommen ist über die Freistadt, ward die Kriegsleistung, wie jede andere bürgerliche Verrichtung, vorzugsweise den höheren Ständen auferlegt. Nur wer das volle Gemeindebürgerrecht besitzt und ferner imstande ist sich die volle, verhältnismäßig viel teurer als heutzutage zu stehen kommende Armatur aus eigenen Mitteln anzuschaffen, dient zu voll im Bürgerheer; und es ist darum auch deutlich nachzuweisen, daß in Athen wie in Rom eine verlorene Schlacht die unterliegende Bürgerschaft insofern unverhältnismäßig schwerer traf als heutzutage, weil die Gefallenen in überwiegender Zahl den höheren Gesellschaftsschichten angehörten. Truppen, wie die karthagische Reiterei und die römische der mittleren Republik dürfen geradezu angesehen werden als Abteilungen, in denen jeder Dienende Offiziersrang hatte. Das Übermaß der Leistung, welches hiermit den höheren Kreisen zugemutet ward, hat nicht am wenigsten dazu beigetragen den Fortbestand der bürgerlichen Ordnungen selbst in Frage zu stellen und das Ende der stolzen städtischen Republiken herbeizuführen. Daß ihre Bürger anfingen sich einem solchen Kriegsdienst zu entziehen, namentlich wo die Gefahr an die Stadt nicht unmittelbar herantrat, ist begreiflich; und nachdem sie der Waffen sich entwöhnt hatten, war die Gemeindefreiheit, die Tochter der Wehrhaftigkeit, notwendig ebenfalls zu Ende. In Rom freilich, wo das Bürgertum am mächtigsten sich entwickelt hat, fiel es nicht ohne harten Kampf. Die Annalen aus der Zeit der Agonie der Republik berichten es, wie auf Pompejus'

und der sonstigen republikanischen Führer Ruf die bessere Bürgerschaft überall in Legionen zusammentrat und den Mannschaften Cäsars sich entgegenwarf. Aber der aufopfernde Mut der Freiwilligen hielt hier wie überall nicht stand vor der militärischen Technik und das Rad des Schicksals rollte über Cato und die Catonianer hinweg.

Das römische Kaisertum und die von seinen Traditionen mehr, als man glaubt, beherrschte Folgezeit ging alsdann zurück auf das geradezu entgegengesetzte System: das Kriegshandwerk kam auf, das heißt der Staat verschafft sich die Soldatenarbeit ungefähr in derselben Weise wie jede andere für seine Zwecke erforderliche Tätigkeit, im wesentlichen gegen Bezahlung, und demnach in der Weise, daß man sie da nimmt, wo sie den Umständen nach am billigsten und besten zu beschaffen ist. Am reinsten tritt dies Prinzip auf in dem Werbesystem, namentlich in der Werbung ausländischer Lohnsoldaten, welche bekanntlich zwar nicht in dem rein und voll entwickelten Gemeinwesen Roms, aber wohl in den Freistädten von Hellas neben ihrem Gegensatz, dem Bürgerheer, und oft gleichzeitig mit ihm Anwendung gefunden hat. Ganz dasselbe ausländische Werbesystem ist dann späterhin in der sinkenden römischen Monarchie abermals aufgenommen und damals die eigentlich nächste Ursache zu dem Sturz derselben geworden, indem die geworbenen deutschen Hauptleute die werbenden römischen Herren zuerst beherrschten und sodann verdrängten. — Aber auch die übrigen Formen der Heerbildung, welche seit dem Beginn der römischen Kaiserzeit vorgeherrscht haben, sind von der Werbung mehr der Form als der Sache nach verschieden. Die Staatsordnung Augusts hielt zwar der Form nach das Prinzip fest, daß jeder Bürger dienstpflichtig sei; aber tatsächlich wurde die bevorzugte Gardetruppe durchaus und auch sonst ein großer Teil der Armee durch Werbung im Inland beschafft, wo diese aber nicht ausreichte, die Aushebung durchaus auf die niederen Schichten der Bevölkerung geworfen und überhaupt so geordnet, daß man sie füglich als eine Art Fronde oder als zwangsweise

Mietung der Soldaten bezeichnen kann Mit diesem Mietsystem hängt weiter zusammen, daß die Dienstzeit fast bis an die Grenze der körperlichen Dienstfähigkeit erstreckt und jedem entlassenen Soldaten eine Art von Invalidenversorgung auf Lebenszeit wenigstens in Aussicht gestellt ward.

Endlich das Heerwesen des Mittelalters, insofern es auf der Lehnspflicht beruhte, fällt insofern unter das gleiche Prinzip, als der Dienst namentlich zu Roß fast zu einer deutschrechtlichen Servitut ward oder, wie man es auch ausdrücken kann, zur Gegenleistung für das Recht ein dem Lehnsherrn gehöriges Grundstück zu eigenem Vorteil zu bewirtschaften. Der Grundsatz der allgemeinen Dienstpflicht, obwohl auch hier formell anerkannt, wird doch praktisch zur Ausnahme.

Bei allen diesen Systemen ist der Weg zwar ein sehr verschiedener, aber das Ziel dasselbe. Wie der Staat seine Wege im Stand hält, entweder indem er Unternehmer bezahlt, oder indem er gewisse Grundbesitzer zur Übernahme der Arbeiten ein für allemal verpflichtet, oder indem er, wo es nötig ist, die Zwangsarbeit ansagt, so bildet er auch sein Heer, indem er entweder die Soldaten wirbt, oder den Grundbesitz dauernd mit dem Kriegsdienst belastet, oder zwangsweise eine Anzahl seiner Untertanen zur Eingehung des Löhnungsdienstvertrages anhält. Die meisten und wichtigsten dieser Formen haben notwendig zur Folge, daß die besseren Klassen der Gesellschaft aus dem Heere verschwinden und des zum Handwerk gewordenen Kriegsdienstes sich ein für allemal entschlagen.

Wenn es nun der Zweck jeder Kriegsordnung sein muß dem Gemeinwesen den seinen physischen Verhältnissen nach größtmöglichen Schutz gegen das Ausland, das Maximum der für ihn erreichbaren Wehrhaftigkeit zu verleihen, so leuchtet ein, daß weder das eine noch das andere jener Prinzipien zu diesem Ziele führt. Indem das Bürgerheer alle ärmeren Bürger und alle standesungleichen Gemeindegenossen vom Dienst ausschließt, beraubt die Gemeinde sich einer je nach den Umständen geringeren oder

größeren Zahl wehrfähiger Männer; und die Kritik dieser Institution sind die Notheere von Freigelassenen, Metöken, ja Sklaven, welche in jeder größeren Krise auf den Kampfplätzen der alten Welt erscheinen und nichts sind, als die ersten Zeugnisse für die Unumgänglichkeit der allgemeinen Wehrpflicht.

Vielleicht noch unvollkommener erweist sich das durch Miete oder Erbkauf gebildete Heer. Zunächst mangelt ihm die Reserve und, wie die Augustische Monarchie dies zu ihrem Schaden erfahren hat, jede Kriegslücke, ja jedes besondere Kriegsbedürfnis bringt dies Heerwesen sofort und unvermeidlich aus den Fugen. Vor allem aber fehlt da, wo die gebildeten Kreise dem Heerwesen fernstehen, oft in kurzsichtiger Politik möglichst fern gehalten werden, notwendig der große Zug, der patriotische Schwung, die selbstlose Opferwilligkeit, welche das höchste Privilegium der vollen sittlichen Bildung ist und für welche die niederen Kreise wohl die Empfänglichkeit, aber nur in geringem Maß die Initiative besitzen. Die praktische Kritik dieser Institution sind die freiwilligen Heerhaufen und die tragische, nicht selten tragikomische Rolle, welche dieselben in der Geschichte aller Zeiten gespielt haben. In jedem Staate, der eine solche entgeistigte Armee besitzt, besteht unausgesprochen das stille Gefühl ihrer Unzulänglichkeit; in gewöhnlichen Zeiten verdeckt durch den nationalen Stolz, oft übertönt durch das Prahlen und Pochen des militärischen Handwerks, bricht dies Gefühl, so wie vor dem Ernst der Dinge das Säbelrasseln schweigt, in schöner, oft tief ergreifender Weise darin hervor, daß unter den vom Heerdienst befreiten besseren Ständen das Pflichtgefühl sich regt und man eilt, sich freiwillig unter die Fahnen zu stellen. Aber regelmäßig, vielleicht immer, tritt diese freiwillige Hingabe erst dann auf, wenn es für den unmittelbaren Erfolg zu spät ist, und wird durch sie nur die Zahl der Opfer vermehrt.

Es wird nicht nötig sein noch ausdrücklich auszusprechen, was in diesen Gegensätzen in betreff unserer Heeresordnung angedeutet ist. Solange das preußische Königtum, solange das aus ihm erwachsene deutsche Kaiserreich besteht, wird jeder Bürger

desselben dem Fürsten, dessen Gedächtnis wir heute feiern, den Dank dafür zollen, daß er Pfadfinder gewesen ist auf diesem hohen Wege der Pflicht und der Ehre. Die Genialität einzelner Männer hat mit dazu getan, daß wir zum Ziele gelangt sind; aber den Weg wiesen dem König wie dem Volke das feste Ehr- und Pflichtgefühl und der in seiner Art beispiellose Notstand der Zeit, in der unsere Universität ins Leben trat. Sie lehrten ein Bürgerheer schaffen ohne Ausschließung der niederen, ein Soldatenheer ohne Ausschließung der höheren Klassen, und den Bürger und den Soldaten in höherem Grade identifizieren, als dies bisher einem anderen Volke gelungen ist. Unsere Ordnung hat die kürzeste effektive Dienstzeit des einzelnen Mannes, welche überhaupt vorkommt; und jede Verkürzung derselben, soweit sie technisch möglich ist, ist eine Vervollkommnung. Unsere Ordnung ergibt die stärkste Verhältniszahl von Reserven, welche überhaupt erreicht worden ist, und jede Vermehrung dieser Zahl, soweit sie finanziell zulässig ist, erscheint als weitere Vervollkommnung. Unsere Ordnung verbindet den unentgeltlichen Dienst des Bemittelten mit dem Lohndienst des minder Vermögenden, ohne daß das Heer darum aufhörte ein einheitliches Ganze und der volle Träger der gesamten körperlichen und geistigen Volkskraft zu sein. Unser Heer ist ein unendlich gewaltigeres als das der antiken Bürgergemeinden; aber um unsere Toten dürfen wir trauern, wie Perikles und seine Zeitgenossen um ihre gefallenen Mitbürger getrauert haben.

So ist es denn unser Stolz, daß bei uns der freiwillige Dienst in einem höheren Pflichtgefühl sich aufhebt. Freiwillige im wirklichen Sinne des Wortes gibt es für militärische Leistungen bei uns nicht; was wir so nennen, ist eine als Prämie für den höheren Bildungsstand gesetzlich zulässige Verkürzung der effektiven Friedensdienstzeit. Es waren sämtlich Freiwillige dieser Art, deren Namen auf jenen Tafeln verzeichnet sind. Sie verdienen diesen Namen; denn sie gehören zu denen, welche freiwillig gekommen sein würden auf den Notruf des Vaterlandes. Aber dieser

Ruf ist nicht an sie ergangen, oder vielmehr, er erging und ergeht ein für allemal an jeden Deutschen, insofern das Gesetz jedem gesunden Manne zu dienen befiehlt. Das Vaterland ist immer in Gefahr, und jeder Bürger soll immer zu Wacht und Wehr bereit sein. Diese waren bereit; sie haben ihre Pflicht getan und sind für sie gestorben. Es ist mit das Werk eines jeden von ihnen, daß in dem großen Kriege Deutschland über Frankreich gesiegt hat.

Hat es denn bei unsern Gegnern an Männern gleicher Art, gleicher Bildung, gleichen Todesmutes gefehlt? O nein! Auch das beste Blut Frankreichs ist in Strömen geflossen und freiwillig gegeben worden. Es würde uns übel anstehen, wenn wir die hohe Tapferkeit, die großartige Gegenwehr ableugnen oder auch nur überschweigen wollten, welche die französische Nation insbesondere in dem zweiten Abschnitt des Krieges entwickelt hat. Unsere im Kampf gefallenen Braven, wenn sie noch mit Zeugnis ablegen könnten, würden selbst die ersten sein anzuerkennen, daß dieselben Elemente der Vaterlandsliebe und der Hingebung bis zum Tode in beiden Völkern mächtig gewesen sind und daß wir über ebenbürtige Gegner gesiegt haben. Die französischen Mobilen sind unseren Bataillonen gegenüber unterlegen, nicht weil der einzelne deutsche Kämpfer dem einzelnen Gegner an sich überlegen war, sondern weil unsere Heeresordnung, indem sie den kostbarsten Schatz unserer Zukunft, die Blüte unserer Jugend anscheinend verschwenderisch verwendet, in der Tat mit diesem besser und sparsamer haushält, als wo man diese Jugend dem Waffengang anfangs untätig zuschauen läßt, um sie dann in ziellosem Verzweiflungskampf nur deswegen zu opfern, damit ihr Untergang wenigstens die Ehre des Vaterlandes rette.

So dürfen wir es aussprechen: die Söhne unserer Hochschule, die der Krieg uns entrissen hat, sind eines schönen Todes gestorben. Es ist das alte Vorrecht der Jugend, das Leben, wie golden es auch vor dem einzelnen liegen mag, doch, wenn es sein muß, leichter und freudiger in die Schanze zu schlagen als der

ältere nicht mehr also von der Leidenschaft getragene, an die süße oder nichtsüße Gewohnheit des Daseins sich anklammernde Mann. Wir können hinzufügen, daß unseren Gefallenen der Tod wohl leichter geworden sein mag als unzähligen aus niederen Bildungskreisen, die in der gleichen Blüte der Jahre die gleiche Kugel ereilt hat. Wohl breitete vor jenen das Leben farbenreicher und prächtiger sich aus als vor diesen; aber jene wußten auch voller, sicherer, klarer als ihre Genossen, vorher sowohl wie in der eisernen Umarmung des Todes selbst, wofür sie starben und daß ihr Blut nicht umsonst floß. Glücklicher als ihre Schicksalsgenossen aus dem Befreiungskrieg haben sie keinen Rückzug und keine Niederlage erlebt. Von Sieg zu Sieg sind sie geschritten, bis wo das Schicksal ihrer Laufbahn ein Ziel gesetzt hatte, und den meisten von ihnen war es vergönnt mit dem Bewußtsein des entschiedenen, des mit durch sie entschiedenen Triumphes der deutschen Sache aus dem Leben zu scheiden.

Ich bin am Schluß, meine Herren; aber mein Geschäft ist noch nicht zu Ende. Es scheint mir Pflicht, an diesem Tage und an dieser Stelle die Namen der deutschen Jünglinge zu nennen, welche auf diesen Tafeln verzeichnet stehen und deren Gräber, weit zerstreut durch das ganze Deutschland und das halbe Frankreich, die *alma mater*, von der sie zum Kampfe entlassen worden sind, in trauerndem Stolz um ihre Söhne hier auf diesen Tafeln gleichsam in einem Gesamtgrabmal vereinigt. Die Angaben sind kurz; auf ein Soldatengrab gehört nichts als der Name, der Ort und der Tag. Aber das Verzeichnis ist lang. In öffentlichen Vereinigungen pflegt man nicht zuzuhören, wenn Namensverzeichnisse zur Verlesung kommen. Sie, meine Herren, werden, das weiß ich, heute mit ernster Teilnahme die Namen derer vernehmen, welche, aus allen Teilen Deutschlands hier sich vorbereitend dem Vaterland zu dienen, schon in sich selbst ein Bild des innerlich einigen Deutschlands, aus unseren Hörsälen zum Waffendienst abberufen, mit ihrem Leben das Vaterland vor der Fremdherrschaft geschützt

und der vollen Einigung entgegengeführt haben. Sie insbesondere, meine Herren Kommilitonen, werden sich erinnern, daß alle diejenigen, deren Namen ich nennen werde, einst an dem Platze gestanden haben, wo Sie jetzt stehen, und auf die eine Gedächtnistafel geblickt haben, die damals an dieser Stelle stand. Sie ahnten es nicht, daß sie bestimmt seien neben und gleich ihren Vormännern in dieser stolzen Halle verzeichnet zu werden. Auch Sie, meine Herren, wissen nicht, ob Ihren Nachfahren oder vielleicht schon Ihnen selbst ein gleiches ernstes Los bevorsteht; sowenig wie wir es wissen, ob wir die Augen schließen werden, ohne noch andere als jene drei Tafeln in diesem Saal geschaut zu haben. Wir wünschen, daß es der Fall sein möge; aber es zu hoffen, scheint fast vermessen. Wir Älteren sind aufgewachsen in einer Friedenszeit, in welcher der Krieg beinahe als eine abgeschaffte Institution galt. Wir erlebten es dann, daß erst der Kanonendonner über den Ocean herüber an unsere Ohren schlug, dann an den europäischen Gestaden derselbe näher und näher rollte, endlich über unser eigenes Vaterland das Gewitter aber und abermals und in immer steigender Furchtbarkeit sich entlud. Betrachten wir die Kriege, die wir erlebt haben, mit dem kühlen Blick des Meteorologen, so pflegt freilich auf eine lange Kette von Gewittern eine wetterfreie Epoche zu folgen. Aber ob der letzterlebte furchtbare Kriegssturm, der diese unsere Genossen mit so vielen anderen hinweggerafft hat, nun in der Tat die Reihe beschließt, das ist viel weniger gewiß, als daß, wenn noch weitere nachfolgen sollten, jeder folgende die früheren ebenso an Gewaltigkeit und Opfern überbieten wird, wie bisher jeder spätere seine Vorgänger überboten hat. Wir stehen also vielmehr bei dem Wünschen als bei dem Hoffen. An jenem freilich ist kein Zweifel. Es ist kein Platz mehr in diesem Saal für weitere Tafeln; und mögen diese für lange hinaus die letzten sein! Wir dürfen wohl, in anderem Sinne, aber mit gleichem und besserem Recht, den Ausruf des griechischen Königs uns aneignen, vor weiteren Siegen bewahrt zu bleiben. Wir wissen ja auch, daß unser Kaiser vor allem, überhaupt aber jeder

deutsche Staatsmann diesen Wunsch teilt, ja ohne Zweifel, je größer sein Einfluß, je höher seine Einsicht ist, um so mehr ihn teilt, um so ernsthafter bestrebt ist jede wenn auch sonst berechtigte Regung der Empfindlichkeit niederzukämpfen, jeden auch nur scheinbaren Mißbrauch der neugewonnenen Machtstellung zu vermeiden, überhaupt an die Herstellung eines dauerhaften Friedensstandes geradezu alles zu setzen außer dem Recht und der Ehre der Nation. Es gibt keine eindringlichere Friedenspredigt als den Krieg, der zu solchen Gedenktafeln führt und führen muß, wie wir deren heute errichten. Der hoffärtige Civilisationswahnsinn, welcher die niedrigeren Bildungsschichten der Gesellschaft bloß als Material gleich dem Eisen und dem Blei betrachtet, ist so verächtlich wie verkehrt; aber wenn eine Nation, wie die unsrige es tut, den hochgebildeten Teil ihrer Jugend der Kriegsgefahr in dem gleichen, ja, wenn man das Offiziersverhältnis berücksichtigt, sogar in höherem Maßstabe aussetzt als den minder gebildeten, wenn sie in jedem Kriege von ihrer besten Blüte, von den zu Gelehrten, zu Künstlern, zu Staatsmännern berufenen Talenten einen Teil notwendig zu Grabe trägt, so liegt allerdings in der ungeheuren Höhe dieses Einsatzes eine Warnung vor dem Kriegsspiel selbst, die kein deutscher Staatsmann und vor allem kein deutscher Herrscher je überhören wird und kann. Kriege, wie der letzte französische Kaiser sie an fernen Gestaden und dann gegen uns mutwillig begonnen und oft ebenso mutwillig abgebrochen hat, sind nach unserer staatlichen Ordnung wohl formell statthaft, aber tatsächlich unmöglich. Das unvergleichliche Wechselbündnis, das die Dynastie der Hohenzollern mit dem deutschen Volke eingegangen ist, beruht allerdings auf Gegenseitigkeit. Es ist unter dieser Dynastie vorgekommen, vorgekommen zum schwersten Schaden der Nation, daß notwendige Kriege nicht geführt worden sind; einen unnötigen Krieg hat kein Hohenzoller geführt und kann ihn nicht führen. Jeder König aus diesem Haus muß hintreten dürfen vor Tafeln, wie die unsrigen sind, ohne daß sein Gewissen ihn für dieses Blut verantwortlich macht, ohne daß sein Volk dieses

Blut von ihm fordert. Das wissen wir alle; das wissen auch Sie, meine Herren Kommilitonen. Muß es sein, so ist keiner zu gut. Der Abgrund der drohenden Niederlage schließt sich nur über dem Blute des besten Rittersmanns. Und das haben wir freilich erfahren, daß das Wünschen und Wollen des Friedens den Frieden nicht sichert. Es ist mit dem Krieg wie mit der Feuersbrunst; das Anzünden ist so leicht wie das Löschen schwierig. Muß es also sein, so wird es wieder sein wie früher. Der König rief und alle kamen, sagten wir bisher; alsdann wird der Kaiser rufen und was es heißt, daß alle Deutsche kommen auf des Kaisers Ruf, das werden die Feinde des deutschen Namens alsdann erfahren. Die Gerufenen werden nicht alle zurückkehren; aber wer im Heimzug der Sieger fehlt, dessen Name wird in Ehren bleiben und weithin leuchten, wie die Namen der Neununddreißig, die ich jetzt Ihnen verlese.

Diese mit dem ganzen Volke
Halfen bau'n die neue Burg,
Und aus schwerer Wetterwolke
Brach die eine Sonne durch.

Palmenzweige, Lorbeerreiser
Für der Jugend Todesmut!
Deutsches Reich und deutscher Kaiser
Wuchsen auch aus ihrem Blut.

Mit dem Blut des besten Lebens
Steht der hohe Bau geweiht.
Wer uns starb, starb nicht vergebens
Und sein Name leuchtet weit.

AKADEMISCHE REDEN.

ANTRITTSREDE

8. JULI 1858*).

Wem es unter Umständen, wie sie bei mir obwalten, in Ihren Kreis zu treten gestattet wird, dem kann es nicht schwer fallen für seinen Dank die richtige Beziehung zu finden. Den Platz in Ihrer Mitte, meine Herren, verdanke ich zunächst dem großen wissenschaftlichen Unternehmen, wovon Sie einen wichtigen Teil in meine Hand zu legen für gut gefunden haben; und wenn ich in Ihrem Beschlusse mich den Ihrigen zu nennen eine ernste Aufforderung finde dieser Ehre auch wert zu sein, so ist mir zugleich durch Sie eine bestimmte Aufgabe gestellt worden, auf deren wissenschaftliche Stellung und Bedeutung Sie mir verstatten wollen, gerade heute und an diesem Platz einen Blick zu werfen. Man hat es der philologisch-historischen Wissenschaft oft vorgeworfen, daß sie es nicht versteht sich zu organisieren; daß das Abschreiben, Vergleichen, Untersuchen ohne einen Gesamtplan geschieht und darum vielfach sich verzettelt; daß man nicht gehörig erwägt wieviel Zeit und Kraft durch eine methodisch unternommene Gesamtarbeit erspart wird und darum nicht bloß die Mittel vergeudet, sondern auch selbst mit den des Abschlusses fähigen Arbeiten nicht zum Abschließen gelangt. Es kann auch nicht geleugnet werden, daß namentlich in der klassischen Altertumsforschung, die vor den jüngeren und an ihr emporgebildeten Wissenschaftszweigen Vorteile und Nachteile einer vielhundertjährigen Tradition voraushat, eine gewisse Arbeitszersplitterung vorgeherrscht hat und zum

---

*) Monatsberichte d. K. P. Akademie d. Wissenschaften 1858 S. 393—395.

Teil noch herrscht, deren hohen mit der auf diesem Gebiet allmächtigen geistigen Freiheit eng zusammenhängenden Wert ebensowenig sich ziemt zu verkennen als die mannigfachen daraus entspringenden nicht bloß materiellen Nachteile. Aber daß ein Zug zur Organisation auch in diesem Kreise sich mit steigender Kraft geltend macht, davon zeugt wohl nichts so bestimmt wie die Geschichte der römischen Epigraphik. Die wissenschaftliche Entwickelung hat unter keinen Fesseln mehr gelitten als unter denen, in die sie sich selber geschlagen hat durch die großenteils in den äußerlichen Verhältnissen des akademischen Unterrichts begründete Scheidung natürlich zusammengehörender Disziplinen. Solange die römische Jurisprudenz Staat und Volk der Römer ignorierte und die römische Geschichte und Philologie das römische Recht, pochten beide vergebens an die Pforten der römischen Welt; es gab keine lateinische Epigraphik, solange man mit den Inschriften nichts anfing als daß der Jurist daraus die Formeln, der Philolog die Verse sich auslas. Die erste Bedingung organischer Behandlung der römischen Dinge war die Verschmelzung von Geschichte und Jurisprudenz, welche sich knüpft an die beiden Namen Niebuhr und Savigny. Diese neue römische Wissenschaft war nun wohl fähig dem römischen Inschriftenstoff gerecht zu werden und gern erinnere ich heute daran, wie ganz anders in den von oder nach jenen Männern verfaßten Schriften die Inschriften behandelt werden als in der älteren Literatur; und ebenso daran, daß, wie Niebuhr unter den ersten und energischsten Förderern der griechischen Inschriftensammlung genannt wird, so Savigny es gewesen ist, dem wir die Grundlegung zu der lateinischen wesentlich verdanken. Aber um das durch den Wust zahlloser Fälschungen und vierhundertjähriger Dilettantenarbeit gleichsam verschüttete Gebiet der lateinischen Epigraphik aufzuräumen, dazu bedurfte es ausgedehnter die Kraft und den Einfluß eines einzelnen bei weitem übersteigender materieller Organisationen. Eine Arbeit dieser Art hat, wie die Verhältnisse einmal sind, ein doppeltes natürliches Domizil, in Rom und in Deutschland. Von

Berlin aus und von Anfang an mit dem ausgesprochenen Zweck für lateinische Epigraphik vorzuarbeiten wurde bereits vor dreißig Jahren die römische Anstalt begründet, ohne welche die lateinische Inschriftensammlung nie wäre begonnen worden und die ein Angelpunkt unserer Tätigkeit von Haus aus gewesen und noch jetzt ist: ich meine das Archäologische Institut. Sie, meine Herren, entschlossen sich darauf, es sind nun auch schon zehn Jahre oder mehr, das Corpus inscriptionum latinarum für ein akademisches Unternehmen zu erklären. Zahllose Schwierigkeiten hatten Sie zu überwinden; nur dadurch konnten sie überwunden werden und wurden sie überwunden, daß es eben kein Privat-, sondern ein akademisches Unternehmen war; vielleicht auch dadurch, daß diese lateinische Sammlung nur die Fortsetzung und die Ergänzung der griechischen ist, welche gleichfalls Ihr Werk ist und die auf diesem Gebiet für alle Zeiten die Wege gezeigt und die Bahnen gebrochen hat. Wenn Sie jetzt in Deutschland und Italien die Männer gefunden haben, die nach Ihrem Urteil geeignet sind die Arbeit zu übernehmen, und wenn sie die für dieselbe erforderlichen bedeutenden Geldmittel von der wohlberatenen Königlichen Munificenz teils bereits erhalten haben, teils deren Bewilligung mit Zuversicht erwarten dürfen, so ist damit doch wohl ein Beweis mehr geliefert, daß, wie auf dem Felde der Naturwissenschaften und der neueren Geschichte, so auch auf dem der klassischen Philologie die wissenschaftliche Organisation ihre Resultate liefert. Freilich große Erfolge werden in jeder Wissenschaft nur dem Ernst und dem Geist des einzelnen Arbeiters gelingen und lassen sich nicht durch Akademiebeschlüsse erzielen; wohl aber vermögen Sie es dem Talent und selbst dem Genie die Stätte zu bereiten, ihnen die Materialien zurechtzulegen, deren sie bedürftig sind. In diesem Sinne fasse ich meine Aufgabe und hoffe ich sie von Ihnen aufgefaßt zu sehen. Es ist die Grundlegung der historischen Wissenschaft, daß die Archive der Vergangenheit geordnet werden. In der Abteilung, die Sie mir und meinen Mitarbeitern übertragen haben, hoffen wir Ordnung zu stiften und einen guten Katalog

herzustellen. Ob jedes Stück, das er aufhebt und aufheben muß, auch wirklich des Aufhebens wert sei, danach fragt der Archivar zunächst nicht. Wenn das weite Feld der lateinischen Inschriften einmal zu übersehen sein wird, so wird das taube Gestein unschädlich liegen bleiben, der wirklich fruchtbare Boden aber schon von denen, die es angeht, zu Acker- und Saatland umgebrochen werden.

REDE
AM LEIBNIZSCHEN GEDÄCHTNISTAGE
2. JULI 1874*).

Wenn ich es versuche der Vorschrift unserer Statuten entsprechend des Mannes zu gedenken, der der geistige Schöpfer unserer Akademie gewesen ist, so erinnere ich damit vor allem an die ernste Verpflichtung, die dieser unser großer Vormann damit uns auferlegt hat. Wie der ruhmvolle Name des Vaters für den Sohn nicht bloß ein stolzer Schmuck ist, sondern auch eine schwer wiegende, oft schwer lastende Schuld, so hat auch unsere Gesellschaft immer, vor allem aber an diesem Tage, sich es zu vergegenwärtigen, daß sie mit Leibniz' Namen das Vermächtnis hoher Ehre überkommen hat, aber auch das Vermächtnis einer Pflichterfüllung, dessen Nichteinlösung die Ehre in ihr Gegenteil umwandeln würde.

Wie oft ist es gesagt worden, daß Leibniz für sich allein eine Akademie war! und wie wenig umschreibt dieser wunderliche Lobspruch den Kreis des unvergleichlichen Mannes. Es ist wahr, wenn er heute unter uns lebte, wir würden nicht wissen, in welche unserer beiden Klassen wir ihn wählen sollten, und in jeder von ihnen könnte er ebensowohl zu den Philologen wie zu den Historikern und den Philosophen, ebenso zu den Physikern wie zu den Mathematikern sich stellen. Aber auch von denjenigen Disziplinen, welche als praktische gelten und darum nach der einmal bestehenden Ordnung, ich weiß nicht ob über oder unter, aber jedenfalls außer der Akademie stehen, ist die Jurisprudenz nicht bloß Leibniz'

*) Monatsberichte d. K. P. Akademie d. Wissenschaften 1874 S. 449—458.

Fachwissenschaft gewesen, soweit dieses enge Wort auf einen Mann von solcher Spannweite angewandt werden kann, sondern die scharfe und reine Gedankenluft des römischen Rechts, die imponierende Beherrschung der Empirie durch seine fest entwickelten Begriffe hat offenbar auf diesen Geist, der wenig Vorbilder vorfand, in seiner Werdezeit vorzugsweise eingewirkt und vielleicht sein philosophisch-mathematisches Denken mehr als man meint entwickeln helfen. — Aber auch dies reicht noch lange nicht hin, um Leibniz' Wollen und Wirken zu umspannen: war er doch vor allem nicht bloß Gelehrter, sondern auch Staatsmann, und es ist zweifelhaft, welchem dieser beiden Arbeitskreise er mehr Zeit und Anstrengung zugewandt hat. Freilich erscheint uns seine politische Tätigkeit oft wunderlich, vielfach beherrscht von phantastischem Streben und dilettantischem Tun; aber es ist dies ein Vorwurf, der weit mehr gegen die Zeiten und die Nation sich richtet als gegen den Menschen. Die Epoche Leibnizens war, wie die unsrige, erfüllt und beherrscht durch die deutsch-französischen Kriege; und jahrelang hat er sich mit dem Gedanken getragen und Missionen zu dem Zweck übernommen, zwischen den beiden großen miteinander um einen nach seiner Meinung des Kampfes nicht werten Preis ringenden Nationen in der Weise Frieden zu stiften, daß der Doppeladler des Heiligen römischen Reiches an der Donau den Halbmond zwänge, das Lilienbanner nach Athen und Kairo getragen werde und aus solchem Doppelsieg für die gesamte Christenheit der Weltfriede erwachse. Auf Ägypten wies er hin gegenüber den Reunionsprozeduren Ludwigs — *la conqueste*, schrieb er noch als gereifter Mann, *la conqueste d'une belle et grande partie de la terre habitée valoit mieux, que les miserables chicanes du costé des Pays Bas et du Rhin pour quelques villes ou bailliages.* In einem Gedicht, das er an den Papst Alexander VIII. richtete, nach seiner Hoffnung den Vermittler zwischen dem deutschen Kaiser und dem französischen König, apostrophiert er im gleichen Sinn den letzteren:

Quid longe diversus abis parvisque fatigas
Consiliis regni grandia sceptra tui?
Quantula pars mundi est, ubi se tua gloria versat?
An tibi pro Nilo Sara vel Illus erunt?

O wie verfehlst du dein Ziel! o wie mit kleinlichen Zwecken
Nützest das Scepter du ab deines gewaltigen Reichs!
Deiner Erfolge Gebiet wie winzig ist es im Weltraum!
Achtest du denn für den Nil wirklich den Ill und die Saar?

Allerdings kann es nicht befremden, wenn auf diese patriotisch-phantastischen Pläne zum Schutze Hollands und der Rheinpfalz aus Paris nur die kühle Antwort kam: *Vous sçavez que les projets d'une guerre sainte ont cessé d'estre à la mode depuis St. Louis;* und die etwas transcendentale Anschauung über den Raum, welchen die *quelques villes ou bailliages*, das heißt Elsaß, Lothringen und Flandern, auf dem Erdball einnehmen, hat heutzutage glücklicherweise ebenso aufgehört Mode zu sein. Aber wenn es nicht wahrscheinlich ist, daß unter den Jugendsünden der heutigen Akademiker solche Weltverbesserungsversuche sich befinden, so werden weder sie selbst noch andere Urteilsfähige es verkennen, daß dies lediglich der allgemeinen politischen Gesundung der Nation verdankt wird und daß bei Leibniz selbst jene Verirrungen Zeugnisse des unvergleichlichen Adels seiner Natur sind. Er konnte nicht anders leben und empfinden als im Ganzen der menschlichen Entwickelung, das heißt im Staate; und stets hat er als Gelehrter wie als Mensch sich als Staatsbürger empfunden, stets jede wissenschaftliche Entdeckung für die Praxis, jede praktische Erfahrung für die Wissenschaft genutzt und das schöne und tiefe Wechselverhältnis alles Schaffens mehr als vielleicht ein anderer Sterblicher im eigenen Herzen und im eigenen Kopf vereinigt. Wie konnte aber in jener Epoche zwischen dem Dreißigjährigen und dem Siebenjährigen Kriege ein deutscher Mann sich als Staatsbürger fühlen, ohne entweder Philister zu werden oder Phantast oder auch beides? Von letzterem gewiß, vielleicht auch von

ersterem ist Leibniz nicht freigeblieben; aber wie weit reicht der Blick und die Hoffnung dieses Mannes, der als Hofgelehrter in deutschen Duodezresidenzen sein Leben geführt hat! und wie praktisch wird jene Phantasie entwickelt über Ägypten, das Holland des Ostens, wie er es nennt, dessen zukünftige Weltstellung nur vielleicht noch übertroffen werde von dem des amerikanischen Isthmus, wenn dessen Zeit einmal kommen sollte. Es ist noch heute französische Geschichtstradition, freilich, wie üblich, *fable convenue*, daß Bonaparte durch die im Pariser Archiv bewahrten Vorschläge des deutschen Philosophen zu seiner ägyptischen Expedition angeregt worden sei; und um die Einsicht, wie sehr Frankreich auf das Mittelmeer angewiesen ist, könnte noch mancher heutige kontinentale Staatsmann den großen Phantasten beneiden.

Das ist der Mann, dessen Name unsere Fahne ist, dessen Gedächtnisfest neben dem Friedrichs des Großen, und keines dritten weiter, wir jährlich feiern. Führen wir diesen Namen nicht unnütz? und müssen wir uns nicht scheuen daran zu erinnern, daß die Akademie der Wissenschaften in Berlin von Leibniz herstammt?

Man hat oft gesagt, daß die gelehrten Gesellschaften abwärts gehen. Die Anschauung begegnet nicht selten, daß sie als Notbehelf für den Anfang, etwa wie in der Technik die Zunft, wohl gut und nützlich gewirkt haben, aber durch die Emancipation der wissenschaftlichen Arbeit entbehrlich, wo nicht schädlich geworden sind. Etwas Richtiges liegt wohl in diesem wie in jedem anderen weit verbreiteten Tadel; aber richtig ist er doch nicht. Es würde sehr unweise sein, wenn man daraus die praktischen Konsequenzen ziehen wollte. Alte Bäume kann man wohl umhauen, aber nicht pflanzen; und wie man sich die Linden gefallen läßt, an denen wir wohnen, auch wenn sie einen oder den andern dürren Ast zeigen, so dürfen auch wir, die wir nicht weniger als sie unter dem schweren Kampf um das Berliner Dasein zu leiden haben, auch das gleiche für uns in Anspruch nehmen.

Indes wir bitten wohl um Nachsicht und Duldung, aber nur insofern, als wir überzeugt sind ein gutes Recht zu haben dazusein.

Allerdings vieles, was früher die Akademie Nützliches geleistet hat, ist unter den jetzigen Verhältnissen weggefallen. Die Zeit, wo die deutsche Typographie durch die akademische Offizin gefördert ward, liegt fast so weit in der Vergangenheit wie diejenige, wo die Akademie den K. Preußischen Kalender herausgab; die deutsche Technik steht auch in dieser Hinsicht auf eigenen Füßen, und wenn hier staatliche Förderung überhaupt noch am Orte ist, wofür sich allerdings vieles geltend machen läßt, so müßte diese dann wenigstens in einem solchen Maßstab eintreten, daß sie jener selbständigen Technik ebenbürtig sich zur Seite stellt, und würde damit von selbst der akademischen Vormundschaft entwachsen.

Auch die stehenden Veröffentlichungen der akademischen Arbeiten sind durch die energische Entwickelung der Literatur zwar nicht überflüssig, aber doch aus der ersten Reihe in die zweite gedrängt worden. Das encyklopädische Wissen hat mehr und mehr vor der Fachwissenschaft den Platz geräumt. Seinerzeit war es ganz richtig erwogen, daß die Akademie die rechte Stätte sei für allseitige Diskussion neuer wissenschaftlicher Gedanken und daß jeder in ihr gehaltene Vortrag wenigstens an die Majorität der dabei Anwesenden sich richte. Aber im Lauf der Zeit hat diese Erwägung ihre Realität verloren. Ebenso behaupten in allen Zweigen der Literatur die Fachschriften, vor allem die Fachzeitschriften jetzt durchaus die erste Stelle. Es würde ebenso töricht sein dies wegzuleugnen wie dagegen anzukämpfen. Die Zeiten sind nicht mehr, wo das Erscheinen eines Bandes der *Philosophical Transactions* oder der *Acta eruditorum* ein Ereignis war; und es ist gut, daß sie nicht mehr sind. Auch hier hat die Wissenschaft die Samenhüllen gesprengt und alle Zweige führen, für sich emporsprossend, ihr eigenes Leben, kaum dessen noch eingedenk, daß sie nicht auf sich selbst stehen, sondern derselben unsichtbaren Wurzel, demselben grauen Stamm entkeimt sind. Diese Einseitigkeit der heutigen Forschung aber birgt in sich wie unendlichen Gewinn, so auch unendliche Gefahr. Eben an Leibniz messen wir ab, wie klein und eng die Welt dessen ist, für den es im

Reiche des Geistes nichts gibt als griechische und lateinische Schriftsteller oder Gebirgsgeschiebe oder Zahlenprobleme. Einige Abwehr gegen diese Gefahr bietet denn doch das akademische Zusammensein, indem es den einzelnen daran erinnert, daß sein sogenannter Kreis kein Kreis ist, sondern nur ein Kreisabschnitt; indem es die Achtung und selbst die Teilnahme doch immer noch nicht selten auch da erzwingt, wo von vollem wissenschaftlichem Verständnis nicht mehr die Rede sein kann. Jeder, der die deutschen Universitäten kennt, wird es bestätigen, daß der gemeinsame wissenschaftliche Boden da besser festgehalten wird, wo in einer gelehrten Gesellschaft ein Mittelpunkt für die Vereinigung der überhaupt vereinbarlichen Interessen dargeboten ist. Wenn eine einsichtige Oberleitung der deutschen Universitäten ernstlich diesen Palladien der Nation zu Hülfe kommen will, soweit dies jetzt noch möglich ist, so wird sie, weit entfernt die gelehrten Gesellschaften da wo sie bestehen zu beseitigen, vielmehr Anstalten nach dem Muster wenigstens von Göttingen und Leipzig mit allen größeren deutschen Universitäten verknüpfen.

Aber der eigentliche Beruf namentlich unserer Akademie, der Akademie Leibnizens und Friedrichs, der Akademie der ersten deutschen Stadt und der Hauptstadt des Deutschen Reiches. ist denn doch noch ein anderer; und wenn kein einzelner von uns sich neben Leibniz nennen darf, so können wir doch, falls wir in diesem Sinn tätig sind, uns alle stolz zu seinem Namen bekennen.

Alle Forschung beruht auf dem Ineinandergreifen der Arbeiten verschiedener Individuen; und wenn das Gesetz der Arbeitsteilung überall zu den schwierigsten geistigen und sittlichen Problemen gehört, so gilt dies vornehmlich von dem höchsten und freiesten Gebiet unter allen, eben dem der wissenschaftlichen Forschung. Gelehrter Eigensinn ist sprichwörtlich und in der Tat berechtigt; denn wie für die Forschung keine Überlieferung und kein Glaube gilt und mit Recht jeder jedes für sich so lange in Frage stellt, bis er durch sich selbst überzeugt ist, so liegt in dieser unbedingten Freiheit des Meinens auch die unbedingte Freigebung des Wähnens

und selbst des verstockten Beharrens im Verkehrten. Wo der unmittelbar praktische Zweck, insonderheit der Lehrzweck dieser Autarkie des gelehrten Individuums Schranken setzt, ist sie oft unbequem, aber am Ende erträglich; in der Wissenschaft hat sie Kraftvergeudungen und zum Teil selbst Verwüstungen herbeigeführt, von denen man sich auf anderen Gebieten kaum eine Vorstellung macht. Wenn es wahr ist, daß die Natur verschwendet, so hat nichts so naturgemäß sich entwickelt wie das gelehrte Arbeiten. Das *acta agere* ist für manche Disziplinen recht eigentlich der Wahlspruch. Man erwäge zum Beispiel die Durchforschung der Handschriften, diese erste Grundlage für Philologie und Geschichte und maßgebend auch für zahlreiche andere Forschungsgebiete. Nichts lag näher als wenigstens für die großen festgegründeten Bibliotheken nach gleichen Kategorien unter gemeinschaftlicher Oberleitung ein allgemeines Verzeichnis mit Probevergleichungen aller älteren und wichtigeren Stücke aufzustellen und dies durch stetiges Ergänzen allmählich der Vollständigkeit zu nähern. Die vortrefflichen Benediktiner des siebzehnten Jahrhunderts waren in dieser Hinsicht durchaus auf dem richtigen Wege, und eine durch eine Reihe von Jahren mit ansehnlichen Mitteln fortgeführte Arbeit hätte dies Ziel ohne Zweifel so weit erreicht, als überhaupt wissenschaftliche Ziele erreichbar sind. Dies ist nicht bloß nicht geschehen, sondern es gibt noch heute von keiner großen Bibliothek, mit Ausnahme vielleicht der Florentiner, einen wirklich brauchbaren Katalog. Praktisch macht die Sache sich so, daß für jeden Arbeiter das Geratewohl die Kunde der für die Arbeit erforderlichen Handschriften bringt; oder, wenn es hoch kommt, stellt sich ein opferwilliger Jüngling die Aufgabe etwa dem Priscianus oder Justinus zuliebe ganz Europa zu durchreisen und in jeder Bucht und jedem See nach dieser einen Fischgattung sein Netz auszuwerfen. Daß dies in vielen Fällen gar nicht möglich ist, versteht sich von selbst; und vieles bleibt infolgedessen ungetan, wo nicht das große Korrektiv der gelehrten Verkehrtheit, der Zufall sich ins Mittel legt. — Ebenso und noch schlimmer sieht es in andern

Gebieten der Wissenschaft aus; wenige Gelehrte wird es geben, die nicht aus ihrem Kreise dieselben Beschwerden zu führen hätten wie ich aus dem meinen. Aber ich enthalte mich das Verzeichnis fortzusetzen, um nicht der platten Opposition die bequeme Gelegenheit zu gewähren die Schäden des Körpers mit dem Körper selbst zu verwechseln. Abhülfe kann für diese wie der Wurmfraß an der Wissenschaft haftende Kraftverschwendung nur gefunden werden in der Association; denn dies ist ja die Organisation der Arbeit und die Konzentrierung der individuellen Kräfte. Es wäre auch ungerecht und undankbar zu verschweigen, wie Großes und Bedeutendes auf diesem Wege erreicht worden ist. Namentlich in engeren örtlich geschlossenen Kreisen wirken gelehrte Gesellschaften mit großem und dauerndem Erfolg; wie denn zum Beispiel die in unseren Tagen überall ins Leben getretenen Vereine für die Geschichte der einzelnen Städte und Landschaften ein erfreulicher Beleg dafür sind, daß der mit dem stockenden politischen Leben so lange erstarrte Associationstrieb in unserer Nation auch nach dieser Seite hin zu neuem und immer mächtiger sich entwickelnden Leben erwacht ist. Auch weitere Kreise hat die Association gezogen. Was die Gesellschaft für deutsche Geschichte, das römische Institut für archäologische Korrespondenz geschaffen haben, wird unvergessen und unverloren sein. Jene Gesellschaft, gegründet unter der unmittelbaren Nachwirkung der politischen Wiedergeburt Deutschlands, ist das Muster geworden für Belgien, England und Italien; dieses Institut, von Haus aus international, ist doch immer gewesen, was es im römischen Volksmund heißt, das Institut der Prussiani, und hat jetzt die Ehre empfangen die erste von dem ganzen Deutschen Reich unter seine Obhut genommene wissenschaftliche Anstalt zu werden.

Aber die Association reicht für die Bedürfnisse der Wissenschaft nicht aus. Die Wissenschaft fordert viel und sie ist des Volkes; nur das Volk hat die Mittel und nur das Volk auch das Recht ihr Budget auf sich zu nehmen. Auch aus anderen Gründen genügt die Association nicht: sie bietet nicht die erforderliche über

das Leben der Individuen hinausreichende Garantie, nicht die Möglichkeit bei eintretendem Verfall sich aus sich selbst zu regeneriren. Es ist nicht Zufall, daß von den beiden zuletzt genannten großen Privatassociationen die eine schon seit Jahren auf ihren eigenen dringenden Wunsch unter der Tutel unserer Akademie steht und bei der anderen über eine analoge Umgestaltung jetzt verhandelt wird. Dies weist den Weg für die weitere Entwickelung.

Alle die wissenschaftlichen Aufgaben, welche die Kräfte des einzelnen Mannes und der lebensfähigen Association übersteigen, vor allem die überall grundlegende Arbeit der Sammlung und Sichtung des wissenschaftlichen Materials muß der Staat auf sich nehmen, wie sich der Reihe nach die Geldmittel und die geeigneten Personen und Gelegenheiten darbieten. Dazu aber bedarf er eines Vermittlers; und das rechte Organ des Staats für diese Vermittelung ist die Akademie. Sie wird in den meisten Fällen geeignete Vertreter des Fachs in sich selbst finden, zu denen nach Umständen Nichtakademiker hinzutreten können; sie wird in ihrer Gesamtheit Männer von allgemeinem gelehrten Interesse und Geschäftskunde zählen, die neben den eigentlich Sachverständigen an der Leitung solcher Unternehmungen zu beteiligen von unschätzbarem Wert ist. Sie wird ihre Schranken erkennen und nicht meinen die Initiative des wissenschaftlichen Schaffens im höchsten Sinne des Wortes entbehrlich machen oder auch hervorrufen zu können; aber sie wird treue Arbeiter ermitteln, die da, wo es die Natur der Sache verstattet, dem genialen Forscher den Weg bahnen und ihm es überlassen ihn zu finden wo nur er es kann. Sie muß die Schutzstatt der jungen Talente, die Vertreterin derjenigen Forscher werden, die noch nicht berühmt sind, aber es werden können. Wirken wir in diesem Sinn, so wirken wir im Sinn von Leibniz. Als er die größte seiner Entdeckungen gemacht hatte, die der Differenzialrechnung, machte er sie bekannt, lange bevor er alle ihre Korollarien zu seiner eigenen Genüge entwickelt hatte. 'Ich war', schreibt er in dieser Beziehung, 'vielmehr bedacht auf den allgemeinen Nutzen als auf meinen Ruhm, welchen ich viel-

leicht mehr hätte fördern können, wenn ich die Methode zurückgehalten hätte. Aber es ist mir angenehm auch in anderer Gärten die Früchte des von mir gestreuten Samens zu sehen.' Damit weist er uns den Weg. Was jeder von uns literarisch arbeitet und schafft, das ist wesentlich sein eigen; aber als Akademiker sollen wir bemüht sein Samen zu streuen, der im fremden Garten Früchte trägt, die gelehrte Arbeit, soweit sie dessen bedarf, konzentrieren, steigern, stützen, vor allem den Jüngeren die Wege zu verständiger an rechter Stelle eingreifender Tätigkeit weisen und ihnen dazu die Geldmittel gewähren oder vielmehr deren Gewährung vermitteln.

Wenn wir in diesem Sinn wirken, wirken wir aber auch recht im deutschen Sinn. Vielleicht irre ich mich, aber soweit ich die Wissenschaft kenne, so sind zusammenfassende Unternehmungen, die den Kreis der eigenen Nation überschreiten, bisher nur in Deutschland gelungen, und unsere Akademie hat ihren wesentlichen Teil daran. Für die Inschriften ist seit Niebuhr und Böckh in ihr eine feste Tradition begründet, die ihre Früchte weiterträgt. In der römischen Filialanstalt der Akademie knüpft dieselbe Tradition sich an den Namen Gerhards; und wir dürfen hoffen, daß die derselben neugewährten reichlichen Mittel gerade nach dieser Seite hin Verwendung finden werden. Auch in den astronomischen und den verwandten Arbeiten, die unsere Akademie veranlaßt oder gefördert hat, erscheint die gleiche Richtung. Wenn es der K. Staatsregierung gefallen hat die der Akademie für die Förderung der Wissenschaft zu Gebote gestellten Mittel beträchtlich zu vermehren, so hat sie die uns obliegende Verpflichtung, und namentlich diese Pflicht aller Pflichten, in demselben Verhältnis gesteigert. Wir täuschen uns über die Schwierigkeit unserer Aufgabe nicht. Daß Engländer, Franzosen, Italiener auf diesem Felde neben uns die Garben binden, ist, wie schon gesagt ward, mehr zu wünschen als zu hoffen; der Universalismus in dem Gebiet der Wissenschaft ist bei diesen Nationen nicht einheimisch und Deutschland steht auch hier, wie immer und in allem, auf sich selbst. Aber rechnen

dürfen wir auf tätigen Beistand unserer Regierung, welche es nicht verkennt, daß gegenüber den, wie in jeder anderer Hinsicht, so auch in Hinsicht der erforderlichen Geldmittel großartigen Aufgaben der heutigen Wissenschaft die uns direkt gewährten Mittel nur die Möglichkeit bieten anzuregen und einzuleiten und die rechten Männer zu ermitteln, denen der Staat große Dinge und große Summen mit Vertrauen in die Hand geben kann. Daß die alte stehende Beschwerde über die Zurücksetzung der idealen Staatszwecke hinter den realen zum guten Teil unbegründet war, daß die Regierung wohl guten Grund gehabt hat jahrelang die letzteren einseitig im Auge zu behalten, davon haben die großen Ereignisse der letztverflossenen Jahre auch den Gelehrten überzeugt. Aber es ist über diesem notwendigen Zuwarten ein guter Teil der deutschen Wissenschaft zu Grunde gegangen; Institutionen und Personen sind schwer beschädigt, vieles frische und mutige Streben gebrochen, viele hoffnungsvolle Keime verkümmert, viele grüne Triebe verdorrt. Die Männer, die uns jetzt regieren, wissen und sehen dies; es ist leider mit Händen zu greifen und jedem offenbar. Die Opfer für Deutschlands große Siege liegen nicht bloß bei Königgrätz und Gravelotte; auch die deutsche Forschung daheim hat ihre Leichenfelder. Man wird heute Tausende geben müssen, wo noch vor Jahrzehnten Hunderte hingereicht hätten; gespart wird damit nirgends, daß man notwendige Ausgaben unterläßt. Aber wir verzagen nicht. Die deutsche Wissenschaft ist nicht was sie war; aber sie ist noch lebenskräftig und entwicklungsfähig, das Regiment, auf das wir immer stolz sein durften und um das uns heute ganz Europa beneidet, jetzt, im vollen Glanze des Erfolgs, ernstlich bemüht die Wurzeln der Größe Deutschlands zu erhalten und zu erfrischen. Unsere Aufgabe ist schwer und alle Pflichterfüllung unvollkommen; aber wir können dazu tun die deutsche Wissenschaft weiter zu entwickeln und wir wollen es tun; und wenn wir es tun, dann dürfen wir uns nennen die rechten Nachfahren von Gottfried Wilhelm Leibniz.

REDE

ZU KAISERS GEBURTSTAG

22. MÄRZ 1875*).

Es ist zum funfzehntenmal, daß die Feier des 22. März uns in diesem Raume versammelt, daß wie so viele andere Lebenskreise so auch unsere Akademie durch die Wiederkehr dieses Jahrestages aus der gleichen Folge der pflichtmäßigen Arbeit zum Anhalten und Besinnen, zur Rückschau und zur Ausschau aufgerufen wird. Die Kette der Stunden unseres Daseins rollt unaufhaltsam ab und wenn auch keine gleich der anderen ist, in einem gleichen sie sich doch zumeist, und vor allem in dem unruhigen Treiben unserer großen Stadt, in dem Anrecht des Augenblicks, der unmittelbaren einen jeden ganz ausfüllenden Arbeit. Wohl dürfen wir dankbar sein, wenn einmal eine sich einstellt, die uns auffordert still zu stehen, des Lebens Gewinn und Verlust in ernster Erwägung abzuschätzen und die Summe zu ziehen. Wenige Stunden vermögen dies heutzutage, wo wie in allem anderen, so auch in Sitte und Gewöhnung eine gewaltige Umwälzung sich vollzieht und mancher Tag, den noch das letzte Geschlecht als Feiertag heilig hielt, uns zum Werktag geworden ist. Aber der Geburtstag des Königs von Preußen hat noch diese Macht; und er hat sie doppelt, seit dieser Geburtstag auch der des Deutschen Kaisers ist. Es ist keine Redensart, daß unsere Nation mit ihrem Herrschergeschlecht verwachsen ist und daß wir an diesem Tage das Fest begehen nicht bloß des jeweiligen Landesherrn, sondern des Fürstenhauses; daß der Dank für das, was von dem

*) Preußische Jahrbücher XXXV. Bd. S. 404—408.

Großen Kurfürsten an bis auf den Kaiser Wilhelm herab die unvergleichliche Herrscherreihe für Preußen und für Deutschland getan hat, daß die Hoffnung auf ebenbürtige Nachfolge in dem gleichen hohen Beruf das ganze große Land an diesem Tage bewegt. Wohl ist es ein Wandelfest, das wir feiern; wie die Geschlechter kommen und gehn, wechselt es von Monat zu Monat; aber das Fest, welches auch sein Tag sein möge, bleibt dasselbe und ruht auf dem ewigen Grunde der Wahlverwandtschaft von Herrscher und Volk, die darum nicht minder eine Tatsache ist, weil sie schließlich, wie alles Größte und Höchste, auf einem Unbegreiflichen ruht.

Wir feiern heute den Geburtstag eines Hochbejahrten. Als er zum erstenmal in diesem Saal begangen wurde, galt er dem Beginn des fünfundsechzigsten Lebensjahrs; heute feiern wir den Antritt des neunundsiebzigsten. Dem Geschichtschreiber, der nach Jahrhunderten, nun gar dem Naturforscher, der nach Jahrtausenden zu rechnen gewöhnt ist, erscheint das als ein kurzer Abschnitt der unermeßlichen Zeit; aber auf den Menschen bezogen, mißt dieselbe sich anders. Sein Leben währt ja siebzig Jahre; darüber hinaus die Tage zu bringen ist nur der kleineren Zahl beschieden. Unserem königlichen Herrn ist dies Los der wenigen geworden, und wir verweilen heute mit unseren Gedanken bei dem königlichen Greise.

Unter allen Vorträgen, die an dieser Stelle gehalten worden sind, ist vielleicht keiner so allgemein in die Kreise der Gebildeten eingedrungen wie Jakob Grimms Rede über das Alter; und diese Auszeichnung, eine seltene bei akademischen Leistungen, ist wohlverdient. Die meisten von uns erinnern sich ja noch des feinen Antlitzes in dem Schmuck der weißen Haare, auf dem diejenige Liebenswürdigkeit und diejenige Anmut, die eben nur das hohe Alter zeitigt, wie stiller Sonnenschein stetig lag; und in jener Rede, die er den Achtzigern nahe wenige Jahre vor seinem Tode in unserer Mitte hielt, hat er sich, wie er damals war, in sauberem Bilde dargelegt. Als rechter Gelehrter orientiert er zunächst sich über Sprachgebrauch und Redeformen, soweit sie das Alter be-

treffen, und hält dann gleichsam im Selbstgespräch Abrechnung mit sich über die Leiden wie die Freuden, die die Greisenzeit dem Menschen bringt. Mit festem Blick dem Grabe entgegenschauend steigen zugleich die Bilder der Kindheit und Jugend in versöhnenden und verschönenden Farben vor ihm auf. Nicht abermals möchte er den durchmessenen langen und oft rauhen Pfad zurücklegen, wie auch der rüstige Wanderer nicht wünscht wieder am Ausgangspunkt des Weges zu stehen, aber er lebt im Frieden des Abends den frischen Morgen und den heißen Mittag rückschauend noch einmal. Die gewohnte Tätigkeit versagt auch dem Greise nicht; die in früheren Jahren gezogenen Umrisse füllen in liebevoller Nacharbeit allmählich sich aus und das Werk des Lebens wächst auch unter den schwächer werdenden und ermüdenden Händen dennoch Strich um Strich, bis endlich der Tod es fertig erklärt.

Es soll hier und heute nichts Ähnliches versucht, aber doch hingedeutet werden auf einige Betrachtungen aus dem gleichen Kreise, wie der heutige Tag sie nahelegt.

Alt zu werden ist nicht unbedingt ein Glück. Seit die Welt steht, klagen die alten Leute und wird über sie geklagt; Jakob Grimm in seiner schalkhaften Weise hat es sich nicht versagt eine sprachliche Blumenlese aus den Beiwörtern zu geben, mit denen das Alter ausgestattet zu werden pflegt, und danach bleibt an den grauen Haaren kaum ein gutes. Es ist ja auch wahr, daß langes Leben eine zweifelhafte Gunst des Schicksals ist. Das alte Flügelwort, daß jung stirbt wen die Götter lieben, ist kein leeres; und auch unser Dichter hat nicht unrecht mit dem harten Spruch, daß es keine Kunst ist alt zu werden, wohl aber eine Kunst das Altwerden zu ertragen. Die lebendigen Belege für diese schweren Worte sind leider nur zu zahlreich. Wie manchen tüchtigen Mann führt die Geschichte, führt unsere eigene Erfahrung uns vor, die glücklich zu preisen gewesen wären, wenn sie zur rechten Zeit aus dem Leben hätten scheiden dürfen, die selber es in bitterem Schmerz sich gestehen mußten, daß sie das in früheren Jahren Erreichte späterhin wiedereingebüßt, daß sie zu lange gelebt hatten. Nicht

bloß die Naturen, die im unmittelbaren Genuß des Augenblicks ihre Befriedigung finden, bedürfen der Jugend zum vollen Lebensglück; auch für höher angelegte, am meisten vielleicht für den Dichter und für den Künstler ist es eine schwere Aufgabe die Werdelust und Schaffenskraft der Jugend zu missen. Wenn Mozart und Raffael, Shakespeare und Schiller aus dem vollen Leben und Schaffen hinweggenommen worden sind, so dürfen wir auch daran erkennen, daß die Götter ihnen vor anderen wohlgewollt haben. Ja wir dürfen weiter sagen, daß ihr frühes Scheiden selber die Wirkung, die sie geübt haben und üben, gesteigert hat. Mehr noch als das einzelne Kunstwerk wirkt das Gesamtbild des großen Künstlers; nur gemeine Naturen zahlen mit dem, was sie tun, die edelsten vielmehr mit dem, was sie sind. Dies Gesamtbild aber, in welchem der einzelne, wie er war, den späteren Geschlechtern in Erinnerung bleibt, wird notwendig vorzugsweise bedingt durch die Erscheinung, in der er zuletzt lebend unter den Lebenden wandelte; und wenn wir in dem Kreis der Künstler von Gottes Gnaden die Gestalten solcher, die das Leben ausgelebt, Gestalten wie Michel Angelos und Goethes, um keinen Preis missen möchten, so nicht minder diejenigen jener hohen Männer, denen die Röte der Jugend nun nie verfliegt, weil sie jung aus dem Leben schieden.

Aber wenn es gewiß zu der geheimnisvollen Weisheit der Natur mit gehört, daß sie auch bei bedeutenden Männern das Ende des Daseins nicht selten auf die Höhe des Lebensweges legt, so nimmt uns dies dennoch nicht das Recht im ganzen genommen vielmehr diejenigen glücklich zu preisen, denen es beschieden ist alt zu werden und das Leben zu Ende zu leben. Ja man wird anerkennen müssen, daß, wie das Einfachste und Nächste im ganzen genommen auch immer das Rechte und das Beste ist, so auch unter natürlichen Bedingungen es für den Menschen wünschenswert ist den Becher des Daseins bis zum letzten Tropfen leeren zu dürfen. Die Kunst ist, wie die Perle, ein Wunderwerk nicht minder wie eine Krankheit; das praktische Leben ist die Gesundheit, und je voller und bedeutender der Mann in diesem steht,

desto weniger wird er die Neige des Bechers schal und bitter finden; desto mehr wird umgekehrt von ihm gesagt werden müssen, daß alt stirbt, wen Gott liebt.

Es wäre leicht nach den verschiedensten Seiten hin dies auszuführen, aber es ist kaum nötig. Wer hat es nicht erfahren, daß der Großvater oder die Großmutter den Familienkreis zusammenhält; nicht erfahren, wie unausfüllbar die Lücke ist, die in solchen Fällen der Tod des Greisen oder der Greisin hinterläßt. Wer weiß es nicht, wie in jedem Berufskreise die erfahrenen Alten, wenn sie die rechten Leute sind, eine Stellung einnehmen, mit der kein Jüngerer weitteifern kann. Und uns Forschern vor allem sagt ja jedem die eigene Erfahrung, daß die große wissenschaftliche Leistung nicht anders völlig gelingen kann als in vieljähriger rastlos fortgesetzter Arbeit. Es ist vielleicht richtig, daß Männern wie Gauß und wie Böckh die großen Aperçus, durch die sie die Erkenntnis der Welt gefördert haben, sämtlich in ihren Jugendjahren aufgegangen sind; aber die Saat ist nur die eine Hälfte der wissenschaftlichen Tätigkeit, und die Zeit der Ernte nicht minder unentbehrlich, wenn ein bedeutender Forscher seine Bestimmung erfüllen soll.

Nur bei einer Anwendung des Satzes, daß der Mann des Alters bedarf um sein Ziel zu erfüllen, verweile ich noch einen Augenblick, weil sie von allen die höchste und auch heute uns die nächste ist. Ich meine die Anwendung auf den Staatsmann. Es ist dies wie die bedeutendste unter allen praktischen Tätigkeiten, so ohne Zweifel auch diejenige, für deren segensreiche Vollendung, für deren bleibenden Erfolg die Dauer der Persönlichkeit am meisten erfordert wird. Daß die praktische Politik vorzugsweise auf den alten Männern ruht, bestätigt die Geschichte, von der Versammlung der Ältesten an, wie Homer sie schildert und die älteste römische Überlieferung sie voraussetzt, bis hinab auf den heutigen Tag. Wie wahr dies ist, zeigt wohl nichts so deutlich wie die Empfindung, die hier der vorzeitige Tod zurückläßt, die Lücke, die in solchen Fällen auf Jahre hinaus, ja auf immer klafft, die schmerzliche Empfindung des bleibenden Verlustes, des nicht wieder gutzumachenden Schadens,

die an solche Namen sich heftet. Wenn ich in diesem Zusammenhang den Namen Twestens nenne, so wird jeder, der die Lage der Dinge bei uns kennt, wohl fühlen, wie wahr dies ist. Ein noch schwereres Verhängnis dieser Art hat den Staat betroffen, der wie kein anderer in Europa uns eng verbunden ist; und wir Deutsche, wenn wir auch des Glaubens leben, daß die Zukunft unserer Nation an dem Schicksal keines einzelnen Mannes hängt, haben doch nur zu sehr Gelegenheit gehabt es zu empfinden, wie nahe das Verhängnis, das Italien betroffen hat, auch an uns vorübergeschritten ist. Nur zu klar erkennen wir es, wie nötig wir die Werkmeister brauchen, die unseren Staat umgeschaffen haben, und wie unerläßlich es ist, daß das mächtigste Element der Politik, die Dauer dem großen Staatsmann nicht versage.

Unserm König und Kaiser ist dies Glück zu teil geworden. Ihm war beschieden die Erfahrung eines langen vielbewegten Lebens zum Segen Preußens und Deutschlands geltend machen zu können. Ihm ist das Alter keine Bürde, sondern eine Würde; und die unvergleichlichen Erfolge, die ihm zu erreichen beschieden war, sind auch damit in unserer Empfindung unzertrennlich verknüpft. Sein langes Leben ist ein köstliches gewesen; denn es ist Mühe und Arbeit gewesen und ist es noch. Dafür folgt ihm, und er weiß es, der Dank der Nation.

Als zum erstenmal in diesem Saal der 22. März gefeiert ward, da schloß der Mann, der damals an diesem Platze saß, mit den folgenden Worten:

„Die Zeit ist ungewiß. Möge über die Mächte der Lüge und List, wo immer es zum Kampfe kommt, die eingeborene Politik der Hohenzollern, die Politik der Stärke und Geradheit den Sieg behalten! Möge Gottes Sonne unseres Königs Wege hell bescheinen, morgen und immerdar."

So sprach Trendelenburg am 21. März 1861. Es ist zum Kampfe gekommen und die Stärke und die Geradheit hat den Sieg behalten. Die ungewissen Tage sind vorüber; wir kämpfen noch und werden noch manche Schlachten aller Art zu schlagen haben;

aber wir kämpfen im Rückblick auf gewonnene Siege. Gottes Sonne hat unseres Königs Wege hell beschienen; er ist seitdem der Kaiser der Deutschen und Kaiserwetter zum Sprichwort geworden. Möge die Kraft der Nation und ihrer Herrscher das, was sie geschaffen hat, auch erhalten!

REDE ZUM ACHTZIGSTEN GEBURTSTAG KAISER WILHELMS DES ERSTEN

23. MÄRZ 1876*).

Wenige Tage sind verflossen, daß unsere Stadt im Festschmuck den hundertjährigen Geburtstag der schönen Mutter beging; und wieder führt der heutige Tag uns in diesen Räumen zusammen zur Feier des achtzigsten Geburtstages ihres Prinzen Wilhelm, heute des preußischen Königs, des Deutschen Kaisers. Es ist unmöglich bei dieser Feier nicht auch jener sich wieder zu erinnern, die in so eigenartiger Weise ganz Preußen und vor allem ganz Berlin bewegt hat. Wenige vereinzelt übrig gebliebene Greise teilen mit unserem hohen Herrn die persönliche Erinnerung an die einzige Frau, welche vor sechsundsechzig Jahren ihre vielgeliebte Hauptstadt zum letztenmal verließ, um im Sarge heimzukehren; kaum einer lebt wohl noch, dem sie anders in der Erinnerung geblieben wäre als verschwimmend in den goldenen Morgenwolken der Kinderzeit. Und doch, kennen wir sie nicht alle? sehen wir sie nicht vor uns in dem vollen Schmucke der Frauenschönheit, in dem sie aus dem Leben schied? können wir der Befreiung unseres Volkes von der Fremdherrschaft, des ersten Anfangs der Regeneration Deutschlands gedenken, ohne daß sie uns vor die Augen tritt, deren verklärte Gestalt wie der Engel mit dem Flammenschwert vor Blüchers und Yorks Scharen voraufzog? Wenn das wahre Königsgericht die Erinnerung des Volkes ist, das Angedenken im Segen oder im Fluch an die, die seine Geschicke so oder so bestimmt haben, wenn der lang nachzitternde

*) Preußische Jahrbücher XXXVII. Bd. S. 430—437.

Schauder oder der nachdauernde Hohn den schlechten, das rasche Vergessenwerden den geringen Herrscher kennzeichnet, so ist es wohl eine Tatsache, die zu denken gibt, daß unter all den Gliedern unseres Königlichen Hauses nächst dem Gewaltigen des Herrn, der auch uns noch der alte Fritz ist, kein Name so populär ist, keines Verstorbenen Gedächtnistage so im stillen Innern der vielen begangen werden, wie der Name und die Tage der Königin Luise. Es ist das eines unserer Vorrechte, ein Vorrecht derjenigen preußischen Landesteile, welche den schwarzen Adler auch flügellahm gekannt, welche die schwere Schule des Leidens, das stolze Bewußtsein der Selbsthülfe mit durchgemacht haben, gegenüber den jüngeren Gliedern unseres volkseinenden Staates; ein Vorrecht aber vor allem gegenüber den anderen Nationen. Unter den zahlreichen Königinnen, welche mit und nach der Königin Luise gekommen und gegangen sind, ist keine zweite, die also noch in lebendiger Erinnerung fortlebte. Kunstvolle Fürstengräber gibt es auch anderswo; aber das Mausoleum in Charlottenburg ist doch nicht bloß einzig durch Rauchs Meisterwerk, sondern ebenso sehr durch die Pietät der ewigen Totenfeier treuer Volksliebe.

Diese Pietät wirkt weiter. Eben in diesen Tagen, in Veranlassung jener Säcularfeier sind die Bürger Berlins zusammengetreten, um auch dem lebendigen Antlitz der unvergessenen Frau den Platz zu geben, den sie selbst sich gewählt haben würde, an der Seite ihres vielgeliebten Gatten, da wo unter den alten Bäumen, an dem stillen Wasserspiegel die Nähe der großen Stadt vergessen wird, an jener längst dem Segen des Friedens, dem bürgerfreundlichen Herrscher von den Bürgern der Hauptstadt gewidmeten, vor allen andern Denkmalplätzen dem Berliner teuren Stelle. In wenigen Jahren wird sie nicht mehr bloß im Todesschlaf zu schauen sein, wie sie ihres eigenen treuen Künstlers Meißel gebildet hat; lebendig wird sie wieder unter uns sein und uns entgegen treten aus dem Grün, das sie liebte.

Vor allen den anderen hohen Frauen unseres Herrscherhauses wird der Name der Königin Luise genannt; es ist das ihr Vorrecht.

Ist dieses Vorrecht auch ein Recht? wie kommt es nur, daß an dieser Frauengestalt ein solcher Sondersegen haftet?

Es ist sehr begreiflich, daß den Frauenbildern, wo sie mächtig und eigenartig in die Geschichte eingreifen, ein besonderer Reiz anhaftet. An großen Kriegern und Staatsmännern ist das praktische Leben wohl immer arm, aber die sammelnde Geschichte, für die auch der Tote noch unter den Lebenden wandelt, besitzt doch dergleichen Bilder in solcher Zahl, daß vielfach die Züge sich wiederholen. Von den wahrhaft historischen Frauen gilt das gleiche nicht; und es kommt ihnen weiter die Macht des Kontrastes zu statten. Mit gutem Grund bildete die Kunst der Alten die Gestalten der Pallas wie der Themis weiblich. — Aber zu diesem Kreise gehört die Königin Luise nicht. Sie lebt nicht aus dem Grunde in der Erinnerung fort, wie die Königin Elisabeth von England tat und noch tut; sie gehört nicht in eine Reihe mit Maria Theresia und Katharina der Zweiten. Sie hat es selbst von sich gesagt, daß die Geschichte sie nicht zu den großen Frauen rechnen werde; und es ist dies vollkommen richtig. Sie hat nicht mit unter denen gesessen, die über die Geschicke der Völker berieten; sie hat so wenig in Politik gemacht, wie sie Gedichte hinterlassen oder Bilder gemalt hat. Das einzige Mal, wo sie in die geschichtliche Entwicklung handelnd eingetreten ist, ist sie den Weg gegangen, den die Staatsmänner vorschrieben; und es war der schwerste Weg ihres Lebens. Die Genialität der Gemeinheit, wie sie in dem ersten Napoleon sich verkörpert hatte, offenbarte sich bekanntlich in dem instinktiven Haß, durch welchen er diese deutsche Frau in seiner Weise auszeichnete; der scharfe und sichere Blick, mit dem er die wahren Widersacher erkannte, ist in seiner Art ebenso bewundernswürdig, wie noch von der dritten Generation die Brutalität nicht vergessen ist, welche es nicht verschmähte, diese Frau, die zu besiegen er nicht vermochte, wenigstens zum Erröten und zu Tränen der Scham zu zwingen. Von ihr wurde es gefordert, daß sie jenen Mann, den Besieger ihres Volkes, den Lästerer ihrer Ehre durch den Zauber ihrer Persön-

lichkeit bezwinge und ihm einige Milderung gegen das damals wehrlos ihm preisgegebene Preußen abgewinne. Die Urheberschaft dieses entehrenden Attentats auf Männerehre und Frauenreinheit gebührt allerdings dem verschwommenen und im innersten Grunde seines Wesens treulosen russischen Bundesgenossen; aber auch so bleibt dieser Vorgang der schimpflichste Fleck jener an Flecken unserer Ehre nur allzu reichen Zeit. Sie aber ging, wie man sie hieß; und auch hier wirkte der Zauber, wenn er gleich selbstverständlich nicht half. Sie hielt es für Pflicht der Königin auch das zu opfern, was die Frau nicht opfern kann und darf; und mit diesem vergeblichen Versuch steht sie in der Geschichte jener Jahre verzeichnet. Sie hat nicht mitregiert. Nicht ihre Taten haben ihr Gedächtnis in das Herz des Volkes gestiftet, sondern ihr Wesen und Sein und man kann hinzufügen, ihr Lieben und Leiden.

Ist es denn Frauenlos und Frauenglück unter die Gewaltigen der Geschichte zu zählen und Herrscherkunst und Herrscherleidenschaft im Kopf und im Herzen zu tragen? Königin Luise hätte wohl, wenn das Geschick es von ihr gefordert haben sollte, aus der Pflicht auch die Kraft und den Geist entwickelt, den diese Stellungen erheischen; aber sie ist nicht dazu berufen worden und sie hat sich immer glücklich gepriesen vor allem Frau sein zu dürfen, auch als sie Königin war. Sie war eben wie andere Frauen auch, nichts Besonderes und abnorm Geniales, aber die vollendete Weiblichkeit in all ihrer Schönheit und Reinheit, in aller ihrer Anmut und Würde, in aller ihrer Heiterkeit und Hoffnungskraft; eine von vielen und doch die eine unter allen. Als sie siebzehnjährig aus bescheidenen Verhältnissen eintrat in den ihr völlig fremden Kreis des großen glänzenden Hofes, der in der geistigen Verkümmerung des Deutschfranzosentums, in dem Eingeschlafensein auf den ererbten Lorbeeren, wie sie selber später so treffend es aussprach, in der faulen und feilen und feigen Politik und Romantik der nachfridericianischen Epoche verkam, da hat sie, ohne es zu wollen und ohne es zu wissen, diesen Hof reformiert: sie

hat die unbefangene Fröhlichkeit wie die gute Zucht und Sitte, das deutsche Du im engsten Kreise der Familie, Goethes und Schillers goldene Worte in jene Kreise eingeführt, die im Begriff schienen zu verstocken und zu verwelschen. Die unverwüstliche Heiterkeit, wie sie dem rechten Mädchen eigen ist, hätte fast die strenge Oberhofmeisterin gezwungen, sich mit auf den Leiterwagen zu setzen, der zur Abwechselung das junge Ehepaar in den Wald fuhr; wenigstens vermochte sie nicht dem unbotmäßigen Übermut im Herzen zu zürnen, als die beiden vor ihren Augen auf dem unköniglichen Gefährt davonrollten. Der frische Lebensmut, die schlagfertige Rede, das gutmütige und heitere Hinnehmen jeder erträglichen Eigenart, all diese weiblichen Privilegien waren ihrem Wesen eingeboren. Sie brauchte nicht ihrem Herzen Zwang anzutun, um ihre Würde zu wahren; das war ihre Würde, daß sie ihr Herz frei konnte walten lassen gegen Vornehme wie gegen Geringe und gar nicht anders konnte als in edler Haltung bleiben. Sie bedurfte nichts um glücklich zu sein, als was aller Gebildeten Gemeingut ist; als sie in den schweren Jahren nach der Jenaer Schlacht auf der einfachen bürgerlichen Villa bei Königsberg lebte, da sprach sie aus, daß sie habe, was sie brauche: neben dem guten Gewissen gute Bücher und ein gutes Pianoforte.

So lebte sie das beglückte Leben des deutschen Mädchens, der deutschen Frau in den übermütigen Jahren der Jugend wie in der heitern Anfangszeit ihrer Ehe, die junge Mutter im reichen Kranze der Kinder; und so hat sie dann gelitten, als die schrecklichen Jahre herankamen, in denen sie dem Vater schrieb „mit uns ist es aus“ und von dem wohlwollenden französischen Marschall den guten Rat hinnehmen mußte ihre Juwelen rechtzeitig zu verkaufen, um für die Flucht über die Grenze ihres Königreichs versehen zu sein. Wie es bei rechten Frauen immer der Fall ist, entwickelte erst das Unglück die volle Kraft ihrer Natur, den Scharfblick, das Vertrauen, die Energie, welche in solchen Lagen die Männer oft beschämt. Es ist wunderbar, mit welchem instinktiven Abscheu sie nicht bloß dem Überwinder, sondern auch

den moralischen Bundesgenossen desselben in der Heimat, den Lombard und Genossen gegenüberstand; noch wunderbarer, wie sie so durchaus nach den rechten Männern griff, wie sie Blüchers Art erfaßte und mit felsenfestem Vertrauen an Stein hielt, dem Mann „großen Herzens und umfassenden Geistes“, wie sie ihn bezeichnet, ihm, der dann der Eckstein der Regeneration Deutschlands geworden ist. Sie vielleicht allein hat nie gezweifelt an Napoleons endlichem Sturz, aber freilich auch nie für sich gehofft ihn zu erleben. Deutlicher als die Männer, die auf die realen Dinge den Blick gerichtet halten mußten, erkannte sie die tönernen Füße des Kolosses, begriff sie den ungeheuren Anachronismus der Napoleonischen Weltmonarchie, dieser Rückwendung von dem nationalen Staat der Neuzeit zu der gedankenlosen Großwirtschaft der Eroberung verschollener Geschichtsepochen. Aber sie fühlte es auch, daß ihre zartbesaitete Natur nicht bestimmt war die Erlösung zu schauen, die sie im Geiste ahnte; sie hatte zu viel weinen müssen, um ein langes Leben fertig zu bringen.

Sie ist hingeschieden in der Blüte der Jugend; und jugendlich blühend lebt sie fort in den Herzen der Zeitgenossen und noch der heutigen Generation. Eben weil sie so war, weder mehr noch weniger war als die deutsche Frau, leuchtet ihr Andenken in diesem ganz einzigen Glanze. Die beiden innigsten Empfindungen, die dem Menschen gegönnt sind, die Ahnung des ewig Weiblichen, wie der Dichter es nennt, und das Opfergefühl sind uns persönlich geworden in der Königin Luise. Jene Verehrung der Frauennatur, welche das rechte Wahrzeichen und der höchste Messer der echten Civilisation ist, knüpft nicht an die Semiramischaraktere an, sondern an die Frau, wie sie in der einfachen Entwickelung des gewöhnlichen Lebens uns entgegentritt, an die Rose, die in dem Garten eines jeden blüht, und die hier in ihrer höchsten und reinsten Entfaltung als „schöne Königsrose“ von dem Thron ihren Zauber und ihren Duft über das ganze Land warf. Als dann der Tod vor der Zeit die Rose brach, da gesellte sich zu der Verklärung, die aller Liebe durch den Tod verliehen wird,

noch die Empfindung, daß ihr Leben verkürzt worden war durch die Schuld nicht so sehr des französischen Feindes als derjenigen Staatsmänner, die den Vertrag von Schönbrunn abgeschlossen, durch die Schuld der Generale, die die Schlacht bei Jena verloren und Magdeburg und Küstrin dem Feinde überliefert hatten. Das ungeheure Unglück, die tiefe Entehrung des ganzen Landes ward allerdings in allen preußischen Häusern empfunden; aber wie das Königshaus bisher nicht bloß das erste derselben, sondern auch vielleicht das glücklichste und reichste gewesen war, so wurde hier notwendigerweise das allgemeine Geschick in siebenfachem Maße zum häuslichen Unheil. Daß das gebrochene Lebensglück den Tod der Königin beschleunigt hat, ist wahrscheinlich tatsächlich richtig, auf jeden Fall war es allgemeine und im idealen Sinn zweifellos berechtigte Überzeugung des Volkes. Daraus erklärt sich die Empfindung, die ihr jähes Abscheiden überall hervorrief. Es war nicht bloß die Trauer um den Verlust der vielgeliebten Fürstin, es war mehr noch die tiefe Erbitterung gegen jenen kaiserlichen Verunglimpfer deutscher Frauentugend und alle die Seinen; vor allem aber die unermeßliche Reue über die eigene Mitschuld an dem Unheil des Landes, an welchem der Königin Herz gebrochen war. Und die kräftigen und adligen Naturen übersetzten dann die Reue über das Vergangene in die Hoffnung auf die Zukunft unter Einsetzung der ganzen Existenz des Volkes selbst wie jedes einzelnen Bürgers. Wenn es einst dem Lande gelang sich zu erheben und sich zu befreien, wie Luise nie aufgehört hatte zu hoffen, so war sie nicht bloß der Ehre des Landes nachgestorben, sondern sie hatte diese Ehre auch wieder von den Toten erweckt. Dann war ihr Tod ein Opfertod im höchsten Sinne des Wortes. Nicht der Soldat opfert sich für das Vaterland, wenn er auf dem Schlachtfelde sein Leben läßt: er tut seine Pflicht und es ist Männerlos im Kampfe zu fallen. Aber wenn die schönste und reinste und erste Frau des Landes an den Folgen der Feigheit der Staats- und Kriegsmänner stirbt, da ist das Opfer gebracht; es muß schuldlos und seiner eigenen Opferung unbewußt sein, da-

mit es vollständig sei. So faßte das Land ihren Hingang. Durch die ganze glorreiche Siegeszeit geht es wie ein schmerzlicher Nachklang, wie die Erinnerung an eine mit dem besten Blut gesühnte und doch nie ganz auszulöschende Schuld, daß Luise nicht den Breslauer Aufruf vernommen, nicht die Leipziger Schlacht erlebt, nicht die Victoria abermals auf ihrem alten Platz am Brandenburger Tor geschaut hat.

Man sagt uns Deutschen wohl nach, daß die Frauenverehrung bei uns weniger entwickelt ist als bei anderen Völkern, mit denen wir gewohnt sind uns zu messen; und wir werden es wohl einräumen müssen, daß wenigstens in den äußeren Formen dieser Verehrung, was man Ritterlichkeit und Galanterie oder ähnlich benennt, wir noch heute die Folgen der Barbarisierung des Dreißigjährigen Krieges empfinden, und leider auch einräumen müssen, daß die dehumanisierenden Tendenzen der heutigen Zeit unter unserem Proletariat sowohl wie in den sogenannten besseren Kreisen ein neues Barbarentum großziehen, dessen rechtes Wahrzeichen der Mangel an Ehrerbietung vor den Frauen ist. Aber daß diese dennoch im tiefsten Innern unserer Nation wurzelt und auch mit diesem Maße gemessen die Deutschen wenigstens der Empfindung, wenn auch nicht dem Ausdruck nach zu den höchst civilisierten Völkern zählen, das zeigt nichts so deutlich als das Angedenken an die Iphigenie des Befreiungskrieges, an unsere Königin Luise.

Wir reden von der Mutter am achtzigsten Geburtstag ihres Sohnes; und wir dürfen es wohl. Denn wer gedenkt ihrer, ohne sich zugleich dieses ihres Sohnes zu erinnern, und wer kennt nicht ihr in schwerster Bedrängnis gesprochenes weissagendes Wort, daß sie nicht klagen wolle in dieser Unglücksepoche gelebt zu haben; ihr Dasein sei dazu bestimmt Kindern das Leben zu geben, die einst zum Wohl der Menschheit beitragen werden. Das Schicksal gibt keinem alles; die dieses Wort hörten, verstanden es nicht, wir hören es nicht, aber wir haben sein Verständnis. Nur diesem Verständnis in Worten Ausdruck geben dürfen wir zurzeit nicht, wenigstens nicht an dieser Stelle. Es wäre wohl möglich fort-

fahrend zu zeigen, wie in diesem Fall nicht bloß der Segen, sondern auch die Eigenart der Mutter auf dem Sohne ruht. Aber wir werden uns erinnern, daß die Ausführung des Satzes „wie die Mutter, so der Sohn“ sich nicht mit der Stelle, an der ich spreche, nicht mit den guten Traditionen unserer Körperschaft verträgt. Wir feiern unsere Toten mit strenger Auswahl und den Lebenden ins Gesicht zu loben ist nicht Herkommen der Akademie. Wir haben uns glücklicherweise frei gehalten von jener gleißnerischen Form der obligaten Redeakte, in denen die notwendige Höflichkeit und die aufrichtige Verehrung unter dem Firnis der alles zudeckenden Phrase ineinander verschwimmen. Auch wenn wir den Geburtstag des regierenden Herrschers feiern, bleiben wir dessen eingedenk, daß das Urteil über seine Persönlichkeit, so im Lob wie im Tadel, nicht hierher gehört und die Ehrfurcht uns gebietet nur von dem Herrscher als solchem, nicht von der Persönlichkeit zu reden.

Diese Pflicht ist nicht immer leicht zu erfüllen. Es ist zum erstenmal, seit die Akademie besteht, daß sie den achtzigsten Geburtstag des Herrschers begeht; und mehr noch als die Zahl ist es der Inhalt dieser Lebensjahre, der zum Sprechen auffordert. Die gewaltigen Ereignisse, welche das letzte Decennium erfüllt haben und welche an unseres Herrschers Persönlichkeit ihren Mittelpunkt, in seinem Kaisertum ihren letzten Ausdruck gefunden haben, werfen ihren Wellenschlag wie in die niedrigste Bauernhütte, so auch in die gelehrteste Einsiedelei. Aber wenn es darum schwer wird zu schweigen, so dürfen wir es um so eher. Es könnte ja doch bei diesem Fest keine Rede etwas anderes zum Ausdruck bringen als was jeder ohnehin empfindet. Dieses Lied klingt auch ohne Worte.

Darum gestatten Sie mir zu schließen mit einem kurzen Blicke darauf, warum die Akademie der Wissenschaften sich mit Stolz eine königliche nennt. Die Wissenschaft als solche ist so wenig königlich wie republikanisch; sie ist eine der Formen der humanen Entwickelung, welche außerhalb und in gewissem Sinn

über der staatlichen sich vollzieht. Aber wie in all diesen humanen Entwickelungen ist in ihr ein anarchisches Element, eine Tendenz der Individualisierung, die, eben weil sie durchaus berechtigt, so auch höchst gefährlich ist und geeignet, die wechselseitige Befehdung, ja den Krieg aller gegen alle heraufzuführen. Alle Wissenschaft beruht auf dem Ineinandergreifen der verschiedenen arbeitenden Kräfte und ihre sittliche Bedingung ist die gegenseitige Anerkennung der Arbeitenden. Zwischen den auf demselben Felde tätigen Gelehrten ist diese unter normalen Verhältnissen selbstverständlich und es ist nur individuelle Verschuldung, wenn sie ausbleibt. Aber anders und schwerer stellt sich die Aufgabe unter den auf verschiedenen Gebieten beschäftigten Forschern. Ist es in der Tat möglich, wenn man mit der Achtung noch einen positiven Begriff verbindet, sie dahin zu übertragen, wo das Verständnis fehlt? gibt es noch eine Anerkennung, wo das Erkennen aufhört? Die theoretische Lösung des Problems ist Aufgabe des Psychologen; sie wird vermutlich dahin ausfallen, daß ein solches intuitives Anerkennen ohne Erkenntnis das Privilegium der höchstgestellten Geister und es ein sicheres Zeichen des Talents zweiten Ranges ist, wenn einer nur das gelten läßt, was er versteht. Aber die praktische Lösung der Aufgabe ist unsere Akademie. Das große Privilegium aller politischen Gestaltung ist es, daß Bestrebungen, die sich nicht verstehen, wenigstens sich verständigen können und müssen; und insofern unsere Akademie eine königliche, das heißt eine Staatsanstalt ist, insofern sie nicht dieser oder jener Wissenschaft, sondern den Wissenschaften bestimmt ist, insofern ihre Mitglieder dazu veranlaßt, ja genötigt werden mit Gelehrten anderer Kreise in Berührung und sehr häufig in gemeinschaftliche Tätigkeit zu treten, tritt der in der Wissenschaft obwaltenden anarchischen Tendenz als heilsames Temperament zur Seite unser Anteil an dem staatlichen Wirken mit seinem Zwang wenigstens zu äußerlicher Verständigung. Jede private Association auf dem wissenschaftlichen Gebiet führt unvermeidlich zur Individualisierung; sie tut es jetzt mehr als je, wo das Arbeitsgebiet

des einzelnen Forschers sich überall zusehends in einer für die Zukunft der Forschung überhaupt ernste Besorgnisse erregenden Weise verengt. Daß wir in dieser Richtung nicht folgen, daß wir darauf angewiesen sind uns einander gelten zu lassen, auch wo einer des andern Sprache nicht mehr versteht, daß wir alle es als Lebensfrage unserer Anstalt erkennen die gegenseitige Achtung auf das ganze endlose Gebiet der Wissenschaft nicht bloß mit Worten zu erstrecken, sondern auch erforderlichen Falls handelnd zu erweisen, das danken wir nicht uns, sondern dem Staat, das heißt zunächst unserem König Wilhelm, dem ersten Kaiser der Deutschen, dessen achtzigsten Geburtstag wir heute begehen.

REDE
ZUR FEIER DES GEBURTSTAGS FRIEDRICHS DES GROSZEN
25. JANUAR 1877*).

Wir Deutschen stehen unter den Gesetzen eines eigenartigen Geschichtsverlaufs. Unsere altnationale Entwickelung ist zu Grunde gegangen an den trostlosen Nachwehen des größesten deutschen Geisteswerks; die kirchliche Reformation hat dem alten Deutschen Reiche das Leben gekostet. Der mächtige Baum hat von den Axtschlägen, die infolgedessen ihn bis in seine Wurzeln trafen, sich nicht wieder erholt; der kränkliche Fortbestand, der ihm nachher beschieden war, war nichts als eine lange Agonie und ein Unglück mehr. Wohl war der quellende Lebenssaft des deutschen Volkes damit nicht erschöpft; aber ihm entwuchs vielmehr ein junger Baum, dem erst nachdem die ehrwürdigen Reste des Urstammes wie die vielen anderen neben ihm emporgesproßten Schößlinge unter gewaltsamen Kämpfen gefallen waren, in unseren Tagen es gelungen ist einigermaßen den Platz einzunehmen und den Raum mit seinen Ästen und Zweigen zu erfüllen, der einst dem Mutterstamm gehört hatte. Und die Folgen dieser Doppelwüchsigkeit, zu der keine andere der heute bestehenden großen Nationen auch nur etwas Ähnliches aufzuweisen hat, dieser Verschiebung des Mittel- und Schwerpunktes der Nation von seinem ursprünglichen Platze werden auf Jahrhunderte hinaus im Soll wie im Haben fühlbar bleiben. Eine der bemerkenswertesten dieser Wirkungen ist es, daß unser Staat der einzige jetzt vorhandene ist, welcher sich nicht ausschließlich empfindet als das spontane Produkt der nationalen Entwickelung,

*) Preußische Jahrbücher XXXIX S. 141—156 mit der Überschrift: Friedrich der Große und das katholische Vicariat in Berlin.

sondern zugleich als eine Schöpfung von Menschenhand, als ein Werk unserer großen Regenten. Ein tief politisches Gefühl ist es, welches unsere Nation insbesondere mit dem gefeiertsten dieser Fürsten, mit Friedrich dem Großen noch heute verknüpft; wir haben, wenn wir seiner gedenken, einigermaßen die Empfindung, welche der Athener und der Spartaner sich in dem Heros Archegetes symbolisierte. Es ist dies unser Sondergut unter den Nationen, wie wir andrerseits ja auch wieder behaftet sind mit jenem Sonderfluch, der bösen Nachwirkung einer böseren Zeit, mit Gegensätzen innerhalb der Nationalität, wie sie kein anderes Volk, nicht einmal das gleich uns politisch erst jüngst geeinigte italienische in seinem eigenen Schoße kennt. Wenn kein Jahr an Tagen arm ist, die dem rechten Deutschen über das, was Mitbürger erstreben und zum Teil vollbringen, den flammenden Zorn und nur zu oft die brennende Scham erregt, so bringt andererseits auch jedes Jahr zu vielen anderen Tagen freudiger Sammlung auch den Gedenktag, welchem die heutige Feier gewidmet ist, den Geburtstag Friedrichs des Großen.

Nach gutem Herkommen begeht unsere Akademie, die noch in einem andern Sinn, als jeder Preuße dies darf, in Friedrich ihren Archegeten feiert, diesen Gedächtnistag nicht mit Auseinandersetzungen allgemeiner Natur, die, einer Persönlichkeit dieser Art und dieses Ruhmes gegenüber, kaum etwas anderes bringen könnten als die Bestätigung dessen, was so richtig und so sicher ist, daß man es ungern abermals hört. Es versucht vielmehr ein jeder an seinem Teil aus dieser weltumfassenden und im einzelnen von keinem vollständig gekannten Individualität die eine oder die andere Beziehung, diese oder jene Tätigkeit hervorzuheben und, wenn die Landschaft dieselbe bleibt, sie in einer anderen Perspektive, in einer neuen Beleuchtung zu zeigen. Heute soll versucht werden Friedrichs Stellung zu der katholischen Kirche, insbesondere dem Bistum des neu gewonnenen schlesischen Landes in kurzen Umrissen nach den vorliegenden Aktenstücken klarzulegen.

Wie die Erwerbung Schlesiens in der Geschichte Preußens überhaupt den Markstein bezeichnet, wo das selbständige Fürstentum sich zur Großmacht zu entwickeln beginnt, so gilt dies auch und vorzugsweise von der Stellung Preußens gegenüber den religiösen Fragen. Das vorfridericianische Preußen war ein streng konfessionelles Staatswesen; nicht als ob in dem weit zerstreuten wenig eingegrenzten Besitztum es an katholischen Untertanen gefehlt hätte; aber die Lebenskraft dieses Gemeinwesens und was hier so eng damit zusammenhing, der in dem Fürstenhause waltende Begriff von Regiment und Regentenpflicht ruhte auf dem Protestantismus. In der Tat, seit das Haus Wettin seine große geschichtliche Aufgabe Schild und Schwert des lutherischen Gedankens zu sein um das Linsengericht der polnischen Erbschaft verhandelt hatte, war dieser hohe Beruf mit all seinen Ehren und all seinen Gefahren übergegangen auf das Brandenburger Fürstengeschlecht. Nie wohl ist dies deutlicher zu Tage getreten als in jener denkwürdigen Epoche, in welcher Ludwig XIV. die Rekatholisierung Frankreichs abschloß und den Weg einschlug, den seitdem der französische Staat allen Gegenströmungen zum Trotz eingehalten hat und heut noch einhält, das politische Übergewicht Frankreichs in Europa in und mit der kirchlichen Alleinherrschaft des romanischen Christentums zu erstreben. Mit bewundernswerter Sicherheit und Klarheit begriff es der Große Kurfürst, daß es ihm zukam in diesem Kampf voranzustehen und mit und in der Freiheit des deutschen Landes zugleich die Freiheit des Gedankens zu schirmen; mit Recht ist von ihm gesagt worden, daß es ihm wie eine Art von geistlicher Mission erschienen ist sich an die Spitze des Protestantismus zu stellen und daß dies der höchste Ehrgeiz gewesen ist, den der erste der großen Herrscher unseres Staates in seiner Seele genährt hat. — Der gleiche ernstliche, nach seiner Art oft starre, harte, gewaltsame Konfessionalismus bezeichnet das Regiment seines Enkels. Nicht als ob er den Katholiken, die unter seiner Herrschaft lebten, die Übung ihrer Religion irgend verkümmert hätte; im Gegenteil, er hat in seiner gewissenhaften

Art mancherlei Unbilligkeiten der herrschenden Kirche beseitigt, zum Beispiel den Waisenkindern katholischen Glaubens trotz des lebhaften Widerspruchs der lutherischen Zeloten gestattet in der Religion ihrer Eltern erzogen zu werden, die öffentliche Ausübung der katholischen Ceremonien, wo sie bisher untersagt gewesen war, wie zum Beispiel in Stettin, freigegeben, und die katholischen Missionen in den protestantischen Bezirken häufig aus seinen Mitteln unterstützt, immer freilich unter der Bedingung, daß keine Jesuiten dafür verwendet werden durften. Aber er persönlich war darum nicht minder jeder über dem Dogma stehenden Auffassung der religiösen Dinge abgewandt; man braucht dafür nur daran zu erinnern, welche wichtige Rolle in dem Zerwürfnis und in der Aussöhnung von Vater und Sohn die Meinungsverschiedenheit über die lutherisch-calvinische Kontroverse in Betreff der Gnadenwahl gespielt und wie er für diesen Prozeß sich Rats erholt hat aus den Büchern Samuelis.

War Friedrichs des Zweiten Naturell in allen Stücken das Widerspiel des väterlichen, so gilt dies vor allem auf diesem Gebiet. Keine Seite seines Wesens ist so energisch entwickelt und damit so tief dem Gedächtnis der Nachwelt eingeprägt, wie seine Gleichgültigkeit wenn nicht gegen den Glauben selbst, so doch gegen dessen Façon. Wenn indifferente Toleranz überhaupt die Signatur der Epoche ist, der er angehört und die in seiner Individualität ihren bedeutendsten und vollkommensten Ausdruck fand, so ist es von höchster weltgeschichtlicher Bedeutung, daß derjenige große Regent, welcher Preußen eine Großmachtstellung gab, zugleich der erste Regent sein sollte, der den hohen Gedanken erfaßt hat ein einheitliches Staatsbürgertum neben und über verschiedenen Kirchenverfassungen zu entwickeln. Wohl war die gleiche Aufgabe schon vor ihm an andere Großstaaten herangetreten; in Österreich wie in Frankreich hatte es eine Epoche gegeben, in der die Regierungen berufen erschienen von dem konfessionell gebundenen zu dem freien Staatsregiment fortzuschreiten. Aber weder dort noch hier war der Ruf verstanden worden; nach kürzerem

oder längerem Schwanken hatten die Habsburger wie die Bourbons wieder in die alten Bahnen eingelenkt und die kirchlichen Verhältnisse in dem Sinn entwickelt, daß es nur eine Kirche und daneben allenfalls geduldete Sektierer gab. Es verlohnt wohl der Mühe, zu erwägen, wie Friedrich verfahren ist, als das neu gewonnene Schlesien ihn in die Lage versetzte der katholischen Kirche gegenüber Stellung zu nehmen. Wenngleich die Pläne, die er damals gefaßt hat, in der Hauptsache nicht zur Ausführung gelangt sind, vielleicht so, wie sie gefaßt waren, überhaupt nicht ausgeführt werden konnten, so sind doch auch jene Gedanken politisch schöpferischer Naturen, die zunächst ohne praktische Folgen bleiben, eine köstliche Erbschaft der späteren Geschlechter.

In der Tat, abweisen konnte der Eroberer Schlesiens die Auseinandersetzung mit der römischen Hierarchie nicht. Wohl war die geschichtliche Berechtigung für diesen kühnen Griff, die rasch und voll erfüllte Hoffnung aus dem mit den Waffen dem Nachbar entrissenen Lande ein fest dem preußischen Gemeinwesen verwachsenes Glied zu gestalten, zum großen Teil darin gegeben und begründet, daß hier allein in den deutschen Provinzen Österreichs die evangelische Lehre sich, wenn auch geschädigt und gedrückt, doch noch in dem Kern der Bevölkerung und vor allem in der Hauptstadt behauptet hatte. Aber immer war die Hälfte der Bewohner katholischen Glaubens; immer trat mit diesem Erwerb zum erstenmal unter den preußischen Scepter eine jener großen wie im Titel, so auch in der Sache dem deutschen Fürstentum ebenbürtigen Kirchengewalten. Die Ordnung der Beziehungen zwischen dem neuen evangelischen Landesherrn und der katholischen Kirche Schlesiens und ihrem obersten Haupt, dem gefürsteten Bischof von Breslau, der keinem deutschen Prälaten an Glanz und Macht nachstand und der bis vor kurzem zugleich das Land als Statthalter des Kaisers regiert hatte, diese Auseinandersetzung war derjenigen zwischen den Staaten Österreich und Preußen über die Abtretung der Provinz wohl vergleichbar; auch sie war ein politischer Akt zwischen zwei zum Krieg wie zum Vertrag befähigten Mächten.

Es lag nahe den Katholischen der neuen Provinz des protestantischen Staates nichts zu gewähren als eine mehr oder minder prekäre Toleranz, der evangelischen Kirche aber jene herrschende Stellung zu schaffen, welche bis dahin die katholische in Schlesien eingenommen hatte. Diesen Weg sind die katholischen Mächte jener Zeit gegangen, wo sie in den Fall kamen andersgläubige Landschaften zu inkorporieren; und auch die protestantischen Mächte hatten bis dahin ihrerseits das gleiche getan. Schwerlich würde der Große Kurfürst anders verfahren sein, wenn jener merkwürdige Entwurf zur Erwerbung Schlesiens, den er aufgestellt hat, zur Ausführung gelangt wäre. „Es müssen Patenta gedruckt werden", steht in demselben, „darin den Katholiken versprochen werde, sie bei ihrer Religion frei zu lassen; und muß man sich hüten, das man im Anfang die Römisch Catollische nicht für die Köppe stoße, welche man alsdann gewiß gegen sich haben würde." Nach diesem bisher in dem protestantischen Deutschland üblichen System, das wohl katholische Untertanen und katholische Geistliche, aber keine katholischen Bischöfe duldete, würde das Bistum Breslau aufgehoben oder doch säkularisiert und für die Bedürfnisse des katholischen Kultus allenfalls durch stillschweigende Duldung einer gewissen Einmischung der Prälatur der katholischen Nachbarstaaten gesorgt worden sein.

Friedrich ist anders verfahren. Ohne Zweifel sind dabei vor allem allgemeine politische Erwägungen maßgebend gewesen, die Beziehungen zu dem feindlichen Österreich sowohl, das ohne die Klausel, welche den konfessionellen *status quo* in Schlesien garantierte, den Breslauer Frieden sicher nicht abgeschlossen haben würde, wie die zu der verbündeten französischen Macht und zu den katholischen Reichsständen. Hätte Friedrich mit dem Bistum Breslau verfahren wollen, wie einst mit Magdeburg und Halberstadt verfahren worden war, so hätte die ganze Lage der Dinge sich umgestaltet und Friedrichs ohnehin im äußersten Grade schwierige Stellung zwischen all den offenen und geheimen Feinden wäre wohl geradezu unhaltbar geworden. Aber man würde ihn dennoch

durchaus falsch beurteilen, wenn man sein Verfahren gegen die schlesischen Katholiken auffaßte als lediglich durch den politischen Notstand ihm abgezwungen und den Hintergedanken bei ihm voraussetzte, bei gelegenerer Zeit den Breslauer Bischofsitz zu beseitigen. Mit der ganzen Wahrhaftigkeit und Ehrenhaftigkeit seines Wesens hat er sich nicht darauf beschränkt die Besorgnisse der neuen katholischen Untertanen nur oberflächlich zu beschwichtigen. Wie er überhaupt seinen Stolz darein setzte in der neu gewonnenen Provinz ein Musterregiment zu schaffen, das das Glück ihrer Bewohner und der Neid der Nachbaren sein sollte, so gehörte dazu vor allen Dingen die freieste Bewegung im Reiche des Meinens und Glaubens. Er fühlte sich stark genug den billigen Ansprüchen der schlesischen Katholiken ebenso vollständig gerecht zu werden wie denen der herrschenden Konfession. *Les querelles des prêtres ne sont pas du ressort des princes**). Ihm erschien der katholische Bischof mit dem preußischen Staatswesen so wenig unverträglich, wie der evangelische Generalsuperintendent; er suchte den Weg, die katholische Kirche innerhalb seines Machtgebiets in einer Weise zu organisieren, welche zugleich ihrem Wesen entsprach und mit dem des Staates sich vertrug. So hat er jenes große Problem hingestellt, dessen Lösung in positiver und negativer Art den folgenden Generationen überkommen ist, an dem wir Lebenden arbeiten und das wir allem Anschein nach zur endlichen Erledigung späteren Geschlechtern überliefern werden.

Die Verhältnisse lagen in vieler Beziehung ungewöhnlich

---

*) Aus dem Schreiben vom 29. Oktober 1741, mit dem Friedrich die Unterwerfungserklärung des Fürstbischofs beantwortete; es ist eine Art Programm über seine Stellung zu den Katholiken und verdient ausführlicher mitgeteilt zu werden: *La tranquillité de l'exercice libre de la religion faisant selon l'opinion des hommes une partie de leur félicité, je ne me départirai jamais de la ferme résolution que j'ai prise de maintenir chaque religion dans ses droits et ses libertés. Les querelles des prêtres ne sont pas du ressort des princes, et des disputes frivoles pour de vains arguments ou des jeux de mots indignes de têtes pensantes ne me séduiront jamais pour être partial entre les différents partis qui pour la plupart du temps sont furieux les uns contre les autres par fanatisme et par folie.*

günstig. Stärker als je vor- und nachher lief die Strömung der Zeit gegen den dogmatischen Fanatismus und die hierarchischen Tendenzen; überall wandte die höhere Gesellschaft, und nicht am wenigsten der an Geist und Rang höchststehende Teil der katholischen Prälatur, sich einer freieren Geistesrichtung zu. In dem Geisteskampf, der zwischen Staat und Kirche ewig gefochten worden ist und wohl ewig gefochten werden wird, hat kaum je die letztere mit entschiedenerem Nachteil gestritten als in dem Zeitabschnitt, den die Regierung Friedrichs des Zweiten ausfüllt. Keine Epoche des tausendjährigen Priesterregimentes in Rom hat so zahlreiche und so wichtige Konzessionen desselben an die weltliche Macht aufzuweisen, wie die, welche durch die Namen Benedikts XIV. und des XIII. und XIV. Clemens bezeichnet ist; als Krönung dieser Erfolge, man konnte einen Augenblick meinen, als Schlußstein des den geistlichen Übergriffen auf lange hinaus wehrenden Dammes, erscheint gegen das Ende der Fridericianischen Regierung die Aufhebung des Ordens der Jesuiten. Auf dem Stuhle Petri saß damals der erste jener drei Päpste, Benedikt XIV., nicht der größte, aber gewiß einer der besten Männer, die an jenen Platz gestellt worden sind durch das seltsame Glücksspiel der kollegialischen Wahl, dieses alten Erbstücks des Pontifikal- und Auguralwesens des heidnischen Roms. Wenn er — Friedrich selber erzählt es — sich seinen Kollegen damit zur Wahl empfahl, daß er weder ein sehr heiliger noch ein sehr gelehrter Mann, aber ein guter Geselle sei und Spaß verstehe, so hat er in seiner Amtsführung diese wohlwollende Verständigkeit nach allen Seiten hin betätigt. In einer der satirischen Poesien unseres großen Königs schildert ihn dieser, der keine Ursache hatte sich ihm besonders verpflichtet zu fühlen, mit den nicht eben poetisch vorzüglichen, aber gewiß aufrichtig gemeinten und aus solchem Munde bedeutsamen Worten:

Es herrscht in Rom, wohin ich kam sodann,
Ein Fürst und Priester und ein edler Mann,
Ein starker Kopf, in dessen jungem Ruhm
Neu aufersteht das stolze Altertum,

Wohl ein Prälat, doch ohne Falsch zugleich,
Ein Herrscher, der mit Kraft regiert sein Reich,
Des Lob erklingt gleichmäßig voll und wahr
Wie am Parnasse so auch am Altar.

Man kann in der Tat zum Beispiel die Korrespondenz, die dieser Papst in den schlesischen Angelegenheiten mit seinem Jugendfreund, dem in Rom erzogenen Fürstbischof von Breslau, in seiner Muttersprache geführt hat, nicht lesen ohne hohe Anerkennung für den unbefangenen Blick, die bequeme Anmut, die leichte, freie, sichere Geschäftsbehandlung, die liebevolle Nachsicht und, wo es hingehört, zugleich das strenge und scharfe Pflichtgefühl des Schreibers. Wenige Päpste haben den verschiedensten Regierungen gegenüber sich so nachgiebig und verständig bewiesen; nicht mit Unrecht durfte Friedrich erwarten, daß er auch eines ketzerischen Königs Hand, wenn sie in rechter Weise geboten ward, nicht zurückweisen werde.

Nicht minder mochte Friedrich es als einen Glücksfall betrachten, daß, als Schlesien preußisch ward, es eben Graf Philipp Sinzendorf war, der den fürstbischöflichen Stuhl einnahm. Einem altösterreichischen Adelsgeschlecht entsprossen, in Paris geboren, Rom erzogen, in jungen Jahren mit dem Kardinalspurpur geschmückt, ein gewandter Unterhändler und Verwalter, ward er weit mehr durch politische als durch specifisch ekklesiastische Motive geleitet und teilte keineswegs die Gesinnungsopposition, welche ein Teil der schlesischen Prälatur, namentlich das Breslauer Domkapitel, dem neuen evangelischen Regiment entgegentrug. Im Gegenteil, lange bevor Österreich öffentlich auf die Fortsetzung des Kampfes verzichtet hatte, schloß der in Österreich weilende Kardinal seinen Separatfrieden mit Preußen, huldigte dem Eroberer, wie er dem Papst mitteilt, mit seinem Kapitel, seinem Klerus, seinen Vasallen und Untertanen und kehrte am 5. Januar 1742 von Olmütz nach Breslau zurück. Dieser auffallende Schritt wurde begreiflicherweise in Wien nie verziehen; um so mehr war der Kardinal der Huld des neuen Herrschers versichert. Friedrich

betrachtete ihn seitdem als einen derjenigen, auf die er zählen durfte; der Kardinal verweilte häufig und längere Zeit in Berlin und war auch seiner geistreichen Konversation wegen ein gern gesehener Gast an der königlichen Tafel, während andererseits der Ball, den der geistliche Fürst dem König bei dessen Anwesenheit in Breslau gab, von den Breslauer Domherren als ein schlimmes Sacrilegium der pästlichen Regierung zur Anzeige gebracht ward. Es ist charakteristisch, daß er sich bei Papst Benedikt mehrfach zu verantworten hatte wegen der allzu freien Äußerungen, die er am Tisch des Königs getan hatte*), und daß er dabei für sich geltend machte, daß sein und des Königs geläufiges Französisch von den meisten der Zuhörer nicht gehörig verstanden werde.

Wie durchaus der König bemüht war sich der Persönlichkeit

*) Die erhaltene Korrespondenz bewahrt davon in der Tat drastische Belege; zwei derselben mögen hier stehen, um die Stimmung und die Personen zu charakterisieren. In Beziehung auf die Wahl des Grafen Schaffgotsch zum Koadjutor schreibt der König an den Kardinal als eigenhändige Nachschrift eines offiziellen Erlasses vom 17. Dezember 1743: *Le St. Esprit et Moi nous avons résolu ensemble, que le Prélat Schafgotsch serait élu Coadjuteur de Breslau, et ceux de vos chanoines qui s'y opposeront seront regardés comme des âmes dévouées à la cour de Vienne et au Diable, et qui résistant au St. Esprit méritent la plus haute période de damnation.* Die Antwort des Kardinals vom 25. Dezember 1743 lautet in demselben Ton: *La grande intelligence entre le Saint Esprit et V. M. est quelque chose de fort nouveau pour moi; je ne savais pas seulement que la connaissance fût faite. Je souhaite qu'il envoie au Pape et aux chanoines des inspirations conformes à nos dessins.* — Über die Qualifikation desselben Kandidaten äußert sich der König dahin, daß seine Jugend freilich von Verirrungen nicht frei gewesen sei: *mais il n'est aucun des plus grands saints et même de ceux qui décorent si bien votre martirologe, qui ne doive dire avec David: „Seigneur, pardonne-moi les pêchés et les fautes de ma jeunesse." Je me souviens même d'avoir oui dire qu'il était bon qu'un homme d'église eût quelque expérience des pêchés, puisque alors il les peignait d'autant plus atroces et savait plutôt ramener son troupeau à la pénitence.* Auch auf diesen bedenklichen Ton geht der Kardinal ein: *Éclairé que vous êtes, Sire, en toutes choses, vous n'ignorez pas les détails de notre martirologe; un saint tourné comme ce candidat serait assez de votre goût. Je ne désespère pas que la postérité la plus reculée n'ait un jour occasion de l'invoquer.* Bis auf einen gewissen Grad ist die Prophezeiung in Erfüllung gegangen; Graf Schaffgotsch gilt jetzt als eine Säule der katholischen Kirche und es sind Bücher in diesem Sinn zu seiner Ehre geschrieben worden.

zu versichern, die den Platz des Fürstbischofs einnahm, zeigt sehr deutlich die Wahl des Grafen Philipp Schaffgotsch zum Koadjutor des Bistums Breslau. Wenn einer, war er für diese Stellung ungeeignet; nicht bloß als der jüngste unter den Breslauer Domherren und schon dadurch ausgeschlossen, daß ihm zur Zeit das kanonische Alter von 30 Jahren mangelte, sondern vor allem, weil er durch nichts bekannt war als durch zahllose mehr als leichtfertige Reden und Handlungen, die der guten Stadt Breslau und insonderheit seinen geistlichen Kollegen wieder und wieder Ärgernis gaben. Von den nach Rom deswegen gesandten Denunziationen mag wohl ein beträchtlicher Teil in Abzug kommen. Aber wie er an der Tafel des Königs geredet hat, zeigt ein Beispiel, daß in seinen offiziellen Schreiben in unseren Akten die ehrwürdigen Nonnen von S. Clara in Breslau figurieren als *ces Vestales*; anderer nicht minder aktenmäßig bezeugter viel schlimmerer Dinge hier zu geschweigen. Darüber liegt der Akt im Vatikan, daß Graf Schaffgotsch am 25. August 1742 die Freimaurerei zum zweiten Male abschwor und diesmal, zur Bezeigung seines ernsten Entschlusses, die lederne Schürze in die Hände des Kardinals zu feierlicher Vernichtung ablieferte. Es war in der Tat ein Verstoß nicht bloß gegen das formale Recht, sondern vielmehr gegen die gute Ordnung und Sitte, daß der König seinen positiven Befehl diesen Domherrn zum Koadjutor des Fürstbischofs von Breslau zu wählen gegen das Kapitel sowohl wie gegen den wohlberechtigten Widerstand des Papstes dennoch mit Hülfe des vom König gewonnenen Kardinals am 16. März 1744 durchsetzte. Aber ebendieser ärgerliche Handel zeigt, wie wichtig die Breslauer Bischofsstelle für Friedrichs Pläne war. Graf Schaffgotsch war, wie der Kardinal, von dem König persönlich wohl gelitten; aber man würde sehr irren, wenn man meinte, daß er die Koadjutorstelle seinen lockeren Tischgesprächen zu verdanken habe. Der Fürstbischof war zwar nicht bejahrt, aber sehr kränklich; und es war für den König notwendig sich eines Nachfolgers zu versichern, der ebenso wie Graf Sinzendorf auf die politischen Pläne des Königs einging. Dafür

aber kam in der Tat nur Graf Schaffgotsch in Betracht; denn unter den übrigen Domkapitularen wäre nicht einer dazu fähig und willig gewesen.

Der Plan, den Friedrich durchführen wollte und dessen eigentlicher Urheber der Großkanzler Cocceji ist*), ging darauf hinaus für die preußischen Katholiken in den östlichen Provinzen, soweit dieselben dem deutschen Reichsverbande angehörten, ein katholisches Vikariat in Berlin zu errichten, und liegt uns abgeschlossen vor in der Instruktion für den ersten also anzustellenden Vicarius, den Fürstbischof Sinzendorf vom 2. Februar 1743. Es war nach langen Verhandlungen dem König gelungen sich mit dem Bischof zu verständigen und war diese Instruktion zwischen beiden vereinbart. Der ausgesprochene Zweck war, wie es in derselben heißt, „daß die *causae ecclesiasticae* unter keinem Vorwand zur Beschwerde unserer Untertanen außer unseren Landen gezogen, noch außer denenselben *cum strepitu iudiciario* ventiliret werden, viel weniger fremde uns mit keinem Eide zugethane Personen sich in dergleichen Anliegenheiten einmischen mögen“. Es sollte nicht apostolisches, sondern katholisches Vikariat heißen — die anfangs von Friedrich gestellte Forderung dasselbe ausdrücklich als königliches zu bezeichnen, hatte er später fallen lassen — und der Vikar nicht von dem Papst, sondern von dem König ernannt werden. König Friedrich hatte nicht vergessen, was sein Ahn in seinem politischen Testament seinen Söhnen in Beziehung auf die clevischen Katholiken eingeschärft hatte: „Wann die römisch catollische Geistlichkeit Euch allein für Ihren *supremum episcopum* halten, wie sie allezeit die vorigen Herzogen von Cleve dafür habe erkennen müssen, des Babstes und der Bischoffen Bullen, *decreta*

*) Schon Friedrich Wilhelm hatte, im Anschluß an die in den Niederlanden bestehenden Ordnungen, für seine angrenzenden Gebiete einen ähnlichen Plan gefaßt; in einem Reskript von ihm an die Geldrische Kommission vom 8. Febr. 1732 resolviert er dort „einen eigenen Vicarius *in spiritualibus* anzuordnen, der nach der römisch-katholischen Kirche ihren *principiis* die *iurisdictionem ecclesiasticam* exercire“. Dies gab die nächste Veranlassung für die neu gewonnene Provinz eine ähnliche Einrichtung in Vorschlag zu bringen.

und Befehl nicht pariren, sondern sich einig und allein an Euch halten, so seid Ihr schuldig ihnen allen Schutz zu leisten." Die dem protestantischen Landesherrn nach dem Westfälischen Frieden auch über seine katholischen Untertanen zustehende geistliche Jurisdiktion hatte er ausdrücklich in die Instruktion hineingesetzt und dem Sträuben des Kardinals dagegen nur insofern nachgegeben, daß das bischöfliche Recht des Königs über seine katholischen Untertanen wenigstens aus der Eidesformel des Vicarius wegblieb. In strenger Konsequenz dieser Anschauung wurden die dem neuen Generalvikar überwiesenen Befugnisse als königliche Gestattung aufgefaßt und in der Form einer königlichen Instruktion niedergelegt, und hatte der Vikar bei der Annahme des Amtes dem König den Amtseid zu schwören, in welchem die Klausel nicht fehlte, daß er Dispensation von diesem Eid weder begehren noch annehmen werde.

Dieser Vikar sollte nach der Absicht des Königs die gesamte Gewalt über die Katholiken der östlichen Provinzen in seiner Hand vereinigen; der König will, wie der Kardinal in seinem Schreiben an den Papst sich ausdrückt, den gesamten Klerus unter einer Mütze haben. Vor allem soll das von dem Vikar präsidierte Tribunal die geistliche Jurisdiktion in zweiter und dritter Instanz ausüben, da aber, wo es an einem geistlichen Gericht erster Instanz fehlt, auch für diese eintreten. Auswärtige *Nuntii*, *Provinciales*, *Visitatores*, *Commissarii* oder *iudices delegati*, sollen in den preußischen Staaten keiner Jurisdiktion *in personas et causas catholicorum*, unter was vor einem Prätext es seie, sich anmaßen; „in unseren Reichslanden sollen alle *causae contentiosae ecclesiasticae*, welche bishero an fremde Gerichte evociret waren, bei dem geistlichen Vicariat angebracht und verhandelt werden". — Nicht minder soll der Generalvikar die oberste Leitung des gesamten Kultus in die Hand nehmen, insbesondere die Klöster visitieren und beaufsichtigen, bei wichtigeren Vermögensgeschäften um seine Einwilligung befragt werden, die Wahlen der Prioren und Äbte bestätigen. In dieser Hinsicht soll er an den Platz der auswärtigen

Ordensgenerale treten, denen jede Einwirkung auf die preußischen Klöster entzogen wird. Es ist einleuchtend, da zumal der König dieses Berliner Generalvikariat mit dem Breslauer Bistum in eine Art Personalunion brachte, daß er diesem Prälaten eine Macht und einen Rang zu geben beabsichtigte, welche ihm selbst Rom gegenüber eine gewisse Selbständigkeit gesichert haben würden.

Merkwürdig sind die Instruktionen, die König Friedrich und sein hierbei tätiger Minister, der strenge Hüter des Rechts und der Würde des Staats gegenüber allen hierarchischen Tendenzen, der Kanzler Cocceji dem Generalvikar gegenüber für nötig erachteten*). Im ganzen verfuhr Friedrich sehr liberal, in vielen Stücken wohl liberaler, als es dem Pedanten Cocceji, wie der König ihn gelegentlich nannte, zweckmäßig erscheinen mochte. Natürlich verlor der Bischof von Breslau die geistliche Gerichtsbarkeit über die Evangelischen Schlesiens, welche er unter österreichischer Herrschaft monströserweise ausgeübt hatte. Aber den Gedanken, den man anfangs gehegt hatte, dem Bischof von Breslau das neue Konsistorium daselbst als Appellationsinstanz überzuordnen und dasselbe demnach mit Räten beider Konfessionen zu besetzen, gab die Regierung bald auf; ebendafür sollte das neu zu errichtende Vikariat eintreten. Selbst die Gerichtsbarkeit in rein civilen und in Kriminalsachen der katholischen Geistlichen Schlesiens, wie sie dem Breslauer Bischof nach bisheriger Ordnung zukam, entschloß sich der König ihm zu belassen, obwohl er nicht gemeint war, wie der Kardinal es wünschte, die Kompetenz des neuen Generalvikars

*) In der zur Führung dieser Verhandlungen mit dem Bischof am 26. März 1742 an Cocceji erteilten königlichen Vollmacht heißt es: „Wir zweifeln keineswegs, Ihr werdet nach der tiefen Einsicht, die Ihr in die Geistlichen Rechte sowohl als von denen Ränken der päpstlichen Clerisei besitzet, dagegen alle ersinnlichen *praecautionen* nehmen und die Sache dergestalt zu fassen wissen daß sothane Clerisei auf der einen Seite keinen gegründeten Anlaß habe sich zu beklagen, an der anderen Seite aber außer Stand gesetzt werden möge künftighin einige Uns und Unserem Staat oder auch dem Publico präjüdicirliche und gefährliche Absichten zu formen und auszuführen“.

auch auf dies Gebiet zu erstrecken. Was er sich vorbehielt, war im wesentlichen nur das freie Beaufsichtigungsrecht der Vermögensverwaltung der geistlichen Stiftungen neben der durch den Generalvikar zu führenden Specialinspektion; die Bestätigung der neugewählten Äbte und Prioren und das Recht, daß der Generalvikar keine Exkommunikation ohne Vorwissen der Regierung publiziere. Wenn er hiermit im wesentlichen nur die auch von dem bisherigen Landesherrn geübten Rechte festhielt, so tritt neu hinzu — und es ist dies eine von dem König persönlich hinzugesetzte Bestimmung —, daß, wie der Generalvikar selbst preußischer Untertan sein muß, so ihm auch anbefohlen wird, keinen anderen als „unsere eingeborenen Unterthanen“ zu einigen geistlichen Ämtern und Benefizien zuzulassen. Auch soll das für die Ehedispense gezahlte Geld nicht an die Datarie in Rom fließen, sondern im Staate verbleiben. Man sieht, es war Friedrichs Absicht einem preußisch-katholischen Kirchenregiment den freiesten Spielraum zu gestatten, der mit der Aufrechthaltung der Staatssuprematie irgend vereinbar ist, aber dieses Regiment dann schlechthin auf sich selbst zu stellen und jede direkte oder indirekte Ingerenz des römischen Bischofs ein für allemal abzuschneiden.

Bis auf einen gewissen Punkt war Friedrichs Plan gelungen. Es war nichts Geringes und schon mancher Opfer wert über diese tiefgreifende Reform mit dem zunächst beteiligten Kirchenfürsten sich geeinigt, es dahin gebracht zu haben, daß dieser den Entwurf mitgezeichnet hatte und dessen Annahme bei der päpstlichen Regierung, deren Einwilligung vorbehalten worden war, allem Anschein nach im aufrichtigen eigenen Interesse betrieb. Die allgemeine Lage der Dinge wie die Individualität des damaligen Papstes durften als günstig betrachtet werden; wenn man erwägt, in welchem Grade die katholischen Untertanen protestantischer Fürsten durch den Westfälischen Frieden von der Willkür des Landesherrn abhingen, so wird man auch nicht sagen dürfen, daß es Friedrich an Mitteln fehlte auf die päpstliche Regierung einen sehr fühlbaren Druck auszuüben.

Alles kam an auf die Erklärung des päpstlichen Stuhles. Wir besitzen das Schreiben, das Benedikt XIV. am 27. April 1743 an den Kardinal in dieser Angelegenheit richtete; mild und versöhnend, wie es gehalten ist, offenbar bestimmt, dem Souverän — er ist hier nicht mehr der Markgraf von Brandenburg — vorgelegt zu werden, läuft es doch auf unbedingte Ablehnung hinaus. Der Papst erklärt sich zwar im allgemeinen bereit auf die Errichtung eines Vikariats in Berlin und dessen Besetzung durch einen preußischen, dem König genehmen Untertan einzugehen; aber auf das entschiedenste weigert er sich auf das Recht der Ernennung dieses Vikars zu verzichten. „Wir wollen gewähren", schreibt er dem Kardinal, „einen von uns erwählten Vicarius, der sich nicht scheut, uns als das sichtbare Oberhaupt der Kirche und unsern Primat anzuerkennen und der sich wohl überzeugt hält, daß er und sein Amt nichts sind und nichts vermögen als in Abhängigkeit von uns und von unserer Gestattung". Schlesien betreffend geht der Papst begreiflicherweise noch weiter und macht die Klausel des Berliner Friedens geltend, welche in dem *status quo* der katholischen Kirche in Schlesien zugleich die bisherige Stellung des Papstes zu der dortigen Kirche gewährleiste. Indem Benedikt sich erbietet den begründeten Übelständen im einzelnen möglichst abzuhelfen, weist er doch dem Wesen nach das ihm vorgelegte Projekt in der entschiedensten Weise zurück. Diese Zurückweisung des zwischen dem König und dem Bischof vereinbarten Vikariats erscheint um so mehr als definitiv, als sie offenbar auf der ehrlichen Überzeugung des Papstes beruht, daß dessen Ausführung dem Wesen der katholischen Kirche Abbruch tun und mit den Pflichten seines Amtes unvereinbar sein würde.

Wahrscheinlich hatte, wenn nicht der Kardinal, so doch der König zunächst nichts anderes erwartet. Der nächste Gegenzug seinerseits ging dahin die bisher stillschweigend geduldete Einmischung der römischen Kurie in die Angelegenheiten der preußischen Katholiken ernstlich zu verbieten und vorkommenden Falls streng zu bestrafen; wie der König dies auseinandersetzt in dem

geharnischten Schreiben, womit er die von dem Papst angerufene Intervention des Kardinals Fleury beantwortet und nun seinerseits die befreundete französische Regierung ersucht *de rectifier l'Evêque de Rome**). „Seine Majestät", heißt es in dem amtlichen Erlaß an den Kardinal**), „werden dieses System nun um so mehr befolgen, da Sie mit Verwunderung aus des Bischofs zu Rom Schreiben ersehen, daß derselbe durch seine heimliche und bishero S. K. M. ganz unbekannt gewesene Intriguen *per indirectum* Dero mit soviel Blut acquirirten *iura circa sacra* bishero violiret haben, allermaßen er selber zugestehet, daß die auswärtigen katholischen Bischöfe in S. M. Landen eigene Diöceses hätten, daß diese Bischöfe bisher das freie Gouvernement über S. K. M. Lande exerciret, daß S. K. M. katholische Unterthanen an diese Bischöfe apelliret haben." Demgemäß sollte zunächst dem Kardinal zu wissen getan werden, daß, wenn binnen zwei Monaten *a dato* die pästliche Konfirmation des Generalvicarius nicht erfolge, eine Generalordre an alle in den Reichslanden befindlichen geistlichen Stifter und Untertanen römisch-katholischer Religion ergehen werde des Inhalts, daß sie von keinem *iudice ecclesiastico extraneo*, er sei wer er wolle, einige Bulle oder Befehle annehmen noch vor demselben Prozesse führen dürften, bei Strafe der Konfiskation ihres Vermögens. Während der Kardinal seinerseits die Publikation jener ihm in seiner schlesischen Kompetenz sehr günstigen Instruktion, natürlich vergeblich, zu erwirken bemüht war, drang Cocceji im Sommer und im Herbst des

*) *Si l'Evêque de Rome refuse de qualifier mon vicaire, il sera l'unique cause de tous les inconvénients qui en pourraient résulter, puisqu'il me mettra dans la nécessité d'interdire à tous mes sujets, à tous les convents sous peine de sequestration de leurs revenues de ne recevoir aucun officier ecclesiastique ni aucun mandement ou Bulle de qui que ce soit sinon de la main de mon Vicaire Général.*

**) Auf das Schreiben des Kardinals, worin er dem König die abschlägige Antwort des Papstes mitteilt, erwidert derselbe unter dem 23. Juni 1743: *Non obstant toutes les difficultés que le Pape tâche de faire par rapport au Vicariat, je ne laisserai point d'aller mon chemin, ne doutant pas de trouver en tout cas des moyens convenables pour rendre le Pape plus docile sur une affaire, où il va plutôt du salut et de la conservation de la religion catholique dans mon pays que de sa destruction.*

Jahres 1743 wiederholt auf den Erlaß jenes Edikts. Aber die eigentlich politischen Berater des Königs rieten vielmehr (23. Nov. 1743) diesen Aufsehen machenden Schritt zu vermeiden und vielmehr den einzelnen Regierungen aufzugeben, den katholischen Geistlichen ihres Sprengels das Erforderliche zu eröffnen, da „bei denen gegenwärtigen höchst verworrenen Zeiten" — es ist die Epoche zwischen dem ersten und dem zweiten Schlesischen Krieg — es vermieden werden muß. die katholischen Reichsstände gegen S. K. M. aufzubringen, „als welches gewisser Ursachen und Absichten wegen nicht *de tempore* sei, dem Wienerischen Hofe auch nur zur Gelegenheit dienen dürfte sich von dergleichen *soupçons* zu prävaliren". So kam der gegen die Kurie beabsichtigte Feld zug zunächst zum Stocken.

Aber aufgegeben hat der König den Plan keineswegs, wie dies schon die fast gewaltsame Durchsetzung des Grafen Schaffgotsch als Koadjutors im Jahre darauf zu erkennen gibt, die doch sicher mit diesen weitaussehenden Plänen in Zusammenhang steht. Wie Friedrich die Sachlage auffaßte, zeigt eine Randnote von ihm, die sich auf einem Aktenstück dieses Jahres befindet: *que la cour de Rome était, pour ainsi dire, comme un vieux cheval rétif, dont on avait mille peines à le faire remuer ou aller; mais qu'avec de la patience et du temps on y réussit pourtant pour le mener au but qu'on visait.* Noch im Jahre 1747 bei Gelegenheit einer von einer Katholikin in einer Ehesache nach Rom gerichteten Appellation kam Kardinal Sinzendorf dem Heiligen Stuhl gegenüber auf den Vikariatsplan zurück, zunächst freilich nur um demselben zu zeigen, daß dieses Schwert noch immer über dem Haupte des Pontifex hing, und durch diese Drohung die Abweisung jener Appellation nach Rom zu erreichen, die der König auf das strengste untersagt habe und deren Gewährung denselben auf das äußerste reizen werde. In der Tat ging Benedikt auf die Überweisung des Handels an die geistlichen Gerichte Schlesiens ein.

Wie es ursprünglich des Königs Absicht gewesen war den Generalvicarius ohne Vorbehalt der päpstlichen Genehmigung zu

bestellen, was er nur auf den entschiedensten Widerspruch des Kardinals aufgegeben hatte, so scheint er nach der Ablehnung des Papstes wieder auf den Gedanken zurückgekommen zu sein von allen Verhandlungen mit Rom abzusehen und den Vicarius allein kraft seiner königlichen Machtvollkommenheit einzusetzen; wenigstens sprach er sich in diesem Sinne in jenem an den Kardinal Fleury gerichteten Schreiben aus. In der Tat, wie er bei den Schwierigkeiten, auf die die Koadjutorwahl bei den Breslauer Domherren stieß, dem Kardinal schrieb, daß dieselben Grenadiere, die den Kurfürst von Brandenburg zum Herzog von Schlesien gemacht hätten, auch wohl die Wahl eines Koadjutors für das Bistum Breslau fertig bringen würden*), so wäre er in diesen Jahren wohl auch im stande gewesen es mit dem ersten besten Prälaten, der sich ihm in die Arme warf, gegen den Bischof von Rom zu wagen. Ob er daran wohlgetan hätte, ist eine andere Frage. Auf jeden Fall hat er es nicht getan und hat seinen Plan wenigstens tatsächlich aufgegeben.

Zu entwickeln, warum König Friedrich den Gedanken einer staatlichen Organisation der katholischen Kirche in Preußen fallen gelassen hat, würde weit über die Grenzen dieser Ausführungen hinausgreifen. Im allgemeinen wird man vermuten dürfen, daß er in seinen späteren und weiseren Jahren erkannt hat auch hier, wie auf so manchem anderen Gebiet, über das Maß des Erreichbaren hinaus gewollt und geplant zu haben. Es gehört zu der eigenartigen Größe dieses merkwürdigen Geistes, daß der politischen Genialität seiner Jugend, die sich nicht immer in den Grenzen des Möglichen hielt, jenes ernste Erwachen zu voller Klarheit über seine Mittel und seine Ziele gefolgt ist, oder sachlich ausgedrückt, daß aus dem Friedrich des ersten Schlesischen Krieges der Feldherr des Siebenjährigen hervorgegangen ist. Was er geschaffen

*) *S'il n'y a pas moyen de rendre raisonnable le pape là dessus, les mêmes grenadiers, qui ont su faire d'un Électeur de Brandebourg un Souverain Duc de Silésie, sauront aussi faire élire un Coadjuteur à l'Evêché de Breslau tel que je le désire.*

hat, gehört nicht minder der ersten dieser Epochen an wie der zweiten; man muß vielleicht das Unmögliche wollen oder doch gewollt haben, um das Mögliche zu erreichen. Immer bleibt jener Versuch, das Verhältnis der katholischen Kirche zu dem preußischen Staat zu ordnen, für die Späteren in hohem Grade lehrreich, auch wenn man zu der Überzeugung kommen sollte, daß der Plan selbst undurchführbar und insofern fehlerhaft war. Die Frage, ob die römisch-katholische Hierarchie innerhalb des preußischen Staates möglich sei, hat Friedrich, wenn man nur auf das Gesamtergebnis seines Regiments sieht, einfach bejaht; in gewissem Sinn darf das heutige preußische Episkopat in ihm seinen Stifter erkennen. Aber jener Entwurf des Königlich katholischen Generalvikariats zeigt mit größter Bestimmtheit, daß, als das Problem zuerst an ihn herantrat, er ebendiese Frage vielmehr verneint hat, indem er die Zulassung eines Episkopats innerhalb des protestantischen Preußens an eine Bedingung knüpfte, die man vom katholischen Standpunkte aus zu allen Zeiten als eine unmögliche theoretisch angesehen und praktisch behandelt hat. In jenem merkwürdigen Entwurf ist offenbar der leitende Gedanke, daß katholische Bischöfe in Preußen nur insofern zulässig seien, als sie unter eine höhere geistliche nicht vom Papst, sondern von der Regierung eingesetzte Autorität gestellt würden, oder, wie man es auch ausdrücken kann, daß wie die Evangelischen so auch die Katholischen sich dem souveränen Episkopatrecht des Landesherrn unterwürfen. Die Voraussetzung aber, auf die Friedrichs Plan gebaut war, entweder die Zustimmung des Papstes durch gütliche, wenn auch langwierige Verhandlungen erlangen oder, wenn diese unerreichbar sein sollte, eine derartige Einrichtung ohne und gegen die römische Kurie durchführen zu können, mag Friedrich wohl selbst später zu den Illusionen seiner Jugendzeit gezählt und wohl erkannt haben, daß kein Nachfolger Petri und kein römischer Prälat ihm hierbei die Hand bieten konnte, daß wenn nicht die katholische Kirche, doch das Papsttum sich damit selbst aufgegeben haben würde. Ob er zugleich jene ursprüngliche Anschauung geändert und das Bestehen der katholischen

Hierarchie in den Staaten eines nichtkatholischen Monarchen auch ohne Erfüllung jener Vorbedingung als auf die Dauer möglich anerkannt hat, oder ob er vielmehr seitdem in derselben nur ein zur Zeit zu tolerierendes Provisorium gesehen hat, diese schwerwiegende Frage zu beantworten, ist dieses Ortes nicht; wenn überhaupt diese Frage also gestellt werden darf und nicht vielleicht Friedrich, der wie alle wahrhaft große Naturen die Welt für genialer gehalten hat als sein Genie, die Antwort auf das große Dilemna seinerseits den kommenden Geschlechtern und der Weisheit der tatsächlichen Entwickelung anheimgestellt hat.

REDE
ZUR VORFEIER DES GEBURTSTAGES DES KAISERS

18. MÄRZ 1880*).

Zwischen zwei Feste fällt unsere heutige Feier. Vor wenigen Tagen vereinigte der strahlende Frühlingsmorgen des zehnten März wohl die meisten von denen, die heute hier anwesend sind, und andere Tausende unserer Mitbürger in dem schönen Garten, der längst durch das Gedächtnis der Königin Luise geweiht ist. Wir sahen dort die holden, auch der späteren Generation so wohlbekannten Züge zum erstenmal im Schein der Kaisersonne leuchten, ihr Auge blicken auf den Sohn, auf welchem ihr Muttersegen ruht, mit dem Stolze, den die Liebe gibt. Viele unvergleichliche Gestalten weist unsere Geschichte auf, aber keine gleich dieser. Jene Frau, in welcher die heilige Dreieinigkeit der Schönheit, der Tugend und des Leidens ihren ewigen Ausdruck gefunden hat, in welcher es sich wieder offenbart, daß allein das ewig Weibliche auf die volle Höhe des Menschendaseins führt, die in ihrem kurzen Dasein ihrem Volke ein dauerndes Ideal hinterlassen hat, ist wie die reinste so auch wohl die eigenartigste Gestalt der Geschichte unserer Heimat. Nun steht sie für immer in unserer Mitte, das einzige Frauenbild unter all den Helden und Staatsmännern, welche unsere Plätze füllen, eine ewige Erinnerung für das Fürstengeschlecht wie für unser Volk an den notwendigen endlichen Sieg des Edlen über das Gemeine, eine Erinnerung, deren wir freilich bedürfen.

---

*) Monatsberichte d. K. P. Akademie d. Wissenschaften 1880 S. 311—323.

Die andere Feier, welche uns bevorsteht und welche uns heute vorweg schon in diesem Saale vereinigt, ist die zwanzigste dieser Art, welche die Akademie begeht. Die Geburtstagfeier des Königs und des Kaisers Wilhelm ist mit den Gewohnheiten unsres Tuns ebenso verflochten wie mit den teuersten und stolzesten Erinnerungen, die nicht bloß uns dauernd bleiben, sondern die auf unsere Kinder sich vererben, und deren Nachklang in der Seele des deutschen Volkes fortschwingen wird, solange es ein solches gibt. Langes Leben, wie es unserem erhabenen Herrscher beschieden ist, ist in diesem Fall ein langer Segen gewesen; die Geschichte wird es schärfer und gewisser hinstellen, als es den Zeitgenossen gestattet und geziemend ist, wie ganz undenkbar die gewaltigen Vorgänge der letzten zwei Decennien gewesen sein würden ohne diese in den Mittelpunkt der Entwickelung gestellte und wie keine andere zum Mittler geeignete Persönlichkeit. Wenn der wesentliche Segen der Monarchie, die Stetigkeit und Festigkeit derjenigen staatlichen Verhältnisse, welche unter allen Umständen durch die Persönlichkeit des Oberhauptes bestimmt werden, nur bei längerer Dauer des Regiments sich in vollem Umfang realisiert, so ist in jenen Krisen, die wir erlebt haben und in denen alles an alles gewagt werden mußte und gewagt worden ist, der volle Erfolg ohne Zweifel nur dadurch erreicht worden, daß es einem und demselben Manne beschieden war sein Volk durch dieselben hindurchzuführen. Der Ruf: lange lebe der König! ist das Symbol der Monarchie. Werden die späteren Generationen empfinden, mit welcher Betonung, mit welchem Bangen, mit welchem Hoffen er derjenigen Generation auf den Lippen gelegen hat, welche den Weg vom Königreich zum Kaisertum, von Preußen zu Deutschland mit Wilhelm, dem König von Preußen, dem Kaiser von Deutschland, gegangen ist?

Freilich, wo viel Licht und Glanz ist, da fehlen auch die dunklen Schatten nicht, und sie werden im Gegensatz um so stärker empfunden. Wir haben viel Herrliches, aber auch viel Entsetzliches erlebt; unserem Volke sind nicht bloß jene Wunden

geschlagen worden, die von allen großen Krisen ein notwendiger Teil sind und die im Siegesjubel rasch vernarben; auch andere und schwerere, zum Teil fressende und eiternde, haben sich geöffnet. Das gute Einvernehmen unter den führenden Nationen der Welt besteht nicht mehr in dem Umfang, wie es vor einem Menschenalter bestand; und wenn wir stolz darauf sein dürfen und stolz darauf sind, daß dem starken und großen Volke da Neid und Argwohn entgegentreten, wo das geteilte und geringgeschätzte ein gleichgültiges Wohlwollen fand, so fühlen wir dennoch, wo es hintrifft, das Unbehagen der vielfach gestörten Beziehungen und die Gefahr für die Weltcivilisation, die in dieser stillen Fehde der Geister sich verbirgt. Dies ist ein notwendiges Übel und hoffentlich ein absehbares; die Zeit wird ja kommen, wenn wir sie auch nicht erleben, wo es sich von selbst versteht, daß unter den führenden Völkern der Welt das deutsche den Anspruch erhebt keinem voran, aber auch hinter keinem zurückzustehen. — Ernster und peinlicher sind die Erscheinungen, welche die geistige Entwickelung unseres eigenen Volkes unter der Sonne des Glücks aufweist. Wie der Soldat leichter den Gefahren und Entsagungen des Krieges widersteht als dem Rausch des Sieges, so stehen auch wir vor und in einer spontanen Rekrudeszenz alter, einer spontanen Generation neuer moralischer Seuchen, die mit epidemischer Gewalt um sich greifen und an den Grundlagen unserer Gesellschaft rütteln. Ich will hier nicht reden von Dingen, die jedem, der sein Vaterland liebt, nur zu stetig im Sinn liegen, und die zunächst sich in Kreisen und Zielen bewegen, welche uns nicht unmittelbar berühren. Aber nicht bloß in jenem äußersten Extrem offenbart sich der sittliche Zersetzungsprozeß, welcher auf unsere stolzen Errungenschaften unmittelbar gefolgt ist, und dessen Verwindung und Überwindung jetzt die nicht minder große und nicht minder schwierige Aufgabe des innerlich gesunden und kräftigen Teils der Nation ist. Alle alten Vorurteile und Befangenheiten sind wiedererwacht. Wir sehen uns in ernsten Kämpfen mit Mächten, die wir, als wir jung waren, verachteten und verachten

durften. Ist das Reich Kaiser Wilhelms wirklich noch das Land Friedrichs des Großen, das Land der Aufklärung und der Toleranz, das Land, in dem nach Charakter und Geist, und nicht nach Konfession und Nationalität gefragt wird? Ist es nicht schon beinahe ein gewohntes Unheil geworden, daß die politische Parteibildung, dieses notwendige Fundament jedes Verfassungsstaates, vergiftet wird durch Hineinziehung des konfessionellen Haders? Regt man nicht in den socialen und den wirtschaftlichen Fragen das Element des Egoismus der Interessen wie des nationalen Egoismus in einer Weise auf, daß die Humanität als ein überwundener Standpunkt erscheint? Der Kampf des Neides und der Mißgunst ist nach allen Seiten hin entbrannt. Wirft man uns doch die Fackel in unsere eigenen Kreise, und der Spalt klafft bereits in dem wissenschaftlichen Adel der Nation.

Ist es unangemessen, bei der heutigen Feier so schwerer Übel, so ernster Gefahren zu gedenken? Ich meine nicht. Wir können uns der Segnungen der bestehenden Ordnung von Staat und Gesellschaft gar nicht bewußt werden, wir können die Dankbarkeit gegen das greise Oberhaupt unsres Staates nicht empfinden, ohne zugleich alles das mitzufühlen und mitzuleiden, was die Gegenwart bewegt. Die Zeiten sind glücklicherweise vorüber, wo die sogenannte gelehrte Welt in dem Wahne stand sich von der realen Gegenwart emancipieren zu dürfen, ja zu sollen. Nicht ohne einige Beschämung gedenken wir heute der Erscheinung, daß die genialsten Dichterwerke unsrer Nation in einer Epoche entstanden sind, wo diese selbst schließlich zusammenzubrechen schien; der Isolierschemel, auf dem jene hohen Männer saßen, erscheint uns als eine der Verkehrtheiten, an denen der so oft durchkreuzte Entwickelungsgang der deutschen Nation nur zu reich ist. Wir wollen es gar nicht verbergen, daß die Festfreude an dem heutigen Tage eine andere geworden ist als in früheren Jahren, daß wir die schweren Schatten, die in diesen Freudentag hineinfallen, aus unseren Gedanken heute nicht bannen können, nicht bannen wollen. Vielleicht ist unser Dank noch herzlicher, viel-

leicht sind unsere Wünsche noch inniger geworden; aber wer beiden Worte zu leihen hat, wird nicht umhin können auch tiefes Leid und ernste Sorge zugleich zum Ausdruck zu bringen. Das hat man erreicht, daß es den deutschen Bürgern, mögen sie im Festsaal oder auf der Wiese, in der Kirche oder in den Hallen der Wissenschaft sich versammeln, schwer gemacht worden ist, nicht die Feste zu feiern, aber sich der Feste zu erfreuen.

Wir trennen uns aber von unsern Volksgenossen nicht, wenn wir, auch heute unsers besonderen Berufes eingedenk, an diesem Tage zusammenfassen, was in diesem zwanzigjährigen Regiment durch unsere Akademie für die Wissenschaft geschehen ist. Unter dem Kriegslärm, der die Regierung unseres Kaisers großenteils erfüllt hat, ist dieser Teil der Wirksamkeit desselben vielleicht nicht genügend aufgefaßt worden; nicht einmal von den beteiligten gelehrten Kreisen, von denen ja jeder nur einen Bruchteil jener Gesamttätigkeit an sich selber erfährt, geschweige denn von dem ferner stehenden Publikum. Der heutige Tag fordert besonders dazu auf. Wenn unsere Statuten vorschreiben, daß am Geburtstag des regierenden Herrschers die Akademie den Jahresbericht über ihre Leistungen erstatten soll, so dürfen wir dies, nach jener alten Art der Hohenzollern im Königtum die Königspflicht zu erkennen, wohl dahin auffassen, daß an diesem Tage bei der Rückschau auf das vergangene Jahr darüber öffentlich Rechenschaft gelegt werden soll, was während dieses Jahres aus öffentlichen Mitteln für diejenige höchste Gattung der Wissenschaftspflege geschehen ist, für welche die Akademie die hohe Ehre und die ernste Verantwortung hat das Organ der öffentlichen Munificenz zu sein. Dann aber wird es auch wohl angemessen sein die Vicennalien Kaiser Wilhelms durch einen Rückblick auf unsere Tätigkeit in dieser Zeit zu begehen. Freilich kann ein solcher Überblick nur ein sehr unvollkommenes Bild geben, teils weil die Fülle von Einzelheiten, die hier sich aufdrängen und von Rechts wegen sämtlich vorgelegt werden müßten, den Rahmen eines akademischen Vortrages weit überschreiten würde, teils weil kein einzelner im

stande ist die Bedeutung wie die Individualität der verschiedenartigen hier in Frage kommenden Arbeiten genügend zum Ausdruck zu bringen. Nehmen Sie meine Darstellung in diesem Sinne auf als die eines Akademikers, der zwar für das Individuum sich zu dem Glauben bekennt, daß die rechte Einseitigkeit die wahre Vielseitigkeit ist, aber für die Akademie vielmehr zu dem umgekehrten Credo.

Vor allen Dingen gedenken wir jener großartigen Erweiterung, welche unmittelbar nach der Beendigung der schweren Kriege unserer Akademie zu teil ward und den tatsächlichen Beweis lieferte, daß der Nachfolger Friedrichs des Großen die Fürsorge für die Wissenschaft hinter keiner andern zurückstellt als derjenigen um die unmittelbare Sicherheit des Staats. Denn indem der bisher für wissenschaftliche Zwecke der Akademie zur freien Verfügung gestellte Jahresbetrag ungefähr vervierfacht wurde, ward derselben zum erstenmal die Möglichkeit gegeben nicht bloß einzelne Gelehrte bei ihren Forschungen zu fördern, wie dies bis dahin fast ausschließlich geschehen war, sondern auch größere Unternehmungen und Berufungen hervorragender Männer aus eigener Initiative und im wesentlichen auf eigene Verantwortung herbeizuführen; und ebendies ist die Absicht der Regierung gewesen. Sie hat selbstverständlicherweise auch ihrerseits nicht auf die Initiative bei wissenschaftlichen Unternehmungen verzichtet und verwendet alljährlich erhebliche Beträge für dergleichen Zwecke, wie denn die Akademie selbst mehrfach in die Lage gekommen ist in außerordentlichen Fällen, wo ihre Mittel versagten, außerordentliche Unterstützungen zu erbitten. Aber innerhalb jener weit gezogenen Grenzen verfügt die Akademie im wesentlichen selbständig, und wenn anderswo die Selbstregierung mehr gehofft als erreicht wird, so haben wir sie in liberalem Sinn und in ausreichendem Maße empfangen. Jene Etatziffern werden nie herabgemindert werden, solange es ein preußisches Budget gibt, und sie werden ein dauerndes Denkmal bleiben der Regierung Kaiser Wilhelms.

Hierzu tritt ein zweites allgemeineres Moment. Wenn teils durch Zufälligkeiten, teils durch die auch auf diesem Gebiet sehr fühlbare Einwirkung desjenigen Systems, das man Bundesstaat nannte und das vielmehr Staatenbündel zu heißen verdiente, früher bei der deutschen Nation verschiedene Institutionen sich entwickelt hatten, deren Wirksamkeit wesentlich in den Kreis unsrer Akademie fiel, ohne daß dieser darauf eine Einwirkung zugestanden hätte, so wurden dagegen in dem letzten Decennium zuerst das erweiterte Archäologische Institut in Rom und Athen, alsdann die Direktion für Herausgabe der deutschen Geschichtsquellen mit unsrer Akademie vereinigt, so daß die Einigung der deutschen Nation in gewissem Sinne auch in diesen Kreisen zur Geltung kam. Die Vereinigung erfolgte, ohne daß die Selbständigkeit beider Institutionen, wie sie deren specielle Zwecke forderten, und ihre freie Bewegung dadurch beeinträchtigt worden wäre. Es wurde damit nur der Weg weiter verfolgt, den eine Reihe von Privatstiftungen bereits gewiesen hatte, vor allem die Humboldtstiftung, deren Entstehung ungefähr mit dem Regierungsantritt Kaiser Wilhelms zusammenfällt, und die von Haus aus jene freie, die Teilnahme von Nichtakademikern an der Leitung der Stiftung nicht ausschließende, sondern vielmehr fordernde Verknüpfung mit der Akademie der Wissenschaften zu ihrem Ausgangspunkt nahm. Ihr sind später die Boppstiftung, die Savignystiftung, die Charlottenstiftung, ganz kürzlich die Diezstiftung gefolgt. Wenn es diesen Stiftungen, vor allem der erstgenannten, gelang den Ruhm des deutschen Namens in alle Zonen zu tragen und im wissenschaftlichen Internationalverkehr den Deutschen eine Stellung zu sichern, deren freiwillige oder widerwillige Anerkennung unser Stolz ist, so darf dies mit darauf zurückgeführt werden, daß die Regierung wie die beteiligten Kreise, ungeirrt durch die kleinen Velleitäten korporativen Selbständigkeitsdünkels, ungeirrt auch durch die politische Doktorfrage, ob ein Institut des Deutschen Reiches der Königlich Preußischen Akademie angeschlossen werden könne, beharrlich nach allen Seiten hin festhielten an dem Gedanken, daß die deutsche Wissenschaft

überhaupt und vornehmlich dem Ausland gegenüber einheitlich vertreten sein müsse. Es hat sich jene Verbindung in ihrer verständigen Beschränkung sowohl für die Akademie wie für die einzelnen Institute niemals lästig und nicht selten förderlich erwiesen. Höher aber als die einzelnen Vorteile, die sie gewährt, werden wir es anschlagen dürfen, daß wir auf unserm Gebiet berechtigt sind uns als Vertreter der deutschen Nation zu fühlen und als solche aufzutreten.

Wenn ich mich, nicht ohne Zagen wegen des Zuviel oder Zuwenig, zu dem einzelnen wende, so tritt auf dem mathematischen Arbeitsfeld zunächst das Bestreben der Akademie hervor die Werke der großen Meister dieser Wissenschaft, welche hier mit einer anderswo unbekannten Pietät von den Nachfahren geehrt werden und länger als anderswo lebendige Wirkung behalten, vollständig und würdig dem immer zahlreicher werdenden Kreise der Fachgenossen vorzulegen. Nicht bloß mit Leibniz' mathematischen Schriften ist dies ausgeführt worden, sondern es ist geschehen und geschieht gleichermaßen für Jacobi, für Steiner, für Dirichlet; ganz kürzlich ist der merkwürdige Briefwechsel zwischen Gauß und Bessel durch die Akademie erworben und in ihrem Auftrag veröffentlicht worden. Aber auch in fernere Zeiten reicht diese Pflege zurück; die einst von Jacobi beabsichtigte Herausgabe des griechischen Mathematikers Pappus ist von philologischer Seite aufgenommen und durchgeführt worden. Die eigenen Arbeiten der reinen Mathematik sind in der bevorzugten Lage nicht häufig der Staatsunterstützung zu bedürfen. Um so mehr ist dies der Fall bei den auf der Mathematik ruhenden angewandten Wissenschaften, insbesondere der Astronomie; und wen die umfassenden Aufwendungen, welche für diese Arbeiten von unserer Regierung gemacht worden sind und werden, zum größeren Teil mit der Akademie nicht im Zusammenhang stehen, so dürfen wir doch daran erinnern, daß an den durch das Phänomen des Venusdurchgangs hervorgerufenen Arbeiten auch sie ihren Anteil hat, insofern eines ihrer Mitglieder in ihrem Auftrag sich in hervor-

ragender Weise an jenen wichtigen Beobachtungen beteiligte. Auch sonst hat es nicht an Gelegenheiten gefehlt in Anschluß an die unter der vorigen Regierung von der Akademie hergestellten Sternkarten geeignete Materialien zu sammeln und Beobachtungen hervorzurufen.

In Betreff der beschreibenden Naturwissenschaften ist zunächst jener zahllosen Specialuntersuchungen und Specialpublikationen zu gedenken, welche die Akademie auf ihre Kosten entweder hat ausführen lassen oder doch veröffentlicht hat. Ein sehr großer Teil der eigenen akademischen Publikationen ist derartigen botanischen, zoologischen, mineralogischen, paläontologischen Untersuchungen gewidmet; und wenn aus den auf diesem Gebiet in den letzten zwanzig Jahren erschienenen Werken diejenigen verschwänden, welche mehr oder minder durch unsere Beihülfe in die Öffentlichkeit gelangt sind, so würde der Stand dieser Disziplinen ein wesentlich anderer sein. Ich darf erinnern an die Arbeiten unseres Mitglieds Hrn. Roth über den Vesuv, des verstorbenen Boll über den Torpedo; berufenere Stimmen würden leicht zahlreiche weitere Beispiele hinzufügen. Besonders aber hinweisen will ich auf das Zoologische Institut in Neapel, das nicht bloß sein Dampfschiff geradezu der Akademie verdankt, sondern auch überhaupt ohne deren Schutz schwerlich zu stande gekommen sein würde — wieder ein Beispiel mehr, wie die deutsche Wissenschaft, wo sie auf das Ausland sich angewiesen sieht, an unserer Akademie ihren rechten Vertreter sucht und findet.

Daß das Gedeihen der chemischen, physikalischen und physiologischen Studien in Deutschland überhaupt und insbesondere hier in Deutschlands Mittelpunkt eng zusammenhängt mit der Wirksamkeit der Akademie, begnüge ich mich hier anzudeuten, weil es in diesem Falle sich mehr um Personen als um sachliche Fragen handelt und es nicht angemessen erscheint hier auszuführen, wie wesentlich die Akademie dazu beigetragen hat, daß die Universität Berlin die gegenwärtige Stellung einnimmt. Dafür wende ich mich zu derjenigen Seite unserer Tätigkeit, die man wohl im all-

gemeinen als Erdkunde bezeichnen möchte, und deren Förderung von ihren verschiedenen Standpunkten aus beiden Klassen gemein ist. Hier ist es vor allem die Humboldtstiftung, deren planmäßig ausgeführte Reisen Brasilien durch Hensel und den zu früh hingeschiedenen Sachs, Südafrika durch Buchholz und Hildebrandt, vor allem aber das Nilland durch die glänzenden Leistungen Schweinfurths aufgeklärt haben. Die deutsche Nation wird es nicht vergessen, daß jene wundervolle Erschließung des Landes der Elefanten und der Pygmäen, nächst dem genialen Reisenden, in zweiter Reihe dieser Stiftung verdankt wird. Daran schließen sich die Unterstützung der den Resten der alten Kultur jeder Art und jeder Epoche gewidmeten Forschungen: ich nenne die Arbeiten Helbigs über die primitiven Ansiedlungen in der Poebene, die Bereisung Mesopotamiens durch Sachau, die Aufnahme Nordafrikas durch den leider schon uns entrissenen Wilmanns, die für Athen und Attika überhaupt durch Curtius und Kaupert unternommenen ausgeführten Pläne und Karten, die Bereisung des südlichen Kleinasien durch G. Hirschfeld, die von Nissen unternommene Chorographie Italiens, die Publikation des alten Stadtplans von Rom durch Jordan. Wir haben die Hoffnung nicht aufgegeben, daß der lang ersehnte Atlas der alten Welt diese vereinzelten Leistungen krönen wird; es ist das der Segen unserer Institution, daß, wo der Meister da ist, die Mittel immer bereit sind.

Für die Studien der Archäologie hat das junge Deutsche Reich in den ersten morgenfrischen Tagen seines Daseins — dies Reichsinstitut stammt, wie die deutsche Kaiserkrone, aus Versailles — in so ausgiebiger Weise gesorgt, daß die beteiligten Gelehrten einen schweren Stand haben werden, um der ersten Kaiserstiftung Würdiges zu leisten. Indes es ist damit nur das Richtige geschehen, denn vielleicht kein anderes Wissenschaftsgebiet bedarf zu seiner Pflege gleich ausgedehnter Hülfsmittel. Noch ist die neue Einrichtung zu jung, um eigentliche Früchte aufweisen zu können; die Ziele wenigstens hat sie sich hoch genug gesteckt. Die leitenden Männer denken an nichts Geringeres als an eine

systematische Publikation des Gesamtschatzes der Werke der alten Kunst, gegliedert nach Kategorien und innerhalb dieser nach Zeit und Ort; an die Befreiung des einzelnen Forschers von dem jetzigen unerträglichen Zustand, wo es meist vom Zufall abhängt, ob ihm die Gegenstände seiner Forschung in den Büchern oder den Museen zu Gesichte kommen oder nicht, und keiner sicher sein kann mit voller Kunde des Materials zu arbeiten. Dies ist ein Ideal und wird es bleiben; aber es ist schon etwas, wenn Mut und Mittel sich zusammenfinden, um solche hohe Zwecke wenigstens annähernd und teilweise zu verwirklichen. Ebenjetzt geht der erste bescheidene Anfang dieser neuen Veröffentlichungen in die Welt, eine Bearbeitung der in Pompeji ausgegrabenen Tonwerke; vielleicht wird die Zeit kommen, wo man diese an sich unscheinbare Publikation bezeichnen wird als nicht unwert der Vicennalien des ersten Deutschen Kaisers. Die Akademie wird auch an ihr einen gewissen Anteil sich zuschreiben dürfen und zugleich sich erinnern, daß ihr Mitglied Gerhard es war, welcher zuerst und mit ihrer Hülfe durch seine kritische und vollständige Sammlung der etruskischen Spiegel den neuen Weg gewiesen hat.

Für die Inschriftenkunde hat die Berliner Akademie der Wissenschaften zur Zeit das Privilegium, wenigstens solange das Corpus inscriptionum Semiticarum unserer Schwestergesellschaft noch ein Wechsel ohne Verfalltag bleibt. Wir dürfen hier das Verdienst in Anspruch nehmen, daß wir nicht auf den Lorbeeren einer älteren Generation ruhen, sondern in frischem Schaffen fortfahren, auch wenn wir dabei unser altes Haus selber einreißen müssen. Das Corpus inscriptionum Atticarum gibt dafür den redenden Beweis; auch für die ebenfalls dringend notwendige Neubearbeitung der Abteilung Italien und Sicilien sind die Vorarbeiten ihrem Abschluß nahe. Es gibt dies, sowie unser neu geschaffenes athenisches Institut, die Bürgschaft dafür, daß für die anderen Abteilungen, namentlich für Hellas und Makedonien, das gleiche geschehen wird, daß wir die bei diesen Sammlungen schlechthin notwendige Konzentration, da wir einmal im Besitz sind, uns nicht

entwinden lassen werden, auch wenn, wozu es freilich kaum den Anschein hat, andere Nationen bestrebt sein sollten um diese nur harter Arbeit und festem Entschluß winkende Palme mit uns zu ringen.

Das äußerlich noch viel umfassendere Unternehmen der lateinischen Inschriftensammlung naht sich seinem Abschluß. Wir haben davon den Anlaß genommen, bleibende Fürsorge für dessen Fortführung zu treffen; wenn die folgende Generation so, wie wir hoffen, sich die Freudigkeit der entsagenden Arbeit bewahrt, so glauben wir dafür gesorgt zu haben, daß der mit schwerer Not endlich schiffbar gemachte und jetzt verhältnismäßig leicht in Gang zu haltende Strom nicht abermals versandet.

Neben dem, was für die alte Epigraphik geschieht, nimmt unsere Tätigkeit für die verwandte Münzkunde einen sehr bescheidenen Platz ein. Es sind wohl Privatwerke von uns unterstützt worden, wie v. Sallets Arbeit über die baktrischen Münzen, Dannenbergs deutsches Münzwesen im Mittelalter; aber die große zusammenfassende Arbeit, deren es hier bedarf, ist zur Zeit nicht einmal in Aussicht. Und doch ist im ganzen Kreise der Altertumswissenschaft, nachdem so viele berechtigte Wünsche befriedigt worden sind, jetzt keine Stelle, wo ein solches Zusammenfassen so dringend gefordert würde als hier. Wenn jetzt oder später der geeignete Träger eines solchen Unternehmens auftreten sollte, so werden hoffentlich wir, oder die dann unsere Plätze einnehmen, um die Ausfüllung der Lücke bemüht sein, obgleich die eigenen Mittel der Akademie für ein so kolossales Unternehmen sicher nicht ausreichen werden. Talente schaffen können wir nicht, und ebensowenig mit unbewährten Persönlichkeiten aufs Geratewohl experimentieren.

Ich eile zum Schluß und deute nur im kürzesten an, was für die Philologie aller Zeiten und Zonen in diesen zwanzig Jahren geschehen ist. Aristoteles, gewissermaßen der geistige Vater aller akademischen Forschung, steht nach wie vor im Mittelpunkt unserer Tätigkeit. Der akademischen Ausgabe ist in dieser Epoche das

unschätzbare Aristoteleslexikon unseres Kollegen Bonitz gefolgt. Ferner ist die Gesamtpublikation der Aristoteleskommentare, als das erste derartige Unternehmen, bald nach der Erhöhung unserer Dotation von uns beschlossen und sind dafür die sämtlichen Bibliotheken Europas systematisch durchforscht worden; der Beginn der Publikation steht bevor. Daneben darf genannt werden, was für die Quellen des römischen Rechts von akademischer Seite geschehen ist. Gaius' Wiederentdeckung ist nicht minder wie die Aristotelesarbeit mit den Traditionen unserer Akademie verwachsen: es ist uns vergönnt gewesen durch Studemunds meisterliche Revision den kritischen Boden hier so weit zu säubern, als Ungeschick und Unglück einer früheren Epoche es irgend gestatteten. Auf Anregung unserer Savignystiftung hat die Justinianische Verordnungensammlung endlich durch Hrn. Krüger eine sichere Textgrundlage erhalten. Noch erwähne ich eine ebenjetzt erscheinende akademische Publikation der Hrn. Bruns und Sachau, weil hier, wo ein lateinisches Rechtsbuch aus syrischen, arabischen, armenischen Übersetzungen wiederzugewinnen war, die Initiative und die Kooperation, wie sie unserem Institut eigen sind, ihren Nutzen in glänzender Weise bewährt hat. Vieles andere übergehe ich unsere Versuche die verunglückte Gesamtausgabe der byzantinischen Historiker wenigstens in ihren wichtigsten Teilen durch Besseres zu ersetzen; die zahlreichen Unterstützungen einzelner Ausgaben kritischer Schriftsteller; die von Hrn. Hübner vorbereitete Paläographie der lateinischen Quadratschrift; die Beteiligung an der Herausgabe der arabischen Annalen des Tabari, des armenischen Eusebius, des Mutanabbi, des Rigveda und einer Reihe anderer orientalischer Werke; die Vorbereitungen für die Publikation des ägyptischen Totenbuchs, der assyrischen Keiltexte, der karthagisch-phönikischen Inschriften. Ich übergehe nicht minder, was zu sagen wäre über die Unterstützung der mittelalterlichen Geschichtsforschung. Sie tritt in der unmittelbaren akademischen Tätigkeit insofern zurück, als durch unsere Filialanstalt der Monumenta Germaniae dafür in anderer und genügender Weise gesorgt ist;

doch sind auch durch die Akademie selbst zum Beispiel Hübners Sammlungen der mittelalterlichen Inschriften von Spanien und England und die Fortsetzung der Jafféschen Papstregesten veranlaßt oder doch gefördert worden. Nur darauf soll schließlich hingewiesen werden, daß in dem letzten Decennium die neuere und insbesondere die preußische Geschichte in den Kreis der akademischen Unternehmungen hineingezogen worden ist. Von Holsts Untersuchungen über die Geschichte der Vereinigten Staaten würden ohne die von uns in ausgedehntem Maß gewährte Unterstützung nicht zum Abschluß gedeihen; und die Herausgabe der Staatsschriften Friedrichs des Großen und seiner politischen Korrespondenz wurde beschlossen, als die Erweiterung ihrer Mittel der Akademie die Möglichkeit gab auch den Kreis ihrer Bestrebungen weiter und freier zu gestalten.

Dieser unvollständige und unvollkommene Abriß dessen, was die Akademie unter der Regierung Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm unternommen und großenteils ausgeführt hat, ist unser heutiger Festgruß. Wir vergleichen nicht, was in anderen Nationen auf dem gleichen Wege geschaffen worden ist und fragen nicht, wie der Unterschied der Civilisationsentwickelung und des nationalen Reichtums in diesem stolzen Wettkampf der Völker zum Ausdruck gelangt. Das aber dürfen wir sagen, daß wir gewissenhaft bemüht gewesen sind mit den uns anvertrauten reichen Mitteln alles wissenschaftliche Streben zu fördern, ohne Unterschied des Kreises und ohne Ansehn der Person. Gewiß verkennen und vergessen wir nicht, daß nicht alle jene Früchte gereift sind. Auch uns ist es nicht erspart geblieben bald unter Dornen zu säen, bald fröhlich keimende Saat durch Schicksalsschläge vernichtet zu sehen. Die Aufgabe der Akademie bringt es mit sich, daß sie oft gewagte Unternehmungen beginnen muß, und der Einsatz auch wohl verloren geht. Aber sie bringt auch mit sich, daß manches gesäete Korn hundertfältige Frucht trägt. Wir nehmen das eine mit dem andern hin und hoffen, daß unsere Wirksamkeit auch außerhalb der Akademie in dieser ausgleichenden Weise beurteilt werden

wird. Wir brauchen Geduld, nicht bloß weil manches fehlschlägt, sondern mehr noch, weil unsere Früchte, wie es nun einmal bei diesen Verhältnissen und diesen Personen nicht anders sein kann, im besten Falle langsam reifen. Wir finden aber auch diese Billigkeit und diese Geduld; und wer immer mit der Leitung akademischer Arbeiten beauftragt worden ist, wird sich bekennen zu der tiefen und ernsten Empfindung des Dankes gegen den Staat, der uns die Pflege der Wissenschaft anvertraut, gegen den Kaiser, für den zu arbeiten wir stolz sind. Auch wir sind seine Beauftragten, und wir ehren ihn heute, indem wir zusammenfassend aussprechen, was in den zwanzig gesegneten Jahren seiner Regierung die Akademie der Wissenschaften getan oder veranlaßt hat.

REDE
ZUR FEIER DES GEBURTSTAGES DES KAISERS

24. MÄRZ 1881*).

Feste feiern ist ein ernstes Geschäft. Welchen Grundes immer die Feier sein mag, sie schließt entweder die Abrechnung mit der Vergangenheit oder den Ausblick in die Zukunft, häufig beides zusammen ein; und mag die Bilanz für jene noch so befriedigend, mag der Voranschlag für diese noch so hoffnungsvoll sein, das Aneinanderhalten des Erstrebten und des Erreichten wirft seine Schatten zurück auch auf die glorreichste Vergangenheit, die vollste und sicherste Hoffnung ist dennoch untrennbar verknüpft mit dem Gefühl des Bangens vor den unberechenbaren Wechselfällen der Zukunft.

Diese ernste Grundstimmung gilt vor allem für diejenige Feier, die wir am heutigen Tage begehen, nun schon als altgewohntes und mit jedem neuen Jahr in dankbarer Innigkeit sich steigerndes Fest der Preußen und der Deutschen überhaupt. Wenn die Geschichte das Buch der Könige gewesen ist und bleiben wird; wenn die älteste Zeitrechnung, nach welcher sie zählt, die ist nach Jahren der Könige, so ist es wohl in der Ordnung, wenn ein Staat wie der unsere, dessen Eigenart von jeher in scharfer Ausprägung des monarchischen Grundgedankens bestanden hat, in dem Jahresabschluß des Herrschers sozusagen sein eigenes Gründungsfest begeht; wenn es an diesem Tage allen zum Bewußtsein kommt, daß an dem mächtigen Baum der Nation wiederum ein Jahrring

---

*) Monatsberichte der K. P. Akademie d. Wissenschaften 1881 S. 301—311.

sich geschlossen hat und wieder ein neuer Kreislauf beginnt; wenn an ihm ein jeder einzelne dankend und teilnehmend zurückblickt auf die Vorgänge, welche im abgelaufenen Jahr den Staat und das untrennbar mit dem Staat verknüpfte Königshaus in Freude und Leid bewegt haben, jeder einzelne hoffend und sorgend hinausschaut auf die Vorgänge, welche im beginnenden Jahr beide in gleicher Weise bewegen werden. Denn gleichgültige Jahre kann es nicht geben in unserm großen Gemeinwesen, das so wenig stillstehen kann wie die Sonne. Das ist der unveränderliche Gedanke dieses Festes, gebunden nicht an den im Lauf der Zeiten wechselnden Tag; er wird kein anderer sein, wenn dereinst am achtzehnten Oktober und weiterhin am siebenundzwanzigsten Januar in diesen Räumen andere Stimmen ihm Ausdruck geben und andere Ohren ihm lauschen werden.

Aber neben dem allgemeinen und unwandelbaren Stempel, welcher, entsprechend den Institutionen der Königlichen Akademie der Wissenschaften, diesem Fest ein für allemal aufgeprägt ist, wird es immer noch einen besonderen und persönlichen Charakter an sich tragen. Es hat wohl Staaten gegeben, in welchen der Monarch zunächst und vor allem der sichtbare Ausdruck, die populäre Verkörperung der Staatseinheit ist und seine persönliche Tätigkeit nicht in Rechnung gezogen, ja vielfach als unberechtigtes Eingreifen empfunden wird — Staaten, welche ebensowohl von Frauen regiert werden können wie von Männern. Dies gilt von dem unsrigen nicht; er würde, erstarkt wie er ist, vorübergehend einen solchen Zustand zu ertragen vermögen, aber geworden ist er durch das Gegenteil davon und immer würde derselbe als seiner Natur zuwider empfunden werden. Die Herrscher des Hauses Hohenzollern haben von jeher ein eigenes und persönliches Verhältnis zu ihren Untertanen gehabt; das Verhältnis, welches der Städter zu seinem Bürgermeister, der Kreisangehörige zu seinem Landrat hat, überträgt sich hier in weiterem Kreise, in höherer Steigerung auf den Landesherrn und verschmilzt in wohltätiger Einheitlichkeit mit dem sozusagen symbolischen Gedanken der

Monarchie. Es gilt dies selbst für die Vergangenheit. Wenn wir absehen von den wenigen der Bildung gänzlich entbehrenden und von den durch die unblutigen, aber darum nicht minder schweren National- und Religionskriege unserer Zeit mit der Staatseinheit verfeindeten Kreisen, steht jeder Preuße zu den einzelnen Herrschern bis wenigstens zum Alten Fritz hinauf in einem sozusagen persönlichen Verhältnis; bei aller Ehrfurcht, die dem Monarchen als solchem gebührt, werden die Verschiedenheit ihrer Verdienste um den Staat und die Gegensätze ihrer Persönlichkeiten sehr lebhaft empfunden. Schwerlich gibt es einen anderen Staat, welcher eine auch nur annähernd ähnliche Erscheinung aufweist. Aufs engste hängt sie zusammen mit der eigentümlichen Kriegsverfassung unserer Monarchie. Es ist darum auch diese ihre Besonderheit dadurch in keiner Weise aufgehoben oder auch nur gemindert worden, daß dieselbe bei unserem Denken von dem formalen Absolutismus, der längst seine Berechtigung verloren hatte und anfing schwer auf den Gemütern zu lasten, zu der für unseren Staat vor allem unentbehrlichen und wohltätigen konstitutionellen Ordnung übergegangen ist. Unser Herrschertum ist wohl auch der Punkt auf dem i, der den Staat als solchen repräsentiert, aber zugleich das höchste Amt, vor allem das höchste Kriegsamt, und wird es bleiben. Wie sehr wir die durch einen hoffentlich nicht ewig währenden Gegendruck von außen uns aufgezwungene übermäßige Anspannung unserer militärischen und der dadurch bedingten ökonomischen Leistungsfähigkeit bedauern mögen, wie richtig es sein mag, daß diese Zustände nicht von Geschlecht zu Geschlecht dauern können, sondern die Krise mit solcher Notwendigkeit in sich tragen wie der Mutterleib das empfangene Kind: der ewige Friede ist unter allen Umständen nicht bloß ein Traum, den heute auch Kant nicht träumen würde, sondern nicht einmal zu wünschen. Wir Preußen, jetzt darf man sagen wir Deutschen beklagen uns keineswegs, daß uns ein Platz auf dem Erdball angewiesen ist, wo wir stets in der Lage sein werden uns unserer Einheit und Selbständigkeit zu wehren und wo kein Wassergürtel, kein machtloser Nachbar

uns das Geschäft erleichtert Haus und Hof und Weib und Kind zu beschützen. Wir brauchen nicht den Krieg, seit wir unsere Grenzen gewonnen haben, aber wir brauchen die Kriegsrüstung und den Kriegsherrn. Des Amtes haben die Könige Preußens gewartet, und wie der erste Deutsche Kaiser die Erbschaft übernommen hat, so werden die folgenden Geschlechter, diejenigen die wir sehen und die, welche dereinst nachkommen werden, desselben Amtes Wärter sein und ihr Thron auf diesem ruhen.

Ist es dem Forscher auf dem Gebiet der alten Geschichte erlaubt daraus Parallelen heranzuziehen, so möchte ich in diesem Zusammenhang an eine mehr gescholtene als verstandene Institution des römischen Gemeinwesens erinnern, welche bei all ihren tiefgreifenden Fehlern und Schäden doch im Wesen auf demselben Grundgedanken ruht und deren abgeschlossen vorliegende Geschichte den Zuständen der Gegenwart einigermaßen zum Spiegel dienen kann. Ich meine den römischen Prinzipat. Kaum ist je eine geschichtliche Institution unter gleich ungünstigen Verhältnissen ins Leben getreten wie die Monarchie des Augustus. Sie ruht auf dem politisch, militärisch, ökonomisch und sittlich vollständigen Bankerott der damaligen Civilisation. Die griechische Nation oder richtiger gesagt die von griechischer Kultur erfaßten Nationen Osteuropas und Westasiens, momentan zusammengeballt durch den großen Makedonier, dann auseinandergebrochen in so viel Trümmer, als er namhafte Feldmarschälle in seinem Heer gezählt hatte, hatten sich untereinander in Nebenbuhlerkämpfen und Successionskriegen so vollständig aufgerieben, daß mit Armeen von der Stärke etwa, wie sie späterhin Venedig gegen die Türken aufgestellt hat, durch Feldherren von mäßiger Begabung der Senat der Stadt Rom ihrer aller Erbschaft einziehen konnte. Italien selbst hatte in hundertjährigem Bürgerkrieg die Blüte seiner Bevölkerung, seine freiheitlichen Ideale, seinen inneren Frieden eingebüßt. Keine gemeinschaftliche Nationalität hielt die Menschenmassen zusammen, welche äußerlich den Behörden der Stadt Rom untertan waren; neben dem noch nicht einmal vollständig latini-

sierten Italien stand der weite Osten mit seinen unzähligen Nationen, für welche die griechische Sprache ungefähr die Dienste tat wie jetzt die englische in Ostindien, standen im Westen die unterworfenen Landschaften Nordafrikas, Spaniens, Frankreichs, des Donaugebiets, der damals herrschenden Civilisation ungefähr so fremd gegenüber wie der unsrigen China und Japan. Alle politischen Institutionen hatten abgewirtschaftet, das Königtum nicht minder in den Sklavendiademen und Brüderkämpfen Kleinasiens wie der Bürgerfreistaat in dem oligarchischen Schandregiment und dem Frevelregiment der Demagogen. Die städtischen Gemeinwesen in Italien wie im Osten und, soweit es deren noch gab, auch im Westen waren im tiefsten Verfall, eine geschlossene Militärmacht nirgends vorhanden, der Krebsschaden der Sklavenwirtschaft in dem allgemeinen Ruin aufgeblüht zum Land- und Seeräuberflor. — Und dennoch vermochte es der Begründer des römischen Prinzipats aus diesen Trümmern einen Staat zu schaffen, der ein halbes Jahrtausend bestanden hat, in dem Wohlstand und Ordnung wenigstens wieder möglich wurden, welchem es gelungen ist die lateinische und griechische Civilisation in der Weise zu verschmelzen, wie sie noch heute gemeinschaftlich unsere Bildung beherrschen, und den barbarischen Westen dem lateinischen Kulturgebiet anzueignen. Und dies alles ist nicht das Werk eines jener außerordentlichen Männer, in welchen die Macht des einzelnen Menschengeistes der Macht des Weltgeschicks ebenbürtig gegenübertritt, am wenigsten das Werk Cäsars, an dessen vermutlich nach dem Muster Alexanders geplante Monarchie die fast zwanzig Jahre nach seinem Tode vollzogene politische Konstituierung des Reiches keineswegs angeknüpft hat. Augustus war kein Cäsar, keineswegs eine geniale Natur, vielmehr eine vorsichtige, wenig tatkräftige, ausgleichende Persönlichkeit, auch das Werk, welches er schuf, eben infolge seines den Verhältnissen des Augenblicks allzusehr Rechnung tragenden und allzu ängstlich bedächtigen Naturells, mit Mängeln behaftet, die wohl hätten vermieden werden können und die späterhin verhängnisvoll geworden sind — ich erwähne nur

die weit unter den Bedürfnisstand des Staats herabgedrückte Stärke des stehenden Heeres und den Mangel einer festen Erbfolgeordnung. Auch späterhin hat über dem römischen Prinzipat, was die Persönlichkeiten anlangt, geradezu ein Unstern gewaltet. In der langen Reihe dieser Herrscher begegnet während der ersten drei Jahrhunderte unter der Menge geringer, nichtswürdiger, alberner Individuen nicht eine einzige staatsmännisch wahrhaft hervorragende Gestalt; der geistig bedeutendste unter allen, Tiberius hat in verbittertem Fürstenwahnsinn geendigt; die besten unter den übrigen sind tüchtige Verwaltungsbeamte, wie Vespasianus, oder kriegslustige Offiziere zweiten Ranges, wie Trajan. Erst dreihundert Jahre nach Augustus bestieg ein Mann den Thron, welcher dessen organisatorische Arbeit wiederaufnahm und, namentlich indem er ein den Verhältnissen entsprechendes Kriegsheer schuf, den Staat des Augustus noch einmal zugleich regenerierte und denaturierte.

Wie ist es nun gekommen, daß Aufgaben so ungeheurer Größe, so unermeßlicher Schwierigkeit ohne unmittelbares Eingreifen überwältigender persönlicher Schöpferkraft dennoch in solchem Umfang von dem Prinzipat gelöst werden konnten? Die Antwort ist einfach. Der Prinzipat, wie Augustus ihn konstituierte, ist weder die Monarchie, wie sie das Altertum bis dahin gekannt hatte, noch die bisherige Republik, sondern aus beiden in der Weise zusammengesetzt, daß er von jener die Lebenslänglichkeit und mit gewissen Einschränkungen die Machtfülle, vor allem die Kriegsherrnstellung übernahm, von dieser den Amtsbegriff mit all seinen Konsequenzen. Insofern darf man, was in etwas anderer Beziehung einzelnen der Kaiser nachgerühmt wird, daß sie Fürstentum und Freiheit zu paaren verstanden haben, in höherem Sinn für die Institution als solche in Anspruch nehmen; und dieser selbst in dem schwachen und niederen Träger sich nie ganz verleugnende Grundgedanke ist es gewesen, welcher dem römischen Prinzipat jene beispiellose Kraft des Organisierens verliehen und bewahrt hat.

Wir nehmen die gleiche hohe Ehre, den gleichen zukunfts-

vollen Beruf auch für unsere Herrscher in Anspruch. Auch sie sind nicht bloß Fürsten, sondern zugleich Beamte; auch für sie bestehen nicht bloß Rechte, sondern zugleich Pflichten; auch sie sind verantwortlich, nicht dem Gericht oder der Volksvertretung, aber ihrem eigenen oder dem öffentlichen Gewissen. Wir wissen, was Friedrich II. und Friedrich Wilhelm III. dem preußischen Staate gewesen sind; wir wissen auch, daß ein deutscher Staat nicht werden konnte ohne Kaiser Wilhelm. In diesem Sinne ist es gemeint, wenn wir der Festfeier des 22. März einen persönlichen Charakter beilegen, und wenn wir es aussprechen, daß unseren erhabenen Herrscher und seine Untertanen ein Band verknüpft, das mit jedem Jahre seines Regimentes sich fester schlingt und das sein eigen ist und bleibt.

Nicht alles, was an diesem Tage die Herzen der Untertanen des Kaisers Wilhelm bewegt, darf über ihre Lippen kommen, vielleicht das Tiefste und Innigste am wenigsten hervortreten. Es gehört zu dem schweren Lebensernst der Höchstgestellten, daß sie ihres Amtes waltend zwar Schmeichel- und Schmährede genug vernehmen, aber das unparteiische Urteil einer Zeit anheimstellen müssen, in welcher ihr Ohr es nicht mehr zu hören vermag. Für die besonderen Gründe, welche die Liebe und die Treue gegen den Herrscher des Landes in jedem einzelnen Fall eigentümlich färben und besonders bedingen, gibt es kein entsprechendes Organ. Es muß auch den geliebtesten und geehrtesten von ihnen genügen, dieser Liebe und dieser Treue in unmittelbarer Empfindung sich bewußt zu werden. Dies Bewußtsein hat Kaiser Wilhelm; nicht bloß wenn das Kaiserwetter leuchtet, sondern vielleicht noch mehr an den trüben und schweren Tagen hat er es empfunden, wie das Herz des Landes für ihn schlägt, und jeder Aberwitz, jede Tollheit, jedes Verbrechen, die gegen ihn sich richten und an ihm sich vergreifen, haben diese Empfindung in ihm nur bestätigt und gesteigert.

Das Lebensjahr, das er heute abschließt, dürfen wir im ganzen genommen segnen. Mühe und Arbeit genug hat es ihm gebracht;

und eben darum ist es ihm köstlich gewesen, ihm, dem Mann der unverwüstlichen Tätigkeit; er hat es vermocht die Mühe auf sich zu nehmen und die Arbeit zu leisten. Wenn das Leben hoch kommt, heißt es, so währt es achtzig Jahre; zu ihm sehen bereits die Achtzigjährigen auch dem Alter nach hinauf und nach der Tatkraft unzählige an Jahren Jüngere. Es geziemt sich nicht für diese Stätte auf die Vorgänge einzugehen, welche im Laufe dieses Jahres Fürstenrat und Fürstentat erfordert haben; das aber darf auch hier ausgesprochen werden, daß wir Deutschen mit Stolz auf die Stelle blicken, welche bei solchen Verhandlungen unsere Nation jetzt einnimmt und zu der die ehrwürdige Persönlichkeit unseres Herrschers wesentlich mitbeiträgt.

Wie kein Jahr vergeht, ohne dem Staat und dem Herrscherhaus besondere Feste zu bringen, so haben wir in diesem eines begangen, das uns, die Vertreter der deutschen Wissenschaft, in besonderer Weise anging: ich meine die erste Jubelfeier unsrer Schwesteranstalt, des Königlichen Museums. Kunst und Wissenschaft sind nicht bloß durch Redensart verbunden, und nicht zufällig war es, daß der erlauchte Vater unseres Herrschers in jener Zeit der tiefsten äußeren Erniedrigung und der höchsten inneren Erhebung fast gleichzeitig der Wissenschaft in unserer Stadt einen festen Halt gab durch Schaffung der Universität und die ersten Grundlinien zu jener Institution des Museums zog, welche einzig in der Welt dasteht als hervorgegangen nicht aus fürstlichem Dilettantismus, sondern aus königlichem Pflichtgefühl. Die silberne Schale hat er geschaffen; seinem Sohn war es beschieden in neuester Zeit goldene Äpfel in dieselbe einzuführen, wie sie eben für diese Sammlung recht eigentlich gehören. Als der Minister v. Altenstein bei der Eröffnung des Museums seinen Schlußbericht erstattete, gab er dem Gedanken Ausdruck, daß unsere Sammlungen in Fülle und Herrlichkeit wohl zurückständen hinter anderen älterer Gründung und reicherer Mittel, aber durch das Zusammenfassen des Verschiedenartigsten zu einem 'großen und vollständigen Verein sämtlicher Kunstzweige und Kunstrichtungen' einen geschichtlichen

Gesamtüberblick gewähren würden, wie dies damals, vor fünfzig Jahren, keine andere tat. Es ist gewissermaßen der Lohn für dies klar sich bescheidende und dennoch das Höchste verfolgende Streben, daß die Aufstellung der pergamenischen Skulpturen in unserem Museum für die Geschichte der hellenischen Kunst den fehlenden Schlußstein geliefert hat. Und mit der Freude an dem Gewonnenen hat auch die bisher verzagte Hoffnung auf weiteren Gewinn neues Leben empfangen. Warum soll der erste Schatz, den wir in der Heimstätte Homers gehoben haben, auch der letzte sein? Wir entwöhnen uns nur stückweise der Vorstellung unter den Staaten Europas das Aschenbrödel zu spielen. Es wird anders in jenen Sälen aussehen und andere Säle werden dazugesellt und gefüllt sein, wenn das Berliner Museum sein nächstes Jubelfest feiert.

Wir gedenken schließlich der Ereignisse, welche in dem verflossenen Jahre das Königliche Haus bewegt haben und mit dem Hause in Freude und Trauer das Land. Noch sehen wir die Fahnen flattern und die Guirlanden Haus und Haus verknüpfen, welche der Freude unserer Stadt den Ausdruck gaben bei der Vermählungsfeier des ältesten Enkels unseres hohen Herrn, des Trägers seines Namens und des dereinstigen seiner Krone. Das schöne Fest, das, indem es neue Bande schloß, zugleich schmerzliche Erinnerungen an alten Hader anf immer begrub, hat auch unserer Akademie die willkommene Gelegenheit gegeben, die alte Liebe und Treue gleichsam zu Händen der Zukunft zu bestätigen und das schon jetzt anzudeuten, was dereinst unseren Kindern und Enkeln zu erfüllen obliegen wird.

Aber wie könnte der Mund schweigen von dem Trauerfall, welcher wenige Tage vor diesem Fest eingetreten ist und seinen düstern Schatten auf den heutigen Tag wirft? An diesem hier reden zu dürfen ist immer eine Ehre; eine Freude ist es heute nicht. Ein Trauerklang geht durch alle heutigen Festgrüße, vom Kaiserschloß an bis hinab zu jeder Stadthalle, zu jedem Schulsaale, zu jedem Festkreis; geht er etwa nicht durch diesen Raum?

fühlt nicht jeder von uns ihn heute in der eigenen Brust? wie kann, wer den Gefühlen des Tages Worte leiht, dieses Vorgangs nicht gedenken? Ist unser Vaterland nicht unmittelbar von ihm betroffen, so liegt er nächst und schwer auf unserm Herrscherhaus, und wir fühlen uns eins mit ihm in Freude und Leid.

Aber es ist nicht bloß eine erschütternde Trauerkunde; es ist ein Schandfleck auf dem Ehrenschild unserer Kultur, den wir leider jetzt nicht mehr ablehnen können mit dem Dank an den Herrgott dafür, daß es hüben nicht also ist wie drüben. Alte eigene Wunden brechen wieder auf, und es ruft diese Schreckensnachricht die Erinnerung hervor an nur zu ähnliche Vorgänge, die wir selbst haben erleben müssen und nie werden vergessen können.

Leider ist es nur zu wahr, daß diese Verbrechen nicht der Barbarei, sondern der Civilisation entstammen, und wir Männer der Wissenschaft, die wir vor anderen berufen sind diese Civilisation zu vertreten, wir fühlen uns sozusagen mitgetroffen von diesen ihren grauenvollen Auswüchsen, worin die aus der Gesittung hervorgehende Entsittlichung das Tun der Barbaren mit allem Kunstgeschick der Kultur vollzieht, worin die Gedankenlosigkeit der vorhumanen Epoche sich umhüllt mit der Phraseologie der herabgekommenen Kultur.

Aber wenn wir dem Gefühl des Schmerzes und der Scham über diese Vorgänge Ausdruck geben, wenn wir keineswegs versuchen über die nur zu deutlich darin sich anzeigenden Gefahren auch der eigenen Zukunft uns hinwegzutäuschen, so geziemt es uns auch darauf hinzuweisen, daß das Unheil, mit dem die Staaten der Gegenwart alle ringen, weder zufällig ist noch unüberwindlich. Wie der Mensch das Wachsen des Körpers empfindet und darunter leidet, so empfinden die Völker das Wachsen der Civilisation in all seiner Notwendigkeit, in all seiner Hoffnungsfülle, aber auch in allen seinen Schmerzen und seinen Gefahren. Nie hat unsere Nation größer sich entfaltet, höher sich geschwungen, als in der von den heute Erwachsenen mit Bewußtsein durchlebten Epoche. Aber nie auch hat sie so tief gelitten, wie dies heute der Fall ist.

Die wüste Roheit des Pöbels, die grauenvolle Ansteckungskraft der Nichtswürdigkeit, die sinnverwirrende Macht der tönenden Phrase, die gewissenlose Ausnutzung und Steigerung der Volksleidenschaften, die staatsmännische Staatszerrüttung und das neue Evangelium der heilbringenden Staatszerstörung schwellen nach allen Seiten gewaltig empor. Aber nicht minder gewaltig, dessen dürfen wir uns getrösten, wachsen auch denen die Schwingen, die berufen und vermögend sind die Civilisation zu wahren, die Schwingen der Verachtung und die Schwingen der Tapferkeit. Wohl ist, je höher unser Gemeinwesen sich hebt, die Gefahr ihrer Stellung eben für die Höchststehenden in stetigem Steigen. Aber mit dem Steigen der Gefahr, mit dem Steigen der Verpflichtung steigt ihnen auch die Ehre, und, wir hoffen es, auch die Kraft. Wir wissen, daß zur Zeit Stürme wehen; aber wir wissen auch, wer uns führt. Wir sehen die Feinde und wir verachten sie nicht. Es gibt religiöse, sittliche, wirtschaftliche Bewegungen, welche in ihre Konsequenzen durchgeführt das gegenwärtige Gemeinwesen sicher zerstören und wahrscheinlich ein sehr viel niederes und schlechteres an dessen Stelle setzen würden; hier ringt Idee gegen Idee, und, falls der böse Engel den guten besiegt, erweitern sich die Provinzen der Hölle. Aber die größte Gefahr für die Civilisation liegt keineswegs da, wo die Schandtat am tiefsten empört. Das gedankenlose Verbrechen vermag wohl des mächtigen Baumes Wipfel zu versehren, an der Wurzel zehrt es nicht. Die Signatur jener Missetaten heißt mit Recht das Nichts; große politische Folgen würden sie erst dann haben, wenn die, die es angeht, den Kopf verlieren. Weder bei den Hohenzollern im besondern noch bei den Deutschen überhaupt hat es damit Gefahr. Diese Feinde sind besiegt, wenn dieselbe Kaltblütigkeit, mit der der rechte Soldat der feindlichen Kugel gegenübertritt, auch der Mordwaffe entgegengesetzt wird; staatszerrüttend wirken diese Verbrechen erst dann, wenn ihnen eine andere Bedeutung beigelegt und eine andere Behandlung zu teil wird wie allen anderen; wenn der Frevel und die Furcht für das große staatsmännische Schaffen bestimmend werden, sei es im

Tun, sei es im Unterlassen. Wohl wird damit viel verlangt von den Fürsten wie von den Bürgern. Es ist ein schwer zu ertragender Gedanke, daß dasjenige Leben, auf dessen Dauer der Staat vor allem angewiesen ist, ebendarum den Angriffen der politischen Herostrate vor andern ausgesetzt und im ganzen genommen nicht viel besser gesichert ist, als das jedes gewöhnlichen Bürgers. Aber auch die Verlustlisten unserer Armee zeigen, daß der Offizier mehr als der Gemeine den feindlichen Geschossen ausgesetzt ist; und dennoch oder vielmehr darum heftet der Sieg sich an unsere Fahnen. Auch diese Frevel werden brechen an der kühlen Entschlossenheit, mit der die staatliche Ordnung in ihrer unerschütterlichen Sicherheit der nichtswürdigsten Einzeltat entgegentritt.

Wir feiern den Geburtstag des Herrschers immer als ein ernstes Fest. An dem heutigen Tage ist es ernster noch als sonst, gemischt mit schwerer Trauer; in unser Freudenfest hinein läuten die Glocken der Totenfeier, welche in der fernen Hauptstadt des Ostens in ebendiesen Tagen sich vollzieht. Aber wir gedenken des tiefen Wortes unseres Dichters:

> Alles geben die Götter, die unendlichen,
> ihren Lieblingen ganz,
> alle Freuden, die unendlichen,
> alle Leiden ganz

und wie in jedem Jahre, so sprechen wir auch in diesem, und in diesem noch bewegter, noch inniger, noch herzlicher, das Wort aus, welches diesem Tage vor allem gehört: „Gott schütze den Kaiser!"

ANSPRACHE

AM LEIBNIZSCHEN GEDÄCHTNISTAGE

28. JUNI 1883*).

Der heutige Tag gehört zunächst der Erinnerung an den großen Mann, dessen Name unsere Gesellschaft zur königlichen Morgengabe empfangen hat. Der Gelehrte und besonders der deutsche Gelehrte ist sich deutlicher seines Sonderstrebens bewußt als derjenigen Eigenschaft, die doch seine beste und bedeutendste ist, das Glied eines großen Ganzen zu sein; von dem Wunderbau der Weltwissenschaft sieht das geistige Auge, meist noch kurzsichtiger als das leibliche, in der Regel nur den einen Saal, nur die kleine Ecke, an welcher der einzelne Arbeiter im besten Fall als Untermeister tätig ist. Wir dürfen uns glücklich preisen, daß uns gleichsam als dauernder Obermeister zu ewigem Gedächtnis Leibniz hingestellt ist, jener Gelehrte, für den es keine akademische Klasse gab, an dessen mannigfaltige Leistungen noch heute fast jeder von uns im besonderen anknüpfen kann, dessen Universalität darum nicht minder ein Wunderwerk ist, weil sie mitberuhte auf den Verhältnissen einer Zeit, in der die noch knospenden Wissenschaften sich enger zusammenfanden als jetzt die aufgeblühten und damit getrennten. Es war ein königlicher Gedanke diese Stätte der Gesamtforschung unter den Schutz eines Geistes zu stellen, dem die Wissenschaft ein Ganzes war und in dem alle Forscher ihr brüderliches Zusammenstehen leibhaftig erkennen.

Aber es ist nur eine Fortsetzung und Vertiefung desselben

---

*) Sitzungsberichte d. K. P. Akademie d. Wissenschaften 1883 S. 731—734.

Gedankens, wenn wir diesen Tag überhaupt auffassen als den Gedächtnistag unserer großen Toten.

Das laufende Jahr ist in verschiedener Weise für uns ein Jahr des Gedächtnisses; und dieser Tag ist vorzugsweise dazu geeignet wenn nicht mit ausführlicher Rede, doch mit erinnerndem Worte es auszusprechen, daß wir solches Gedächtnis bewahren und ehren.

Das große Erinnerungsfest des protestantischen Deutschlands an Martin Luther steht in wenigen Monaten bevor; wenn unsere Akademie zunächst wieder in gleicher Weise zusammentritt, wird es gefeiert sein. Die Akademie der Wissenschaften hat keinen Anspruch darauf sich an dieser Festfeier selbständig zu beteiligen; wohl aber darf und soll es ausgesprochen werden, wie die deutsche Wissenschaft und die freie Forschung sich innerlich derselben anschließt. Jene beiden jungen deutschen Professoren der Universität Wittenberg, der sächsische Theologe und der schwäbische Philologe, welche den Geisteszwang der Scholastik und damit die Hierarchie des italienischen Klerus für alle Zeiten gebannt und in unserem Deutschland unmöglich gemacht haben, vollzogen damit ein Werk, dessen Würdigung zunächst dem Staatsmann und dem Patrioten zukommt; aber dies Werk ist denn doch auch eine große wissenschaftliche Leistung. Das Zurückführen der christlichen Wissenschaft auf die heiligen Originale und diese allein, unter Beseitigung aller konventionellen und traditionellen Interpretation und Interpolation, ist völlig gleichartig dem Zurückführen des Studiums der griechischen Philosophie auf den wirklichen Aristoteles anstatt auf seine mittelalterliche Überwucherung, des Studiums des römischen Rechts auf Papinian und Ulpian statt auf Bartolus und Baldus. Auch die beginnende historische Forschung ist daran ernstlich beteiligt. Als von der langen Reihe jener Urkundenfälschungen, welche dem katholischen Klerus insbesondere für die Begründung seiner weltlichen Herrschaft als übliche Rechtsgrundlage gedient haben, der erste Zipfel gelüftet ward und Laurentius Valla die Konstantinische Schenkungsurkunde an den

römischen Bischof als das nachwies, was sie ist, da war es von wesentlichem Einfluß auf Luthers damals sich innerlich entscheidende Stellung gegenüber dem Papsttum, daß dasselbe diese 'schamlosen Lügen' in seine Dekretalen aufgenommen hatte. Es sind die deutsche Feder und das deutsche Wort gewesen, welche Deutschland aus den römischen Fesseln befreiten. So ist es denn auch nur in der Ordnung, daß ebenderselbe Mann, dem wir die wiederhergestellte Geistesfreiheit verdanken, zugleich der Begründer unserer Sprache geworden ist, daß das mächtige deutsche Lied, die süße deutsche Musik, die Kunst Cranachs und Dürers ebenfalls in Martin Luther ihren Schutzpatron hatten und haben. Denn eine feste Burg ist der Protestantismus immer noch und wird es bleiben. Die Akademie der Wissenschaften darf sich glücklich schätzen, daß es ihr vergönnt ist bei dem schönsten Denkmal, welches die Nation ihrem Befreier zu errichten vermag, einer würdigen Gesamtausgabe seiner Werke, deren Beginn das Jahr 1883 bezeichnen wird, beratend und leitend in hervorragender Weise mitzuwirken.

Ein anderes Erinnerungsfest, das vor wenigen Monaten unter unserer Teilnahme und in unserer nächsten Nähe begangen worden ist, wird auch am heutigen Tage und an dieser Stelle erwähnt werden dürfen. Wenn Leibniz für seine Zeit in sich eine Akademie war, so darf wohl gesagt werden, daß für die wissenschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart und insbesondere unserer zweigeteilten Gesellschaft kein treuerer, vollerer und schönerer Ausdruck gefunden werden kann, als die beiden edlen Brüder ihn gewähren, deren Abbilder jetzt unsere Nachbaranstalt schmücken; nebeneinander stehend in inniger persönlicher Vereinigung, mit reger Teilnahme des einen an der Forschung des andern, und doch in scharf begrenzter Besonderheit, wie gleich hoch aufstrebende Doppelhöhen, von denen jede für sich selbständig ist und doch keine die andere entbehren kann. Darin wieder sind sie unter sich und auch wieder Leibniz wahlverwandt, daß jeder von ihnen auf das Ganze hinstrebt und soll man sagen der Segen

oder der Fluch der jetzigen Forschung, die Specialität für Wilhelm wie für Alexander stets durch das gewaltige Gefühl des Gesamtziels gebändigt und geadelt worden ist. Der große Naturforscher, der so viele Erze geschmolzen, so viele Pflanzen bestimmt, so viele Höhen gemessen, hat es nicht verschmäht auf Blättern, die jedem deutschen Knaben und Mädchen ein Hausschatz sind, den seelischen Eindruck der tropischen Natur empfänglichen Gemütern mitzuteilen, und er hat die Jahre des Alters daran gesetzt die Welt im ganzen in ihrer physischen Bedingtheit zu schildern — vielleicht der letzte Mann, der ein solches Werk wenn nicht durchführen, so doch wagen konnte; und welche Großartigkeit und zugleich welche Demut liegt auch in diesem Wagnis. — Und den Kosmos der geistigen Welt hat in ähnlichem Sinn der Bruder aufgebaut. So ohne Beispiel und ohnegleichen wie der Dichter Goethe, ist auch der Leser Wilhelm Humboldt; es ist wohl in der Geschichte der Literatur weiter nicht dagewesen, daß der Schöpfung des klassischen Werkes die volle Würdigung so unmittelbar nachfolgte wie dies bei Hermann und Dorothea durch ihn geschehen ist. Nie ist die Tagesliteratur voller und richtiger gewürdigt worden wie von diesem zugleich mit allem Sinnen und Sehnen im klassischen Altertum waltenden Kenner; und doch ist die Literatur für ihn nur ein Beet seines Gartens. Die Musik und die bildende Kunst stehen ihm innerlich nicht minder nah, und weiter umfaßt sein mächtiger Gedanke alle Probleme des menschlichen Daseins in ihrer historischen Entwickelung — wie er selbst es sagt:

Großes ewig muß der Mensch erzeugen,
Weil zum Himmel auf sein Wesen strebt;
Doch das Große muß der Zeit sich beugen,
Das im Busen wieder Größres webt,
Schlingen so sich hin ein Götterreigen,
Wo das Schöne Schöneres belebt.
Denn das Leben aus dem Tod entfalten
Ist der Menschheit schmerzumwölktes Walten.

Er ist wohl der erste gewesen, welcher die Sprache nicht als Einzelobjekt, sondern in ihrer Allgemeinheit als das eigentliche Substrat der Völkerindividualität und der Humanität überhaupt im besonderen sowohl wie in voller Allgemeinheit aufgefaßt hat, und der in ähnlicher Weise es unternommen hat den Staat nach seiner allgemeinen humanen Seite hin zu begreifen und zu beschränken. Die goldenen Worte, den Menschen nicht um der Sache, die Kraft nicht um des Resultats willen zu vernachlässigen, den Staat so zu gestalten, daß in ihm dem einzelnen das höchstmögliche Maß der Kraftentwickelung, das heißt der Freiheit und damit des Glückes verbleibt, werden vielleicht nie befolgt, aber sicher auch nie vergessen werden.

Unseres Volkes und unserer Wissenschaft Zukunft steht unter dem Schutz seiner großen Toten. Der Boden, der Martin Luther, der Leibniz und die Brüder Humboldt gezeugt hat, wird auch weiter Nachfolger zeugen, die ihrer und des deutschen Namens würdig sind.

REDE
ZUR FEIER DES GEBURTSTAGES DES KAISERS

20. MÄRZ 1884*).

Vereinigt abermals zur Feier eines Tages, den wir vom Königstage zum Kaisertag haben werden sehen und der also den gewaltigen sittlichen und bürgerlichen Vorschritt unseres Volkes in unserer Zeit in festlicher Freude zum Ausdruck bringt, zur Feier desjenigen Herrschers, der so sehr ein Mehrer des Deutschen Reiches gewesen ist, daß für einen solchen in der Zukunft kein weiterer Raum bleibt, zur Feier des Geburtstages unseres Kaisers und Königs versuchen wir wiederum der Empfindung des Dankes und der Freude, des Vertrauens und der Hoffnung den angemessenen Ausdruck zu geben.

Ganz vermögen wir es nicht. Wenn es der Vorzug und das Glück der jetzigen Generation ist mit unserem ehrwürdigen Kaiser und unter ihm zu leben, so ist es späteren Geschlechtern vorbehalten das, was wir erlebten und erfuhren, oft durch den Augenblick so beherrscht, daß der große Zusammenhang der Dinge, das Ineinandergreifen mächtiger Verhältnisse und gewaltiger Persönlichkeiten vor den momentanen Eindrücken zurücktraten, dies Erlebte und Erfahrene in die feste Form des geschichtlichen Urteils zu fassen und die deutliche Erkenntnis der dauernden Erfolge zum allgemein gültigen Ausdruck zu bringen. Wir empfinden es ja alle in lebhaftester Weise, daß die Instanz der Geschichte die Auffassung der Mitwelt nicht rektifizieren, nur schärfer begründen

*) Sitzungsberichte d. K. P. Akademie d. Wissenschaften 1884 S. 245—253.

und tiefer fassen wird; aber das Urteil steht bei den Mitlebenden nicht. Getrost stellen wir es der Zukunft anheim.

Aber einen Rückblick in die ferne Vergangenheit will ich heute versuchen, und versuchen in diesem Rückblick auf das was war die Empfindung für das zu steigern, was da ist, was wir heute haben. Wenn diese Rückschau auch in die ferne griechische und römische Zeit uns hinführt, so glaube ich damit nicht unsere eigene Vergangenheit zu verlassen. Wie man auch dazu tun mag die sogenannten klassischen Studien durch eine andere Jugendbildung zu verdrängen, die sehr häufig nichts anderes ist als die drapierte Ignoranz; wie in der Tat unvermeidlicherweise das eigentliche Können und Wissen auf klassischem Gebiet sich in engere Kreise zurückzieht und die weiteren nur durch deren Vermittelung noch daran teilhaben, das bleibt immer wahr, daß griechisches Sinnen und römisches Denken auch jetzt noch bewußt oder unbewußt die humane Bildung beherrschen; und wenn die Gedanken der Lebenden zu ihren Ahnen im Reiche des Geistes sich zurückwenden, sie bei den Dichtern, den Künstlern, den Staatsmännern Athens und Roms öfter verweilen als bei denen der zeitlichen Vorepoche unserer heutigen Kultur. War es unseren Rechtsgelehrten nicht wie ein wiedergewonnenes Stück der eigenen wissenschaftlichen Vergangenheit, als Niebuhr den Gaius in Verona fand? ist der Hermes des Praxiteles, den deutsches Wagen und deutsches Geld aus dem Sande des Alpheios wieder ans Sonnenlicht emporhob, nicht überall, und vor allem hier in Berlin, unter die häuslichen Heiligtümer aufgenommen, unter diejenigen Symbole, die, wie die Rose im Garten, jeden bei sich an jedem Tage in seinem eigenen kleinen Heim daran erinnern, daß die Welt des Schönen auch ihm mitgehört? Wir werden auch ferner das Ideal menschlicher Gesittung fortfahren auf gut lateinisch Humanität und denjenigen, welcher den Homer meint mit der Zeit durch die Lehre von den Kegelschnitten ersetzen zu können, auf gut griechisch einen Banausen zu nennen, und wir rechnen für dieses Latein und dieses Griechisch auch ferner

auf das Verständnis und das Einverständnis des deutschen Publikums.

Es ist uns mit jenen unseren geistigen Vorfahren wie vieles andere, so auch und vor allem das gemeinsam, daß die große nationale Entwickelung überall, bei den Griechen und den Römern wie nicht minder bei uns, eine Tochter der Not ist. Die enge und dumpfe Gemeinschaft, von der alle Entwickelung ausgeht, der urwüchsige Partikularismus, wenn es gestattet ist ein modernes politisches Schlagwort auf sehr heterogene Bildungen anzuwenden, sind durch die frei schaffende Liebe allein nirgends überwunden, nirgends zur großen Gesamtentwickelung gesteigert worden. Im Erz steckt wohl das Gold wie das Eisen; aber die Macht des Feuers gehört dazu um das Gold wie das Eisen darzustellen. Wie den Menschen nur die Not und der Drang des Lebens zum Manne schmiedet, wie die Individuen, welche die Gefahren und die Leiden des Daseins niemals an sich und in sich erfahren haben, nie das Leben beherrschen und nie des wirkenden Daseins volles Glück gewinnen werden, so erwächst auch den Nationen die Ausgestaltung des Volkstums nur aus schwerem Kampf und wohlbestandener Gefahr.

Vielleicht nirgends tritt dies ausnahmslos die Geschichte beherrschende Gesetz mit solcher unmittelbaren Gewalt, mit solcher jugendlichen Wundermacht zu Tage wie in der Entwickelung der Hellenen. Die Epoche, in welcher sie einen weltgeschichtlichen Faktor bilden, ist freilich kürzer gemessen als die jedes anderen im großen Sinne historischen Volkes; wie der Achilleus der Sage und der Alexander der Wirklichkeit, so ist auch geschichtlich der Hellenismus selbst jung gestorben, vor seiner Zeit zu Ende gegangen. Aber die Farbe und der Duft der Blume steht oft zu ihrer Dauer im umgekehrten Verhältnis. Die Hellenen sind aus einzelnen Stämmen und Städten zum Volk umgeschaffen worden durch den Ansturm der Perser. Freilich können wir uns Hellas nicht denken ohne die Homerischen Gesänge an der ionischen Küste, nicht ohne die Solonische Grundlage freier bürgerlicher

Ordnung, nicht ohne den straff gespannten lakonischen Kriegslagerstaat; dies alles ist älter; aber daß dies alles ineinander schmolz und ohne sich aufzuheben sich paarte und mischte, das ist das Werk der Könige Dareios und Xerxes. Als die große Gefahr über Hellas hing, sagt Thukydides, und die zweite Invasion mit ihrer ungeheuren Übermacht im Anzug war, da stellten sich die Athener und nach ihnen die übrigen Griechen Europas unter den Oberbefehl des militärisch mächtigsten Staates, des spartanischen, und also siegte Hellas über Persien bei Salamis, bei Platää, bei Mykale. Und als sie gesiegt hatten, brachten sie den Hellenen der Inseln und der asiatischen Küste die Freiheit; um den Nationalfeind weiter abzuwehren, griffen sie ihn auf seinem Kontinent an, und auf allen Küsten des Archipels wehte die siegreiche Flagge des neuen hellenischen Bundes. Nirgends ist so, wie bei dieser grandiosen Einführung der hellenischen Einheit, die Vereinigung der einzelnen Stämme gegen den gemeinsamen Feind unmittelbar zum Nationalstaat geworden.

Freilich lag in diesem plötzlichen und unerhörten Erfolg zugleich diejenige Gefahr, durch welche die historischen Zauberschläge sich zu ihrem Nachteil von den langsam reifenden Erfolgen unterscheiden. Es war ein Unglück für die siegenden Griechen, daß die ideale und die reale Führung in dem großen Kampfe nicht zusammengingen, so wenig sich miteinander zu verständigen vermochten, daß schon die Verfolgung des Sieges selbst die Sieger auseinander warf. Die Spartaner weigerten sich die asiatischen Griechen in die Gemeinschaft der Hellenen zuzulassen; das war unpopulär, aber vielleicht verständig. Mochten die Hellenen diesseit des Ägäischen Meeres und die der Inseln sich vor der großen Kontinentalmacht zu behaupten vermögen; dieser Macht ihre eigene Küste zu entreißen und den schmalen Streifen Vorderasiens zu behaupten war sehr patriotisch, aber wie andere sehr patriotische Dinge nicht allzu weise. Den Vorschlag der Spartaner, die kleinasiatischen Griechen aus den schönen Tälern des Hermos und des Mäandros nach den Felsgestaden des westlichen Hellas überzu-

siedeln, wiesen die Athener unwillig zurück; sie unternahmen es allein mit ihren engeren Verbündeten auszuführen, was das ganze Hellas zu versuchen sich nicht getraute. So entstand einerseits die innere Spaltung zwischen der lakedämonischen Geschlechterherrschaft und dem in entfesselter Demokratie gewaltig aufstrebenden Athen, andererseits unter Athens Führung der Delische Bund oder, wie man bald auch sagte, das Athenische Seereich, das hauptsächlich mit seinem Geld und seinen Schiffen zugleich dem persischen Großkönig und der Aristokratie daheim Schach bot. Athen hat das Spiel verloren und doch gewissermaßen auch gewonnen. Sein Reich war geschichtlich von keiner Dauer, man ist versucht zu sagen nicht von dieser Welt; aber was an idealer Herrlichkeit noch heute die Welt durchleuchtet, Historie, Philosophie, Tragödie, Komödie, Plastik oder mit andern Worten Thukydides, Sokrates, Platon, Äschylos, Sophokles, Euripides, Aristophanes, Pheidias, das nennt sich seitdem und wird sich ewig nennen mit griechischen Namen und in jenen herrlichen Vormännern ewig seine Bannerträger verehren. Die Einigung der Nation mißlang; Zeuge dessen ist die Sprache, in welcher der attische Dialekt keineswegs so weit durchdrang, daß er die alleinige Schriftsprache geworden wäre. Aber die Einigung der Geister ist dennoch gelungen; mochten die Stadtschreiber auch ferner in ihren Urkunden böotisch und kretisch reden, die gebildete Welt und die Literatur, nicht bloß in Hellas, sondern in dem ganzen gebildeten Osten und zum großen Teil auch in dem Westen redeten, oder wollten reden, nicht sowohl griechisch als attisch. Die gewaltige Flamme der nationalen Einigung, aus der dieses attische Wesen erwachsen war, hat nicht die Nation, aber dafür die Welt geeinigt; und es ist als wäre von der jugendlichen Genialität jenes Nationalkrieges der Salamiskämpfer gegen die Asiaten dem weltumschlingenden und menschenversöhnenden Hellenismus der Folgezeit ewig ein Anhauch geblieben.

Noch einmal kam etwas ähnliches wieder mit dem makedonischen Alexander; freilich, wie solche Ähnlichkeiten auftreten,

zugleich in völlig umgewandelter Gestalt. Es war wieder der Gegensatz der Hellenen und der Perser — denn nur die Unmündigen verkennen, daß Alexander nicht bloß ein Hellene war, sondern auch der Apostel des Hellenismus; aber ein Apostel nicht des Friedens, sondern des Krieges, nicht ein Abwehrer, sondern ein Angreifer. Dieser Grieche fragte nicht, ob Hellas seine Ausgewanderten in Asien zu schützen stark genug sei, sondern er unterwand sich Asien zu bezwingen, und es gelang ihm, gleich wie dem Themistokles der Sieg bei Salamis. Aber auch er hatte mehr erstrebt als behauptet werden konnte; und sein kurzes Regiment mit langdauernder mehr geistiger als äußerlicher Nachwirkung bietet wohl eine Parallele zu dem Athenischen Seereich mit seinen idealen Konsequenzen. Der Hellenismus Alexanders ist einerseits realer, dauerhafter, umspannender als die Meerherrschaft der Athener, andererseits im Reiche des Geistes wohl die Geburtsstätte physikalischer und allgemein realer Forschung und überhaupt der sogenannten Gelehrsamkeit, aber nicht gleich jener Jugendzeit durch den Glanz der Schönheit und den Frühlingshauch des Geistermorgens verklärt. Doch auch hier darf man wohl sagen, daß von jenem bewaffneten Apostolat des hellenischen Volkstums, das Alexander vertritt, etwas übrig geblieben ist in der Geistesgewalt der freien Forschung, welche die Natur theoretisch erkennt und praktisch bezwingt.

Nicht minder deutlich wie in Griechenland tritt es in der Geschichte Italiens zu Tage, daß die nationale Einigung ein Werk der nationalen Notwehr ist. Was dort die Perser für Griechenland getan haben, das haben in Italien die Gallier verrichtet. Erzählungen dieser Vorgänge sind nicht auf uns gelangt; verglichen mit den beglaubigten und lebendigen Schilderungen, welche uns von den Schlachten und den Verträgen der Hellenen übrig geblieben sind, müssen wir uns hier mit der Kunde gewisser Allgemeinheiten und dauernder Einrichtungen begnügen, welche übrigens über die Hauptmomente keinen Zweifel lassen. Die gallische Nation ist wie wohl keine andere ein Wandervolk ge-

wesen; nachdem sie das ganze transalpinische Gebiet bis tief in die spanische Halbinsel hinein und bis nach Schottland und Irland hin erfüllt hatte, versuchte sie in verhältnismäßig später Zeit auf der italischen Halbinsel sowie noch später in Griechenland und Kleinasien sich festzusetzen. Italiens Besetzung gelang zum großen Teil; die ganze nördliche Landschaft bis hinab nach Bologna und Ravenna ist Jahrhunderte lang so gut keltisch gewesen wie die Täler der Rhone und der Themse; bis in die Nähe von Rom lassen sich die Spuren gallischer Siedelungen verfolgen. Ganz unzweifelhaft verdankt Italien seine nationale Einigung der Abwehr dieses gemeinsamen Feindes. Die beiden großen eigentlich italischen Stämme, der samnitische und der latinische, waren wohl verwandt, aber doch sprachlich so verschieden, daß sie sich schwerlich einander verstanden, und als Nachbaren in ewiger Fehde begriffen; der dritte Hauptstamm, der etruskische, jenen beiden mindestens ebenso fremd, wahrscheinlich fremder als die schließlich doch auch demselben Mutterschoß entsprungenen Gallier. Was jene drei Völker vereinigte, war weit weniger die gemeinschaftliche Abstammung als die höhere Kultur und der ältere Besitzstand. Aus diesem notgedrungenen Völkerbund ist Italien hervorgegangen. Die älteste Bezeichnung des Gegensatzes ist von der Bekleidung hergenommen: die togati streiten gegen die braccati, die Röcke gegen die Hosen. Auch der Name Italien ist ursprünglich ganz anders bezogen und dann als das Symbol dieser Liga mit der Zurückdrängung oder Denationalisierung der Kelten weiter nach Norden gewandert, bis er endlich erst in Cäsarischer Zeit die Alpen erreichte und hier anhielt. Daß in diesem Kampf Rom die Führung nahm, das ist der Ausgangspunkt der römischen Hegemonie oder des römischen Reiches oder des geeinigten Italiens. Noch bis in späte Zeit, als längst der letzte Vertreter der gallischen Nation Vercingetorix unter dem römischen Beil gefallen war und die Nachkommen der keltischen Königsgeschlechter bei dem Kaiserhof sich um Offizierspatente bewarben, stand der Satz in den römischen Kriegsartikeln, daß bei jedem

Einfall der Gallier in Italien auch der Priester und wer sonst vom Kriegsdienst befreit war, marschieren müsse. Wie aus den Flammen, die der Perser in die Akropolis von Athen warf, die hellenische, so ist aus dem gallischen Brande Roms die Einheit Italiens hervorgegangen. Und hier bestand jene innere Spaltung nicht, welche den Hellenen mit dem Siege über den Landesfeind zugleich den Keim des Bürgerkrieges brachte. Wie wenig wir auch von den inneren Zuständen Italiens in jener Zeit wissen, daran kann kein Zweifel sein, daß die römische Bürgerschaft jener Zeit politisch wie militärisch fester in sich gegründet war als Sparta sowohl wie Athen; weder eine Adelskaserne noch ein Schiffervolk, sondern eine rechte wehrfähige Bauerngemeinde, die mit ihren bald durch ganz Italien reichenden, den dürftigen attischen Kleruchien weit überlegenen Verzweigungen ein ansässiges und dennoch schlagfertiges Landheer darstellte. So kam es denn auch hier, nicht ohne arge Gewaltsamkeit, nicht ohne daß viele Blüten geknickt wurden, aber es kam doch zu einer äußerlich wie innerlich durchgeführten Einigung des Volkes: ein Regiment nach außen, eine Münze, eine Sprache. Es ist merkwürdig genug, daß die lateinische Sprache, literarisch der Entwickelung der hellenischen auch nicht entfernt zu vergleichen, vielleicht in dieser Hinsicht kaum den von ihr in Samnium und in Etrurien unterdrückten Idiomen überlegen, dennoch in verhältnismäßig kurzer Zeit eine Allgemeingültigkeit, eine exklusive Berechtigung gewann, welche die griechische Sprache niemals weder den eigenen Dialekten noch den Nebensprachen gegenüber zu erringen vermocht hat. Die Macht des Staates, der nicht bloß ideal empfundenen, sondern mit festem Blick und starker Hand realisierten staatlichen Einheit, stand hinter der römischen Sprache wie hinter dem römischen Recht, und bis in die Gegenwart hinein reicht von beiden die mächtige Wirkung.

Haben wir, die wir uns jetzt Deutsche nennen, die Gemeinschaftlichkeit des Namens und des Staats etwa auf dem Wege der inneren friedlichen Entwickelung, der freundlichen Verständigung

erreicht? Die Geschichte aller Völker beginnt mit den Fehden der Stämme gegeneinander; aber länger, gewaltsamer, innerlicher hat kein Volk dieser innere Hader durchsetzt und zerrüttet als das deutsche. Arminius' Sieg über den Landesfeind, während der Böhmenkönig seine Hülfe verweigert, und dann die Schlacht zwischen den Cheruskern und den Sueben und der Ruin der beiden Stämme — ist das nicht eine freie Übersetzung von Marathon und Ägospotamoi ins Deutsche? und wer fortfahren wollte durch all die vielen Jahrhunderte den Streit der Sachsen und der Franken, der Lutherischen und der Päpstlichen und so ferner zu verfolgen, der sollte meinen, daß nicht die Nächstenliebe, sondern der Nächstenhaß das eigentliche Element der deutschen Geschichte ist. Dennoch sind wir jetzt zur Einheit gelangt und, was man auch dagegen anstellen und versuchen möge, auf dem Wege zur Einigkeit. Wem danken wir es? Die Geschichte antwortet auch hier: der glücklich abgewehrten Vergewaltigung von außen her, dem Frevel und dem Übermut der Landesfeinde. Warum beginnt die gemeingültige historische Erinnerung des Deutschen, warum die deutsche Literatur mit dem Siebenjährigen Krieg und dem Alten Fritz? weil damals nicht bloß die Preußen, sondern die Deutschen überhaupt es lernten, wie deutsche Männer sich zu schützen wissen gegen Russen und Franzosen und Kroaten. Hohenfriedberg steht gleichberechtigt neben Marathon. Es kam die Zeit, wo halb Deutschland in den Händen der Gallier war, wie einst halb Italien in den Händen der Kelten; die Zeit, wo der Kölner anfing französisch zu sprechen und eine Succursale des Palais royal im Hessenlande regierte. Damals zuerst wurde es auch dem verbissensten Stammpatrioten deutlich, daß es noch Schlimmeres in der Welt gebe als den bösen Preußen, und fingen selbst die hartnäckigsten Religionsfanatiker an zu begreifen, daß die Kugeln paritätisch sind und die Gläubigen und die Ketzer doch am Ende ein Vaterland haben. Dann kam unsere Zeit. Was soll ich von dieser Ihnen sagen, die Sie alle die schwere Not miterlebt haben und miterlebt haben das hohe Glück, das aus

jener erblüht ist? Ist es nicht genug zu sagen, daß wir heute den 22. März feiern, um alle Saiten des Herzens wieder zum Klingen zu bringen, um es wieder so lebhaft zu empfinden wie in den Tagen der herrlichen Siege selbst, daß wir jetzt ein geeinigtes Volk sind und bleiben?

Die Landesfeinde haben ihr Werk getan; sie werden es stehen lassen und keinen Dank dazu haben. Der unsrige geht nach anderer Richtung. Nicht alles verdanken wir unseren Herrschern, glücklicherweise. Die deutsche Spracheinheit ist älter als die deutsche Volkseinheit; wenn der Italiker seine Nebensprachen daran gab, der Grieche ihnen eine wenigstens formale Gleichstellung mit der Sprache der Nation einräumte, so haben wir es darin besser gemacht als diese und jene. Unser liebliches Alemannisch, unser im Lachen wie im Weinen gleich inniges und herzliches Plattdeutsch sind nicht verschwunden, aber haben sich willig beschieden nur im holden Reich der Musen und der Scherze mitzuherrschen, und sie hindern nicht, sondern fördern das allgemeine große einige Geistesleben der Nation. Dies verdankt die Nation sich selbst, zunächst dem Vorkämpfer der heutigen Kulturepoche, Doktor Martin Luther. Dann die gewaltige Geistesarbeit des deutschen Volkes, die das letzte Jahrhundert ausfüllt, die Erschaffung unserer Literatur, unserer Wissenschaft, unserer Kunst ist die freie Tat der Vielen; die Regierung kann dazu nicht viel mehr tun als für den Erntesegen und das Schifferglück. Das deutsche Schaffen im hellenischen Sinne konnte wohl eine gewisse Zeit hindurch die Sorge erwecken, ob nicht auch die deutsche Einigung mehr im idealen Reich des Geistes als in der derben Wirklichkeit der Dinge sich vollziehen werde. Diese Furcht besteht nicht mehr; wir wissen und fühlen jetzt alle, daß deutsche Kunst und deutsche Wissenschaft bestimmt sind den deutschen Staat zu schmücken und zu verklären und ihn zu bewahren vor jener einseitig realen Entwickelung, welche dem Römertum ewig angehaftet hat. Daß wir dies sagen dürfen, das danken wir unserem Herrscherhause, zunächst dem Vorkämpfer des deutschen

Volkes in seinen letzten Schlachten, dem Kaiser Wilhelm. Wir Deutschen sind ein treues Volk, und dürfen uns dessen rühmen und freuen. Wir hadern über die meisten Dinge, menschliche wie göttliche: in der Treue gegen unseren Herrscher finden wir uns zusammen. Hier gibt es keine Parteien und keine Konfessionen; wer das Gegenteil sagt, der sagt mit Bewußtsein die Unwahrheit. In diesem Zeichen haben wir gesiegt und werden wir, sollte es nötig sein, wiederum siegen.

REDE

ZUR FEIER DES GEBURTSTAGES DES KAISERS

19. MÄRZ 1885*).

Wenn Seine Majestät unser Kaiser und König an dem Tage, zu dessen Vorfeier wir heute vereinigt sind, zurückschaut auf einen Lebenslauf von seltener Ausdehnung und fast unerreichter Herrlichkeit, so tut es dem Glanze dieses Lebenslaufes keinen Eintrag, daß der Morgen in Wolken gehüllt war und er jetzt einer der sehr wenigen ist, in welchen die Erinnerung der bangen Jahre tiefer Demütigung und drohender Vernichtung des eigenen Staates noch persönlich lebt. Wohl bleibt der Rückblick auf jene Zeit immer eine ernste aus Freude und Schmerz, aus Stolz und Beschämung gemischte Empfindung. Es kann nicht vergessen werden, daß die besten Männer und die besten Frauen, eben die, welche am meisten und am reinsten den Umschwung der Dinge gefördert hatten, ihn nicht erleben durften, daß nicht alle die Kränze tragen sollten, die sie gewonnen hatten. Es kann noch weniger vergessen werden, daß auf die Epoche der Königin Luise und Scharnhorsts diejenige gefolgt ist, in welcher unser Staat die Fridericianische Erbschaft zu verleugnen schien. Scheint es doch zu den schweren Gesetzen der Weltgeschichte zu gehören, daß Aufschwung und Rückgang miteinander abwechseln müssen. So folgte in Athen auf die gewaltige Erhebung der gesamten Nation gegen die andringende Woge der Fremdherrschaft die Epoche der inneren

*) Sitzungsberichte d. K. P. Akademie d. Wissenschaften 1885 S. 215—223.

Spaltung und des Bürgerkrieges, in welchen die kurze Blüte hellenischer Herrlichkeit zu Grunde ging. So brach das römische Bürgertum, nachdem es der Orientalen des Occidents sich mannhaft erwehrt und die Übermacht des bürgerlichen Gemeinwillens über die Heldenkraft des einzelnen Genies glänzend erwiesen hatte, zuerst in dem erschlafften Regiment der Oligarchie, dann unter wüsten Partei- und Prätendentenkämpfen in sich selbst zusammen. So folgte auf den gewaltigen Lord Protector des Brittischen Reiches, den Eckstein, an welchem die Übermacht des katholischen Südens zerschellte, den Mann, auf dessen Taten die Weltstellung Englands noch heute ruht, die Reaktion unter den letzten beiden Stuarts, die nahe daran war die gebrochenen Ketten aufs neue zu schmieden. So folgte auf die glorreichen Jahre, in denen alle geistigen und sittlichen Kräfte des preußischen Volkes sich entfesselten und während deren unser jetziger Herrscher zum ersten Male für die Seinigen und unter ihnen stritt, jene traurige Zeit der kümmerlichen Erschlaffung, des Versagens der Kraft und des Verzagens auch der Besseren, der Verfolgung ebenderjenigen Ideen und Männer, durch welche der große Erfolg gewonnen worden war, bis dann, als Kaiser Wilhelm die Zügel ergriff, Schwert und Feder wieder die Anknüpfung fanden an achtzehnhundertfunfzehn. Wir gedenken heute in Dankbarkeit auch jener schweren Zeiten; denn sie lehren uns, daß in einer Nation, die der eigenen Kraft vertrauen darf, wie kein Erfolg vollkommen, so auch kein Rückschlag dauernd ist.

Aber wir mögen auch heute wohl weiter in die Vergangenheit zurückgreifen und in unserem gefesteten und geschlossenen Deutschen Reiche uns erinnern an die Jugendfahrten der Nation, als sie übermütig und man möchte sagen leichtsinnig in die alternde römische Welt hineingriff und dort Königreiche gründete, die dann größtenteils nicht viel längere Dauer und nicht größere Bedeutung gehabt haben als diejenigen, welche viele Jahrhunderte später infolge der Kreuzzüge im Orient aus dem Boden sprangen. Die geschichtliche Bedeutung dieser Heerfahrten wird meistens über-

schätzt; aber wie in späteren Jahren man des Mutes und des Übermutes und selbst der Torheiten der Jugend nicht ungern gedenkt, so lassen wir jetzt uns gern davon erzählen, daß das schöne Toulouse, jener alte Ursitz der provençalischen Muse und heute ihre letzte Freistatt, in der großen Geschichte zuerst eine Rolle spielt als die Königsstadt eines deutschen Schwarmes, dessen Führer vor anderthalb Jahrtausenden von dort aus über den französischen Südwesten geboten und daselbst für ihre Goten wie für die Römer Recht sprachen und Hof hielten.

Wir besitzen eine aus der unmittelbaren Anschauung gegriffene Schilderung von dem Treiben an diesem Hofe, von einem vornehmen Römer herrührend, der selbst in dem Zusammenbruch der Kaiserherrschaft in der Provence eine tätige Rolle gespielt hat und in dessen Prosa und Versen neben der unvermeidlichen rhetorischen Palette die Farben der Wirklichkeit weniger als anderswo mangeln. Dieser Römer ist Gaius Sollius Apollinaris, nach der Sitte dieser Zeit gewöhnlich mit seinem Wahlnamen Sidonius genannt, heimisch in Lyon, entsprossen einem vornehmen gallischen Hause — durch drei Generationen hatten seine Vorfahren in Gallien das oberste Reichsamt verwaltet und auch er selbst hatte nach der Weise der Zeit seine Laufbahn am kaiserlichen Hofe begonnen, wahrscheinlich wie sein Vater als einer der zahlreichen *tribuni et notarii*, das heißt der Kabinettssekretäre mit Offiziersrang. Früh vermählt mit der Tochter eines der vornehmsten Männer Galliens, des Maecilius Eparchius Avitus, welcher bald nachher selbst auf kurze Zeit den Kaiserthron bestieg, gelangte er rasch zu den höchsten weltlichen Ehren und Ämtern, trat aber dann, etwas über vierzig Jahre alt, über in den geistlichen Stand. Seit drei Generationen gehörte seine Familie zu der Christengemeinde; wie denn der gallische Adel in der Epoche des Theodosius und seiner Söhne etwas früher noch als der italische dem alten Glauben sich abgewandt hat. In dieser Zeit am Ausgang des fünften Jahrhunderts, wo die Macht und das Ansehen des Klerus mit dem Sinken der Staatsgewalt in die Höhe gekommen war, war es nicht ungewöhnlich, daß ange-

sehene Männer in vorgerückterem Alter die säkularen Ehren mit dem Bischofsstab vertauschten; Sidonius selbst ermahnte späterhin wohl seine gleichgestellten Freunde zu solchem Wechsel. Das alte Augustonemetum oder, wie es in dieser Zeit heißt, die Arvernerstadt, das heutige Clermont in der Auvergne, die Heimat seiner Gattin, wählte ihn zu ihrem Bischof. Es war kein Amt des Friedens, das er übernahm. König Eurich, der damalige tatkräftige Herrscher der Westgoten, strebte mächtig nach der Arrondierung seines Gebietes. Er betrachtete sich nicht mehr als römischen Feldhauptmann, sondern als unabhängigen Landesherrn, und wie Toulouse, Bordeaux, Narbonne ihm gehorchten, so erschienen ihm als die natürlichen Grenzen seiner Herrschaft die Rhone und die Loire.

Weit vom Ziele war er nicht. Damals gebot jenseit der Loire in dem gallischen Brittenland, der heutigen Bretagne, der Fürst der Britten, der noch festhielt an der Untertänigkeit gegen Rom; jenseit der Rhone der Fürst der Burgunder, der ebenfalls noch sich als römischer Feldhauptmann gerierte, obgleich er es der Stadt Vaison sehr übel nahm, daß sie Miene machte mehr dem italischen Kaiser als ihm zu gehorchen; im Norden herrschten die Franken unabhängig von Rom gleich den Goten Eurichs. Westwärts von der Loire war Clermont die einzige zu der Zeit, als Sidonius Bischof ward, noch zu dem italischen Kaiser stehende Stadt; gern, so sagt er uns, hätten die Goten selbst Septimanien, den Küstenstrich um Narbonne, hingegeben, um den Abschluß ihrer Herrschaft in der Auvergne zu gewinnen. König Eurich, erzählt Gregor von Tours, setzte den Victorius zum Statthalter über die sieben Städte, das heißt über die ehemals römische Provinz Aquitania prima, zu welcher mit sieben anderen die Arvernerstadt gehörte, und befahl ihm sich dieser noch fehlenden achten zu bemächtigen. Zahlreiche Briefe besitzen wir, welche die Leiden der Belagerung, die Drangsal durch die feindlichen Goten und die fast ebenso schwere Plage der burgundischen Verteidiger, die zerstörten Mauern, die Krankheiten, die Hungersnot wenn nicht schildern, doch andeuten; denn sowohl während der Zeit wie nachher war es nicht

ohne Gefahr über solche Vorgänge zu korrespondieren und zu publizieren. Die Führer der Verteidigung waren Ecdicius, des Sidonius Schwager, ein Sohn jenes ephemeren Kaisers Avitus, und neben ihm der Bischof der Stadt, eben unser Sidonius. Aber sie unterlagen. Ecdicius ging nach Italien, um des dortigen Schattenkaisers Nepos Hülfe, natürlich vergeblich, anzurufen. Sidonius suchte seinen Frieden zu machen; er feiert den Grafen Victorius als seinen weltlichen Schutzherrn und seinen geistlichen Sohn, ungeachtet derselbe vermutlich wie die Goten überhaupt ein arianischer Ketzer und also schlimmer war als ein Heide. Aber dies schützte ihn nicht vor der Ausweisung. So kam er in Bordeaux mit König Eurich zusammen und als vornehmer Besiegter gewissermaßen an dessen Hof, den er eingehend in einem prosaisch-poetischen Schreiben schildert. Bei dieser Schilderung gestatten Sie mir einen Augenblick verweilen zu dürfen; sie hat eine gewisse Aktualität und führt ein in die Lage der Dinge.

Der Gotenkönig ist ein viel umworbener Mann. Um das Jahr 476, wo der Brief geschrieben ward, verkehren an seinem Hofe die Germanen alle, die in Gallien hausen: der lange Burgunder, der von den Goten kürzlich besiegte Franke, der Sachse, den das Piratengewerbe bis an diese Küste führt, selbst der ferne Heruler, zu jener Zeit wahrscheinlich noch an der Ostsee heimisch, aber auch vertreten unter den Mannschaften, mit denen Odoaker ebendamals den letzten Rest des italischen Römerstaates über den Haufen warf. Die Ostgoten, die fünfundzwanzig Jahre zuvor unter dem Hunnenfürsten Attila mit nach Gallien gezogen und mit diesem auf dem Schlachtfelde von Chalons von den vereinten Römern und Westgoten überwunden worden waren, suchen jetzt, infolge ihrer Trennung von den Hunnen nach dem Tode Attilas, gegen diese die Hülfe der westlichen Stammgenossen nach. Man erkennt, daß den barbarischen Hunnen gegenüber Römer und Germanen natürliche Verbündete sind. Aber nicht bloß die Germanen finden sich ein; auch die Herrscher des Römerreichs sind vertreten. Eurich wird, so sagt der Dichter, angefleht, daß die mächtige Garonne

den schwachen Tiberstrom mit ihren Lanzknechten möge verteidigen helfen; und mit diesen Bitten der Römer vereinigen sich die des Perserstaats. Wahrscheinlich bezieht sich dies auf die Sperrung der Kaukasuspässe gegen die Bulgaren, wobei Römer und Perser gleichmäßig interessiert waren und über die in diesen Jahren zwischen diesen Großmächten vielfach verhandelt ward. Die Perser forderten von dem Kaiser des Ostreichs Leo zur Besetzung dieser Pässe Unterstützung an Geld oder Mannschaften; und es ist den Verhältnissen dieser Zeit wohl angemessen, daß beide deswegen gemeinschaftlich bei König Eurich angeklopft haben. Bei dieser weitausgreifenden Schilderung darf allerdings nicht vergessen werden, daß der verbannte Bischof in seinen Versen sich beklagt zwei Monate vergeblich auf Audienz bei dem allzu beschäftigten König zu harren, während die unterjochte Welt allerseits dessen Gutfinden einhole, und daß er diese Verse zwar an einen Professor der berühmten Lehranstalt von Bordeaux adressiert, aber ohne Zweifel sie bestimmt waren dem König vor die Augen zu kommen. Selbstverständlich wurden unter diesen Umständen die enkomiastischen Farben nicht gespart und völlig so, wie es hier erscheint, werden die Fäden der Weltpolitik wohl nicht in der Hand des gotischen Volksfürsten gelegen haben. Aber immer gibt der Brief eine Ahnung von der Mächtigkeit und dem Zusammenhang des Völkergewoges, dessen Wellen damals vom Kaukasus bis zu den Pyrenäen schlugen.

Merkwürdiger noch als die germanische Hofhaltung im fremden Land ist die Stellung, welche die Germanen einnahmen gegenüber der römischen Civilisation. Sidonius ist ein rechtes Musterexemplar der vollendeten Bildung, wie diese Zeit sie kannte. Nicht als ob er ein hervorragendes Talent gewesen wäre, wie ja denn der recht gebildete Mann gerade deswegen mit recht geringem Talent auszukommen vermag; aber was damals gelehrt und gelernt ward, ist ihm in reichlichster Quantität und bester Qualität zu teil geworden. Griechisch konnte er wenigstens so viel, um die berühmten Namen aller Gattungen auf seine rhetorischen Schnüre zu ziehen und für

jeden derselben einen Gemeinplatz zur Hand zu haben; die Literaturgeschichte jener Zeit überhob mehr noch als die heutige das Publikum der Unbequemlichkeit die Bücher selber zu lesen. Auch wenn sein Sohn ihm eine Terenzische Komödie vorlas, hatte er die entsprechende des Menander in der Hand und las vielleicht auch darin nach — wenigstens sagt er es. Die lateinischen Schulbücher, dieselben, die es heute noch sind, Cicero, Virgil, Horaz, Juvenal sind ihm geläufig; mit den übrigen Schriftstellern hält er es wie mit den Griechen. Er war ein vielbewunderter Poet und Stilist; wenn uns die Gedanken gering erscheinen und die Form gewunden und verdreht, oftmals in dem Grade, daß bei wörtlicher Übersetzung es schwer fällt ernsthaft zu bleiben, so hat er das mit anderen ihrer Zeit berühmten und gleich ihm aus der Mode gekommenen Mustern gemein. Aber er war nichts weniger als ein Stock, ein guter Gesellschafter, ein Meister des Ballspiels und des Würfelns; er erzählt in seiner lebendigen Schilderung des westgotischen Fürsten Theoderich, wie häufig er sich von diesem habe bei dem Würfelbecher besiegen lassen, um die gute Laune desselben für seine Anliegen zu benutzen. Auch als Bischof verleugnet er seine Lebensstellung und seine Lebensart nicht. Er verschwört zwar das Versemachen und manche andere Weltlichkeiten, und hat auch diesen Schwur mit einigen Ausnahmen gehalten; aber er faßte sein geistliches Amt in praktischem Sinne auf, so wie es in der damaligen Zeit aufgefaßt werden mußte. An einer merkwürdigen Stelle spricht er sich aus über den Gegensatz des guten Bischofs und des guten Abts, des Geistlichen und des Mönchs: der heilige Antonius und der heilige Macarius, meint er, verständen es wohl, bei dem himmlischen Richter Fürbitte für die Seelen zu tun, aber nicht, wie der Bischof es soll, für den Leib bei dem irdischen; in zahlreichen einzelnen Fällen erkennt man, wie bei dem Zusammenbruch der weltlichen Ordnung die tüchtigen Bischöfe die Rechtspflege und die Sittenzucht energisch und erfolgreich in die Hand nehmen und den Gewalthabern gegenüber die innere Ordnung und den Frieden des Landes einigermaßen aufrecht halten.

Diese höhere Civilisation ist es denn auch, welche in dem nationalen Konflikt den Überwundenen sowohl als Wehr dient wie als Waffe. Von allen Schriftstellern, in denen sonst dieser Konflikt sich spiegelt, ist an vornehmer Herkunft und völliger Durchbildung keiner mit Sidonius auch nur entfernt zu vergleichen; und wie gering man vom absoluten Standpunkt aus über seine literarischen Arbeiten denken mag, nirgends verfolgt man so deutlich wie bei ihm den merkwürdigen Prozeß nicht so sehr der Germanisierung der Römer als der Romanisierung der Deutschen.

Das in Aquitanien errichtete Königtum gehorchte wohl einem germanischen Fürstengeschlecht; in der Tat trägt es mehr den Charakter einer unter einem dreisten und glücklichen Offizier selbständig gewordenen römischen Provinz als den eines auf einer verschiedenen Nationalität fußenden Reiches. Sprache und Sitte, Gesetze und Gerichtsform, Militär- und Civilverfassung wurden im wesentlichen übernommen. Im Militärwesen freilich treten die Heerhaufen, welche im römischen Reich als Bundesmannschaften, *foederati* neben den eigentlichen Reichstruppen und wenigstens dem Namen nach an zweiter Stelle gestanden hatten, jetzt an den ersten Platz und gelten formell als die eigentlichen Königssoldaten. In der Civilverwaltung fehlen die auf den großen Reichskörper zugeschnittenen Rangklassen und die Spitzen der Beamtenhierarchie; aber dem Wesen nach wurde die sehr ausgebildete Bureaukratie, also nach damaligen Verhältnissen das Wesentliche des Regiments, auf die neuen Königreiche übertragen. Deutlich tritt uns dies in einzelnen Persönlichkeiten entgegen, zum Beispiel in Leo von Narbonne, nächst König Eurich dem einflußreichsten Mann des damaligen Gotenreichs: er war ein vornehmer Römer, ein Nachkomme des berühmten Redners und Konsulars der Antoninischen Zeit Marcus Fronto, seiner Stellung nach Advokat und neben seiner Rechtskenntnis gefeiert als eleganter Poet. Dieser verwaltete bei König Eurich nicht dem Namen, aber der Sache nach das Amt des Chefs des Civilkabinetts, nach römischem Ausdruck des *quaestor sacri Palatii;* die Erlasse des germanischen Fürsten, sowie die

von demselben öffentlich zu haltenden Reden wurden von diesem römischen Literaten konzipiert, auch die diplomatischen Verhandlungen großenteils durch ihn geführt, zum Beispiel die sehr wichtige, welche nach der Wegnahme von Clermont mit dem römischen Hofe stattfand. Der Verbindung mit ihm, welche wieder auf des berühmten Bischofs literarischer Geltung beruht, verdankt Sidonius die rücksichtsvolle Behandlung, welche ihm nach der Unterwerfung der Auvergne von den westgotischen Siegern zu teil ward. Er wußte es wohl, worauf er sich stützen durfte. Einem der Professoren der Rhetorik, die unter westgotischer Herrschaft lehrten, schreibt er, daß jetzt, nachdem die Beamtenhierarchie gefallen sei, welche früher die Stände geschieden, das heißt die formellen nach den Ämtern abgegrenzten Rangklassen der späteren Kaiserzeit, die gute Herkunft allein noch an der Bildung erkannt werden könne und inmitten der siegreichen, aber unrömischen, nämlich ungebildeten Fremden die Schule allein den alten Adel noch auszeichne. Es war dies vollkommen richtig, auch im Sinne der Germanen. Wenn er seinem keineswegs bloß römischen Publikum gegenüber sich aufhält über die rohen Burgunder, ihre Mahlzeiten von Knoblauch und Zwiebeln, ihre von gar nicht parfümiertem Fett triefenden Locken und ihre barbarische Länge; wenn er versichert, daß er zu viel deutsche Worte hören müsse, um lateinische Hochzeitsgedichte machen zu können, so erkennt man eben hier recht deutlich, daß dies auch für die vornehmen Westgoten eine Höflichkeit war und Fürsten und Adlige hier die römische Bildung wenn nicht erwarben, doch wenigstens umwarben. Selbst im östlichen und nördlichen Gallien, wo infolge der bei weitem geringeren Intensität der römischen Civilisation das germanische Wesen mehr den nationalen Stempel bewahrte, war es im Grunde nicht anders. In diesen Gegenden lebte ein anderer Landsmann und Freund des Sidonius und gleich ihm dem höchsten gallischen Provinzialadel angehörig, Syagrius aus Lyon; dieser verstand, wie Sidonius sagt, so gut deutsch wie die Germanen selbst und stand bei ihnen in hohem Ansehen, weil er ihnen die Briefe verdolmetschte, die an

sie gelangten und ihnen bei der Abfassung ihrer Gesetze behülflich war, so daß er, heißt es, beinahe ein burgundischer Solon genannt werden könne. Hier sieht man, aus welchen Kreisen und Richtungen die lateinisch abgefaßten Volksrechte der Franken und der übrigen germanischen Stämme hervorgegangen sind, und fängt an zu begreifen, warum die letzten Sprossen der sinkenden römischen Civilisation doch noch vermochten die Keime der neuen Welt zu umranken und auch die eigentlich germanische Entwickelung durch ein halbes Jahrtausend und mehr in ein barbarisch lateinisches Gewand zu hüllen.

Die sogenannten germanischen Staaten des Südens, in Südfrankreich, Spanien, Italien, Afrika sind in der Tat wesentlich nichts als Trümmer des zusammenbrechenden römischen Reiches. Sowie die Centralgewalt in unfähige Hände gerät, stellt die gleiche Erscheinung sich ein, daß die Massen auseinanderfallen. Die Aufgabe des römischen Weltherrschers durfte wohl verglichen werden mit dem Helios der Mythe, der den Sonnenwagen lenkt; so wie Phaethon die Zügel faßt, bricht das Gefährte zusammen. Unter Gallienus und unter Honorius sind es römische Feldherren, die die Sonderherrschaft im Westen aufrichten, nicht so sehr aus Unabhängigkeitsdrang als im Drange der harten Not, welche den Schutz gegen die Barbaren nicht mehr bei dem Reiche findet und deshalb versucht, sich auf die eigenen Füße zu stellen und sich selber zu schützen. Später, wo die fremden Offiziere und die ausländischen Truppen eine größere Rolle im römischen Heere spielen, vollzieht sich die gleiche Bewegung unter deutschen Führern und in der Form der Bildung deutscher Königreiche; im Westen aber unterscheiden diese sich wenig von ihren römischen Vorgängern. Wohl gehören die gewaltigen Recken, die weisen Ordner dieser Staaten auch uns an als unsere Altvordern; aber wir gedenken ihrer wie verschlagener Auszügler in die Fremde, nicht unter den Gründern unsers Volkstums. Sie haben das nicht gewollt und konnten es nicht wollen. Wie der junge Strom nach allen Seiten überschäumt und seine Sprühe weithin wirft, so sind damals ger-

manische Splitter bis an und über das Mittelmeer geflogen; aber gekeimt haben sie nirgends, am wenigsten heimische Saat ausgesät. Der Gedanke, ein Weltreich zu gründen, ist nicht germanisch oder, soweit er germanisch geworden ist, von dem römischen Kaiserstaat übernommen. Unser Volk hat dergleichen Pläne nie wirklich verfolgt und je klarer wir über unser Wesen und das Wesen der Dinge geworden sind, desto entschiedener weisen wir solche Ziele ab. Träume darf man sie freilich nicht nennen. Wenn alle Friedenskongresse nur die Zahl der schönen Worte vermehren werden, so ist das Weltreich allerdings der Weltfriede. Wenn man, wie die Römer es taten, von dem Recht des Stärkeren die letzten Konsequenzen zieht und die Überwindung des Gegners zur Vernichtung steigert, so wird diesem Wege zum ewigen Frieden, wie man auch sonst über ihn denken mag, die praktische Durchführbarkeit nicht abgesprochen werden können. Die Geschichte der römischen Kaiserzeit gibt für dieselbe den tatsächlichen Beleg, allerdings aber auch die Kritik; denn wenn also eine Nation bereichert wird, so vergeht eben die göttliche Welt mit ihrer glänzenden Mannigfaltigkeit und wohl tritt ein Frieden ein, aber der Frieden des Grabes. Wer oberflächlich die Geschichte und die geschichtlichen Karten betrachtet, kann auf den Gedanken kommen, als ob ähnliche Ideen bei Herrschern wie Eurich und Theoderich gewaltet hätten; bei schärferem Zusehen verschwindet der Schein. Weit eher könnte unsere heutige Civilisation, die allgemeine Gleichartigkeit der Kultur im europäischen Staatengebiet und die enge Verschlingung aller materiellen Interessen die Frage hervorrufen, ob nicht die Dinge sich hinneigen zu einer Analogie jenes lateinisch-griechischen Staatenkomplexes, mit welchem die antike Kultur abschloß. An das Schicksal gestellt ist dies eine Frage ohne Antwort; für die Gegenwart aber ist die Antwort leicht. Wir wissen es, daß unsere ganze Nation durchdrungen ist von der Empfindung des ungeheuren Unglücks, welches über die Welt kommen würde, wenn also durch Ströme von Blut dieselbe zur einheitlichen Öde gemacht würde. Wir wissen es, daß unsere Staatsmänner und an

ihrer Spitze der hohe Herr, dessen Feier wir heute begehen, das Heil der Nation in der Beschränkung auf die eigenen Grenzen erkennen. Wir wissen es alle und danken es ihm alle, daß unser Kaiser und Herr von all seinen Siegen nichts höher schätzt, als daß sie ihm das Recht und die Macht gaben der Hort des Weltfriedens zu heißen und zu sein.

REDE
ZUR FEIER DES GEBURTSTAGES FRIEDRICHS DES GROSZEN
21. JANUAR 1886*).

Der große Herrscher, dessen Gedächtnis nicht bloß in unserem akademischen Kreise und seiner statutenmäßigen Feier, sondern in der lebendigen Empfindung der deutschen Nation fortlebt und leben wird, mochte wohl sich selbst und seinen Zeitgenossen eher gekommen scheinen, um Deutschlands einheitliche Entwickelung zu zerstören als um sie zu erfüllen. Im schärfsten Gegensatz trennte der Teil sich vom Ganzen, der gekrönte Markgraf vom heiligen Reiche; der ständischen Libertät, der strengen Abgrenzung der Einzelrechte gegenüber entwickelte sich schroff und herrisch die autonome Fürstengewalt, die keine Schranke kennt als das eigene Pflichtgefühl; die konfessionelle Orthodoxie, bis dahin das Fundament der katholischen wie der protestantischen Staatsentwickelung, wich der indifferenten Toleranz; in Handel und Wandel, in Literatur und Kunst bewegte auf neuen Wegen sich eine junge Welt, mehr bestimmt durch die Einwirkung der französischen und der englischen Zeitgenossen und durch die Nachwirkung der römischen und der griechischen Kultur als durch die Vergangenheit der eigenen Nation, und der herrlichen Leistungen der Vorfahren beinahe vergessend. Berlin entstand, nicht auf den Spuren Nürnbergs; so notwendig jenes die Residenz seiner Fürsten wie dieses freie Reichsstadt, und doch nicht minder wie dieses durch die Selbständigkeit und die Eigenart seiner Bürger getragen, die im Un-

*) Sitzungsberichte d. K. P. Akademie d. Wissenschaften 1886 S. 39—46.

glück zuverlässigste, die treueste, die freieste und die mächtigste Bürgergemeinde der Nation.

Aber diesmal wurde mit der gerade laufenden Entwickelung nur gebrochen, um sie, die als solche unmöglich geworden war, in anderer Weise wiederaufzunehmen. Das achtzehnte Jahrhundert sah die Umwandlung des Markgrafen von Brandenburg in den König von Preußen, das unsrige die des Königs von Preußen in den Kaiser von Deutschland. Berlin ist geworden, was das alte Deutsche Reich nie gehabt hat und nicht haben konnte, des neuen Reiches Hauptstadt. Das durch selten günstige Fügung unserem Herrscher und seinem Volke beschiedene Fest, welches wir vor wenigen Tagen gefeiert haben, war es ein preußisches oder ein deutsches? wer hat die fünfundzwanzigjährige Regierung des Königs von Preußen anders feiern können als in dem Gedanken, daß eben er der erste Kaiser von Deutschland ist, daß, was in der Zeit der Ottonen und der Zeit Luthers nur halb gelang, jetzt sich so weit erfüllt hat oder erfüllen wird, als es nach dem Wechsel der Jahrhunderte noch erfüllt werden kann? Ahnungsvoll fand sich einst das deutsche Gemeingefühl wieder zusammen in dem Stolz auf den Helden des Siebenjährigen Krieges; jetzt gehört er ganz der deutschen Nation und ist ein bester Teil ihrer Vergangenheit geworden.

König Friedrich schließt die Memoiren seines Hauses mit dem Hinweis darauf, daß wer unter dem Eichbaum Schatten findet, auch die Eichel ehren möge; in diesem Sinne wird es gestattet sein, eben an dem heutigen Tage zurückzublicken auf unseres Volkes Anfang. Unter die wenigen Glücksfälle, die unserer historischen Überlieferung beschieden waren, zählt es, daß wir besitzen, was kein anderes Volk besitzt, eine lange vor dem Beginn unserer eigenen literarischen Civilisation verfaßte, aus einem älteren Kulturkreise übrig gebliebene Aufzeichnung über die Eigenart der damaligen Germanen; eine Arbeit, etwa wie wenn ein Phönikier uns Hellas beschrieben hätte zu der Zeit, wo das Königsschloß von Tirynth gebaut ward oder ein Grieche aus Kyme uns berichtete

über das Rom der zwölf Tafeln. Es ist kaum zu tadeln, daß die Germania des Tacitus von unseren Forschern nicht mit der gleichen kühlen Unbefangenheit betrachtet wird wie andere Überlieferungen; nicht gern gestehen wir es uns ein, daß auch an diesem unschätzbaren Kleinod recht schwere, dem Gefühl ebenso störende wie die Brauchbarkeit beeinträchtigende Mängel haften. Indes nicht bei diesen will ich heute verweilen, sondern nur mit einigen Worten den Platz bezeichnen, welcher diesem Schriftwerke in der Literatur seiner Zeit zukommt.

Die Frage, was Tacitus mit der Germania gewollt hat, kann nicht beantwortet werden, ohne daß man vorher sich vergegenwärtigt, was seine Schriftstellerei überhaupt bezweckt; und darüber laufen meist nur halb richtige Vorstellungen um. Nichts ist evidenter, als daß sein Motto *sine ira et studio* wohl in individueller Beziehung wahr ist, denn er war ein ehrlicher Mann, aber diejenige Liebe und derjenige Haß, die aus der sittlichen Empfindung entspringen, die rechten Musen dieses antiken Schlosser sind und eben bei ihm nicht etwa auf Klassen oder Parteien, sondern durchaus auf Personen sich richten. Die Sympathie der vielen Leser und die Antipathie der wenigen Forscher für und gegen seine Eigenart ruhen eben auf diesem Grunde. Aber ein Tendenzschriftsteller ist er nicht, wenigstens nicht in dem Sinne, daß er einer einzelnen Staatsform oder einer politischen Partei besondere Gunst zuwendet oder gar Gedanken praktischer Reform zwischen seinen Zeilen zu finden sind.

Sehr mit Unrecht hat man ihn wohl einen aristokratischen Oppositionsmann genannt. Wer ihn aufmerksam liest, inbesondere die Rückblicke auf die Vergangenheit Roms erwägt, wird vielmehr finden, daß er für Marius wie für Sulla gleichmäßigen Tadel hat und seine beste Staatsform vielmehr beruht auf der Durchdringung des demokratischen, des aristokratischen und des monarchischen Staatswesens und der dadurch herbeigeführten Vereinigung der guten und Niederhaltung der üblen Elemente eines jeden einzeln genommen. Aber wenn diese Anschauung nichts ist als das schon

von Polybios ausgeführte und in den römischen Kreisen ein für allemal vorwaltende konstitutionelle Ideal, so ist es Tacitus eigen, oder sagen wir vielmehr der leidige Vorzug der durch den Zusammenbruch der Republik erzogenen Generationen, dies Ideal als solches zu erkennen in seiner praktischen Undurchführbarkeit. 'Die also geordnete und zusammengegliederte Verfassungsform', sagt er selbst, 'ist es leichter zu preisen als tatsächlich herzustellen, oder, wenn sie ja hergestellt wird, ist sie nicht von Dauer.' Von diesem Grundgedanken entfernt der Historiker auch in der Darstellung sich nirgends: ein langsames Aufblühen, ein kurzer Moment der Blüte, ein langes und schwer zu tragendes Verwelken — das ist seine Anschauung von der Geschichte seines Landes. Hat er für die Massen und ihre Aspirationen nur die exklusive Verachtung der höheren, vornehmlich auf ihre geistige Bildung stolzen Kreise, so findet sich ebensowenig eine Hindeutung auch nur darauf, daß er die nominelle Mitherrschaft des damaligen Senats politisch ernsthaft genommen hat. Als praktisch möglich erscheint ihm nichts als die Monarchie, und eine andere Schranke gegen deren Mißbrauch, als die durch die Individualität des Herrschers gegebene, gibt es für Tacitus nicht. Insofern ist er schlechterdings und unbedingt ein Monarchist; und es ist nur ein Ausfluß seiner ernsten monarchischen Gesinnung, daß er über den schlechten Monarchen mehr als über jede andere Persönlichkeit die volle Schale seines sittlichen Zornes ausgießt.

Aber Liebe und Neigung kommen bei Tacitus' monarchischer Gesinnung nicht ins Spiel. Die Legitimitätsempfindung, welche dem Julischen Hause gegenüber eine Rolle in der Geschichte gespielt hat, hat sich auf die folgenden Dynastien wenig oder gar nicht übertragen und Tacitus wenigstens ist sie völlig fremd; die Katastrophen unter Nero und Domitian erscheinen ihm als der Bankerott des Systems der monarchischen Erbfolge. Selbst die — durch die seltsame Ordnung des römischen Prinzipats allerdings in sich selbst untergrabene — Legitimität des zeitigen Herrschers für seine Lebensdauer ist für diesen Monarchisten viel mehr eine

Macht- als eine Rechtsfrage. Die Behauptung, daß die Anhänger von zwei gleich schlechten kaiserlichen Rivalen daran gedacht hätten beide durch Übereinkunft gleichzeitig zu beseitigen, erklärt er deshalb für wenig wahrscheinlich, weil die Zeiten für einen solchen tapferen Entschluß zu weit heruntergekommen seien; und indem er von dem Herrscher Rechtschaffenheit und Tüchtigkeit fordert, zieht er daraus ziemlich unverhohlen die bedenkliche Konsequenz, daß derjenige Kaiser zu beseitigen sei, der das Erforderliche nicht leistet. Damit im Einklang erkennt er die einzig mögliche Garantie der persönlichen Tüchtigkeit des Herrschers in dem Aufgeben der Erbfolge und in der Bestellung des Nachfolgers durch den zeitigen Herrscher nach freier Wahl, eben in dem System, welches in der Tat mit Kaiser Nerva zur Herrschaft kam und dem römischen Staat beinahe ein Jahrhundert der Stabilität verschafft hat. Tacitus ist Monarchist, aber aus Not, man könnte sagen aus Verzweiflung. Mit erschreckender Klarheit erkennt er nicht bloß den Verfall des Reiches, sondern auch dessen Unabwendbarkeit. Es geht zu Ende mit Rom oder vielmehr mit Italien; dem Anschwellen des hauptstädtischen Pöbels geht die Entvölkerung des Landes zur Seite; für die Entwickelung der Provinzen hat er kein Auge oder, vielleicht richtiger gesagt, kein Herz. Nirgends ist dies deutlicher ausgesprochen als eben in der Germania; 'möchten', ruft er aus, 'die Germanen fortfahren sich untereinander zu befehden; denn das Verhängnis unseres Staates naht heran und besseres kann uns das Schicksal nicht gewähren als dauernde Zwietracht unserer Feinde.' In jener merkwürdigen Auslassung über sich und seine Zeit und über die Stellung des Geschichtschreibers früher und jetzt weist er hin einerseits auf die gewaltigen Völkerkämpfe und die mächtigen ständischen Konflikte der Republik, andererseits auf die durchaus mit den alten Lorbeeren sich bescheidende Gegenwart, die geringen Kriege, die geringeren städtischen Händel, und wenn er die Geschichte auch der Kaiserzeit der Darstellung nicht unwert erklärt, so nennt er sie doch mit bitteren Worten eine enge und ruhmlose Aufgabe. Für diese Zeit des äußeren und

inneren Verfalles ist der Ausdruck die Monarchie, nicht minder unabwendbar wie der Verfall und nicht minder unerfreulich. Sie ist der Gegenwart unentbehrlich wie die Krücke dem Greise; aber mit der schmerzlichen Sehnsucht nach der unwiederbringlich verlorenen Jugend trägt dies Geschlecht die Bürde seines Alters und grollt dem Stabe, der es stützt.

Eine der Konsequenzen dieser Zustände, und nicht die am wenigsten leidige, ist die Gleichgültigkeit gegen die politischen Verhältnisse der Gegenwart, welche die gesamte Kaiserliteratur beherrscht. Unter der Republik finden wir das Gegenteil. Von dem älteren Cato und den Gracchen an bis hinab auf Cicero und Cäsar, Catull und Sallust ist die Politik das Lebenselement der römischen Schriftstellerei. Aber mit einem Schlage wird es dann anders, sicher nicht durch äußeren Druck, sondern durch den schlimmen Ekel, den die Bürgerkriege hinterließen, und die schlimmere Teilnahmlosigkeit an den öffentlichen Dingen, welche das Kaiserregiment erzeugte und begünstigte. Gelegentlich fanden wohl noch, wenigstens unter der ersten Dynastie, Reminiscenzen aus der republikanischen Epoche literarische Vertretung, und zu keiner Zeit fehlte es besonders in der griechischen Reichshälfte an Übungen im schlechten Stil, wie sie zum Beispiel der armenische Krieg des Verus massenhaft hervorrief. Aber ernstlich sich um die Dinge zu kümmern wie sie waren, war nicht mehr zeitgemäß; nicht die Diskretion allein schloß den Freunden des Mäcenas und dem Minister Neros darüber den Mund; das politische Lied und nicht minder die politische Prosa fanden kein Publikum mehr. Dies gilt auch von Tacitus, obwohl er die Geschichte seiner Zeit schreibt. Er verachtet selber seine enge und ruhmlose Arbeit; der Inhalt seines Werkes ist ihm gleichgültig oder widerwärtig. Es gab Fragen genug selbst in der greifbareren äußeren Politik, zu denen der Historiker Stellung nehmen mußte; Tacitus hat es weder in Britannien noch in Armenien getan. Tat er es in der Germania? Der Moment, in dem er schrieb, legte dies nahe genug. Ebendamals befand sich der neue Kaiser Traianus, der wenigstens

als Offizier seine Proben abgelegt hatte, am Rhein und war beschäftigt, die von Domitianus begonnene Organisation des rechtsrheinischen Landes zu vollenden; mochte man auch in Rom, als die Germania erschien, über seine Tätigkeit am Rhein noch wenig wissen, nichts lag näher als auf diese selbst hinzuweisen. Es ist denn auch kürzlich die Hypothese aufgestellt worden, daß die Germania zur Empfehlung dieser kaiserlichen Arbeit abgefaßt sei. In der Tat kann nichts falscher sein. Eine Schrift mit dieser Richtung müßte über den militärischen Stand der Dinge, die Truppenlager, die Grenzbefestigungen, die Machtstellung der freien Germanen doch einiges berichten; mochten Domitians Veranstaltungen in Schatten gestellt werden, so war es geradezu unvermeidlich des Nachfolgers und der an ihn geknüpften Hoffnungen zu erwähnen. Nichts von alledem geschieht. Traianus wird nur beiläufig bei einer chronologischen Berechnung erwähnt und selbst von seinem Verweilen am Rhein ist mit keiner Silbe die Rede. Die freien und die unterworfenen Germanen werden in wesentlich gleicher Art abgehandelt; die an die Cimbern geknüpfte kurze Übersicht der zweihundertjährigen germanischen Kriege findet mit dem gegenwärtigen Zustand sich mittelst einer Phrase ab; die ganze Schrift macht den Eindruck einer rein geographischen Abhandlung. Natürlich hebt der Verfasser, wie jeder, der ein unentwickeltes Volk schildert, die Differenzpunkte dieser ursprünglichen Sitten und der civilisierten Lebensformen oftmals hervor, und wenn solche Darstellungen überhaupt den Hinweis auf die Nachteile und die Mißbildungen der Kultur nahe legen, so werden bei Tacitus' pessimistischer Weltanschauung diese ausgesprochenen oder stummen Parallelen besonders häufig zu Kritiken des römischen Wesens und Unwesens. Aber lieben tut der Italiener keineswegs das rauhe, kalte, unwirtliche, nur für den Einheimischen erträgliche nordische Land mit seinem elenden Feldbau ohne Wiesenbewässerung und Oliven- und Rebenzucht, mit seinen kleinen Rindern, seinen schlechten Kleppern, seinem entsetzlichen Gerstenwein; und mit dem vollen Selbstgefühl der überlegenen Civilisation steht der

Hauptstädter diesen Barbaren gegenüber, die entweder schlafen oder raufen, die je ernster die Beratung ist, desto tieferen Trunk tun, von denen höchstens die Chatten 'für Germanen' verständig und geschickt genannt werden dürfen und Disziplin und Offiziere kennen. Wie oft auch Tacitus, die Germanen lobend, die eigenen Landsleute tadelt, keineswegs hat er, wie man gesagt hat, seinen Landsleuten in den Germanen das Ideal der Sittenstrenge oder gar das Ideal der Freiheit schildern wollen. Sittenstrenge im allgemeinen den Germanen beizulegen hat Tacitus sich mit gutem Grunde gehütet; und was er von der Freiheit der Germanen berichtet, erscheint ihm vielmehr als Zuchtlosigkeit und wird keineswegs belobt. Warmes Lob der Barbaren und, was damit zusammenfällt, bitterer Tadel des römischen Wesens tritt nur in nicht eigentlich politischen Fragen hervor: am schärfsten, sehr bezeichnend für Tacitus, in der Behandlung der würdigen Stellung der Frauen und der innigen Ehegemeinschaft, aber auch in Betreff des Kindersegens, der Götterverehrung ohne Bilderdienst, der Niederhaltung der freigelassenen Leute, der Einfachheit der Bestattung und sonst. Wer die Germania im Zusammenhang der Literatur der Kaiserzeit überhaupt und der Schriftstellerei des Tacitus insbesondere betrachtet, wird ihr eine bestimmte politische Tendenz nicht beilegen können und eine moralische nur in dem Sinne, wie sie allen Werken des bedeutenden Mannes zukommt.

Wohl aber möchte nach einer anderen Seite hin die literarische Stellung dieser Schrift einer näheren Bestimmung fähig sein. Ich meine das Verhältnis der geographischen zu der historischen Schriftstellerei, welches im Altertum ein anderes war, als es heute besteht. Die römische Annalistik schließt allerdings zusammenhängende geographische Darlegungen aus; diesem Gesetz ist Livius gefolgt, sowie in den Annalen Tacitus selbst, und Abweichungen davon sind überhaupt meines Wissens nicht erweislich. Daneben aber finden wir den historischen Schriften der Griechen und auf ihren Spuren auch der Römer häufig große geographische Abschnitte eingelegt, die mit der eigentlichen Erzählung nur lose oder

gar nicht verknüpft sind. So hat Polybios, indem er diejenigen Vorgänger tadelt, die durch solche Auseinandersetzung den Faden der Erzählung unterbrechen, eines seiner vierzig Geschichtsbücher, das vierunddreißigste, geradezu als Chorographie gearbeitet. In der von Polybios getadelten Weise muß Sallustius seine Historien geschrieben haben; und Ammians Geschichtswerk umfaßte in seiner Vollständigkeit die gesamte Reichsgeographie abschnittsweise verteilt. Tacitus selbst hat zwar, wie gesagt, das annalistische Schema festgehalten. Aber daß die antike Geschichtschreibung, anders als die heutige, die Erdbeschreibung in sich aufzunehmen hatte, erkennt in der Theorie auch er an: da, wo er die Vorzüge der republikanischen Historiographie vor der der Kaiserzeit schildert, rühmt er an jener, daß sie 'die Lage der Länder, die Wechselfälle der Schlachten, das ruhmvolle Ende der Feldherren' berichte. Ist hier nicht die Brücke geschlagen zwischen seinem eigentlich historischen Werk und der Germania? Seine Historien sind, wie die Geschichtsbücher des Altertums überhaupt zu sein pflegen und für dieses der erhaltene Anfang insbesondere beweist, gedacht als Fortsetzung der älteren gleichartigen Werke. Für die Chorographie kamen demnach vor allem die neuen Kriegsschauplätze in Betracht, insonderheit also Germanien; und vom Standpunkt der Komposition aus konnte Tacitus wohl, ähnlich wie Polybios, es vorziehen, diese Chorographie, statt sie zerstückelt einzuschalten, lieber zu sondern und die Beschreibung Germaniens als abgesonderte Schrift den Historien voraufzuschicken, von denen ein beträchtlicher Teil auf deutschem Boden spielt. Damit steht es nicht im Widerspruch, daß in denselben Historien der Erzählung des Jüdischen Krieges eine kurze historisch-geographische Einleitung voraufgeht und daß, soweit nach dem Agricola sich urteilen läßt, der Bericht über dessen Unterwerfung Britanniens durch eine ähnliche Einleitung eingeführt ward; was über Palästina und Britannien zu sagen war, ließ sich leichter in die Erzählung einlegen als die mannigfaltige und an sehr verschiedenen Punkten eingreifende Schilderung von Land und Leuten Germaniens.

Mag nun aber diese bescheidene, übrigens keineswegs ganz neue Auffassung des merkwürdigen Buches von der Herkunft und den Sitten der Germanen das Richtige treffen oder eine der zahlreichen sonstigen Annahmen, mit denen diese weder an Tiefe noch an Glanz sich messen kann, immer werden wir Deutschen uns in der Freude und in dem Stolze vereinigen, daß einer der besten Römer, als er seiner Nation Sonne niedergehen sah, eine Schilderung der unsrigen entworfen hat, die, wenn nicht im heiligen römischen, so in dem neuen deutschen Reich sich nach Jahrtausenden zu großem Schaffen hat zusammenfinden dürfen und deren Zukunft auf lange hinaus die Geschicke der Welt noch mehr bedingen wird, als ihre zweitausendjährige Vergangenheit es getan hat.

ANSPRACHE

AM LEIBNIZSCHEN GEDÄCHTNISTAGE

30. JUNI 1887*).

Der große Name, unter dessen Ägide die Akademie auch in diesem Jahre ihr gewohntes Fest begeht, darf wohl für alle Zeiten gelten als das lebendige Symbol dessen, was eine Akademie der Wissenschaften sein soll und annähernd ja auch wohl ist. Die Universalität und die Specialität, diese beiden Angelpunkte der Wissenschaft, sich entgegengesetzt und zusammengehörig wie Nord- und Südpol, hat vielleicht neben Aristoteles keiner so vollkommen in einer Persönlichkeit zusammengefaßt, wie der Mathematiker, der Historiker, der Philosoph Leibniz. Keiner der Späteren darf es wagen auch nur entfernt hierin sich ihm zu vergleichen. Ob nicht auch hierin wir an der Großheit der Entwickelung leiden; ob nicht das Fortschreiten der Wissenschaft die Unzulänglichkeit des Individuums immer schärfer hervortreten läßt; ob selbst ein Genie, wie Leibniz es war, heutzutage ebenbürtig in unseren beiden Klassen und auf allen Gebieten gleich heimisch sein könnte, das sind schwer abzuweisende und noch schwerer zu verneinende Fragen. Aber mit gerechtem Stolze dürfen wir darauf hinweisen, daß als Gesamtheit wir die geistige Erbschaft Leibnizens in seinem Sinne verwalten. Angewiesen, wie wir es sind, auf die Zufälligkeiten des Personalstandes der Berliner Gelehrtenwelt und weiter beschränkt durch die geringe Zahl der akademischen Stellen, kann nicht jeder Zweig der Wissenschaft gleichzeitig in unserm Kreis vertreten sein; und schwer empfundene Lücken, deren eine uns

*) Sitzungsberichte d. K. P. Akademie d. Wissenschaften 1887 S. 631—633.

heute noch in dieser unserer Versammlung in die Erinnerung gerufen werden wird, vermögen wir zur Zeit und vielleicht noch für geraume Zeit nicht zu füllen. Aber soweit es irgend die Verhältnisse gestatten, sind wir fortdauernd bemüht, überall da, wo die Wissenschaft der staatlichen Hülfe bedarf, wo die Arbeitskosten die Mittel des einzelnen übersteigen, wo die Gelehrtenassociation erforderlich wird, wo große Unternehmungen eine über die Kraft und die Lebenszeit des einzelnen Mannes hinausgehende Oberleitung erfordern, nach bestem Vermögen und ohne Unterschied des Faches mit Rat und Tat einzutreten. Wo unsere vorgesetzte Behörde in solchen Fällen uns um unsere Meinung befragt hat — und wir sagen es dankend und gern, daß dies oft geschieht — haben wir dieselbe nach gewissenhafter Erwägung ihr ausgesprochen. Wir dürfen auch sagen, daß wir geholfen haben, manches nützliche wissenschaftliche Unternehmen in dieser Weise zu fördern, auch, was vielleicht weniger leicht, auf jeden Fall weniger dankbar ist, daß wir dazu beigetragen haben unreife Projekte zu modifizieren oder zu beseitigen. Gewiß wird die Wissenschaft immer individuell bleiben und alles Größte und Beste nicht von der Akademie geleistet werden, sondern von Männern, seien sie Akademiker oder Nichtakademiker. Aber die Bedeutung der Organisation der Arbeit oder, richtiger gesagt, der Vorarbeiten ist daneben unermeßlich und in beständigem Steigen; und diese durchzuführen sind die Akademien der Wissenschaften bestimmt. Es mag wohl sein, wie es oft bei solchen Schöpfungen der Fall ist, daß zunächst der Zweck ein näherer und niederer zu sein schien, daß der Kontakt der verschiedenen Forscher miteinander, die gegenseitigen Mitteilungen und die gemeinschaftliche Publikation derselben die Anstalten dieser Art ins Leben gerufen haben. Aber diejenigen Akademien, die sich auf sich selbst besannen, haben dann sich ihr Ziel höher und größer gesteckt als in Vorträgen des einen für den andern und in der Publikation periodischer Schriften. Wir enthalten uns der internationalen Parallelen und verkennen gewiß nicht, was in dieser Hinsicht insbesondere das Pariser In-

stitut geleistet hat und noch leistet; aber das dürfen wir sagen: wir haben mit keiner ähnlichen Anstalt die Vergleichung zu scheuen. Der Überblick, den unsere Friedrichssitzungen jährlich geben, ist unsere Legitimation; und es ist nicht Zufall, daß die in anderer Weise gegründeten, auf solche Ziele gerichteten Anstalten, wie das Archäologische Institut mit seinen monumentalen Gesamtplänen, die Publikation der sämtlichen deutschen Geschichtsquellen schließlich in den Hafen der Akademie eingelaufen sind und wie sie ihr innerlich angehören, so auch äußerlich sich an sie angeschlossen haben.

Diese unsere Wirksamkeit ist im echt Leibnizschen Sinne; wir gehen nur den Weg, den er uns geistig gewiesen, wozu er in seinem Sammelwerke über die deutsche Geschichte selber die Bahn gebrochen hat, wenn wir im Anschlusse an unsere Regierung, die nicht vergessen kann, daß Preußen groß und deutsch geworden ist auf den Wegen und durch die Macht des Geistes, mit reicheren Mitteln und mit gesteigerter Intensität die wissenschaftliche Arbeit zu organisieren bestrebt sind.

An dem heutigen Tage begrüßen wir öffentlich unsere im Laufe des letzten Leibnizjahres neu hinzugetretenen Genossen und gedenken unserer Toten. Die Dauer im Wechsel ist auch akademisch. Über der Freude an dem Gewinn, über der Trauer um den Verlust steht die Empfindung, daß die Akademie mehr ist als der einzelne Akademiker, daß keiner hier mehr ist als ein Glied des Ganzen, an keines einzelnen Dasein das Ganze hängt. Die Menschen kommen und gehen; die Wissenschaft bleibt. Wer an akademischer Tätigkeit sich beteiligt hat, der darf der Hoffnung sich getrösten, daß, wenn er die Arbeit niederlegt, ein anderer für ihn eintritt, vielleicht ein geringerer, vielleicht ein besserer; immer hat er das Privilegium, mehr als andere mit seiner Arbeit über seine Spanne Zeit hinaus zu wirken.

REDE ZUM GEDÄCHTNIS KAISER WILHELMS DES ERSTEN

22. MÄRZ 1888*).

Zehnmal hat die Königliche Akademie der Wissenschaften zu Ehren des Königs Wilhelm, weitere siebzehnmal zu Ehren Wilhelms, des Kaisers der Deutschen, den 22. März festlich begangen. Heute feiern wir ihn auch, aber es ist das letzte Mal. Wohl wird jeder von uns, die wir an diesen Festen unseren Teil hatten, an diesem Tag, so oft es uns noch beschieden ist dessen Wiederkehr zu erleben, in trauerndem Gedächtnis, in stolzer Erinnerung des Kaisers gedenken, der vor wenigen Tagen seinen letzten Siegeszug unsere alten Linden hinab zum ewigen Schlafe gezogen ist. Aber die allgemeine Feier des Tages, wo es uns vor allem nahe gerückt ward, wie er mit uns lebte und für uns schaffte, kehrt nicht wieder.

Es ist ein Abschnitt in der Geschichte unserer Nation, in unserem eigenen Denken und Empfinden. Für uns, selbst für die Greise unter uns, die ihm gegenüber doch auch Nachfahren waren, verknüpfte der tote Kaiser die Gegenwart mit der Vergangenheit in einer Unmittelbarkeit, die nie ersetzt werden kann. Wenn vom Fridericianischen Regiment und von dem Zusammenbruch seiner Herrlichkeit gesprochen wird, so ist das uns allen eine halb verklungene Sage: in Kaiser Wilhelms Knabentage war Jena gefallen und er hat es nicht vergessen. Die unvergleichliche Mutter, in ihrer Jugend Glanz die schönste Rose im deutschen Frauenflor, nach ihrem Tode der Engel mit dem Flammenschwert,

*) Sitzungsberichte d. K. P. Akademie d. Wissenschaften 1888 S. 403—411.

der den Heerscharen voranzog, als es galt Deutschland zu retten und zu rächen, diese Mutter war uns nicht ganz gestorben, solange der Sohn lebte, der an ihrem Sterbebett gestanden hatte, der drei Menschenalter hindurch den Ring mit ihren Haaren an der Hand getragen hat, bis auch diese Hand im Tode erstarrte. Die Freiheitskriege, in denen die Nation sich wenn nicht zum Vollbringen, doch zum Hoffen wieder durchrang, brachten ihm wie die Feuertaufe, so auch den unerschütterlichen Glauben an die eigene Nation und an Deutschlands dereinstiges Werden. Zehn Jahre später, ein fertiger Mann, erklärte er es als heilige Verpflichtung seines Hauses 'einem Volke den Platz zu erhalten und zu vergewissern, den es durch Anstrengungen errungen hat, die weder früher noch später gesehen wurden, noch werden gesehen werden'. Nie hat er vergessen, was jenes Preußen von drei Millionen unter der Führung von Stein und Scharnhorst geleistet und geschaffen hat und was ein preußischer König wagen konnte und sollte, um Deutschland im Innern zu einigen und nach außen zu festigen. Das Eiserne Kreuz, das er bei seinem ersten Kampfe in Feindesland gewann, wies ihm den Weg nach Sedan. Die lange bange schwere Zeit, die alsdann folgte, hat er in stetiger Tätigkeit, in treuem Gehorsam, in Bändigung des Muts wie des Unmuts durchlebt. Als dann der deutsche Vorfrühling kam, mit den Blüten, die nicht Frucht wurden, mit seinem edlen Text und den Kommentaren dazu der Narrheit und der Bosheit, mit all dem berechtigten Sehnen und dem verkehrten Handeln, als die Schwarmgeister dieser wunderlichen Zeit sich besonders und persönlich gegen den Prinzen von Preußen wandten, blieb er klar und fest in seiner Anschauung der Dinge und keine Verbitterung über die eigene Unbill vermochte in seiner Seele zu haften. Unvergessen wird es bleiben, wie er aus seinem Londoner Exil, um mit seinen eigenen Worten zu reden, 'das Verfassungswerk als eine großartige Erscheinung begrüßte', die Grundsätze desselben als diejenigen anerkannte, 'welche zur wahren Einheit Deutschlands führen werden', und, wir dürfen hinzusetzen, schließ-

lich durch ihn selber geführt haben. Auf den Thron berufen, hat er unentwegt das durchgeführt, was er als recht und notwendig erkannt hatte. Der Liebe seines Volkes, dem herzlichen Einverständnis mit altbefreundeten Fürstenhäusern, der tiefen Empfindung für die Segnungen des Friedens hat er nie das Opfer seiner Überzeugung gebracht. In der inneren Organisation des Gemeinwesens, in dem Umbau der verfallenen deutschen Staatsordnung, in der Verteidigung der deutschen Ehre gegen das Ausland hat er wieder und wieder alles an alles gesetzt. Ein leichtes Leben war ihm nicht beschieden. Diejenigen, denen die stolze, aber undankbare Rolle der Vorsehung auf Erden zugefallen ist, drückt, wenn sie adliger Natur sind, die schwere Not der Zeit vielleicht von allen am schwersten; der pflichttreue Mann in dieser Stellung empfindet bitterer als der niedriger gestellte die Schwäche des staatlichen Eindeichens und Abdämmens der ewigen Fluten des Unheils und der Verkehrtheit; und nur zu oft wendet der Wahnsinn des Leidens sich gegen den Arzt. Das ist in erschütternder Weise auch ihm widerfahren; aber diese reine und einfache Natur ließ sich nicht irren und bewahrte sich sogar die Heiterkeit. Was er auf falschen Wegen zu erstreben verschmähte, ist ihm auf dem geraden der Pflichterfüllung geworden, die Liebe seines ganzen großen Volkes, die Freundschaft der Fürsten und nicht am wenigsten derer, die im Waffengang sich mit ihm gemessen hatten, ein siebzehnjähriger Friede in einer von Waffen starrenden und von Kriegsahnung durchzitterten Welt. Es war der Hort des europäischen Friedens, den wir vor wenigen Tagen zu Grabe getragen haben, und dies sprach die Trauerfeier aus, desgleichen die Welt noch keine gesehen hat. In jedem Weltteil haben am 16. März die Fahnen sich gesenkt, die einundneunzig Schüsse dem alten Kaiser der Deutschen die Grabeshuldigung erwiesen. In dem großen Trauergeleit des Schlachtensiegers und des Friedensfürsten hat keine Nation gefehlt. Wie durch den Ausbau des Verkehrs und der Verkehrsmittel die Beziehungen der Völker zueinander enger und enger sich verflechten, wie die

Menschheit solidarischer und Glück und Unglück immer mehr allen gemein wird, das haben wir an jenem Tage stolz und schmerzlich empfunden; nicht den Deutschen allein ist der einundneunzigjährige Kaiser zu früh gestorben. Aber der erweiterte Kreis hat unser näheres Anrecht nicht geschmälert. Wir danken den Fremden, die mit uns trauern; aber volles Leid zu tragen um seinen ersten Kaiser bleibt des Deutschen Vorrecht, und uns Bewohnern der unter seinem Regiment zur Weltstadt gewordenen Reichshauptstadt, uns Akademikern, die er wohl scherzend seine Nachbarn nannte, uns gehört an dem allgemeinen Leid auch noch unser besonderes Teil.

Die Zeit wird kommen, welche in allseitiger Erwägung zusammenfaßt, was Deutschland dem Kaiser Wilhelm verdankt; aber wir werden sie nicht erleben. Dem Kriegsmann wie dem Staatsmann sein Recht zu geben, das, was wir alle empfinden, den Einfluß seiner Persönlichkeit, die Unentbehrlichkeit seines entschlossenen und maßvollen eigensten Handelns in eingehender Darlegung zu entwickeln wird den Zeitgenossen nicht beschieden sein. Uns zunächst ist diese Aufgabe überall nicht oder doch nur insoweit gestellt, als die Entwickelung der Wissenschaft auch zu den Aufgaben des Staatsmannes gehört. Wer die Geschicke der deutschen Nation bestimmt, kann von deutscher Wissenschaft nicht absehen; und die Bedeutung dieses Teils staatsmännischer Arbeit ist in stetigem Steigen. Je höher die Aufgaben auf allen Gebieten der Forschung sich stellen, desto weniger reicht der Fleiß und das Talent des einzelnen Arbeiters aus. Die Organisierung der Arbeit, sei es durch Sammlung der Materialien oder der Resultate, sei es durch Schulung der hinzutretenden Arbeitsgenossen, nimmt immer weiteren Umfang an und fordert vor allem jene Stabilität der Einrichtungen, die über die Lebensdauer des einzelnen Mannes hinaus den Fortgang der Arbeit verbürgt. Wenn die deutsche Forschung auf sehr verschiedenartigen Gebieten eine hervorragende Stellung einnimmt, so liegt das wesentlich daran, daß unser Regiment diesen Teil seiner Aufgabe weiter,

größer und nachhaltiger faßt, als dies anderswo geschieht. Es ist eines der Vorrechte unserer Körperschaft, daß wir, diesem Kreise der Regententätigkeit nahe gestellt und durch die Mannigfaltigkeit der akademischen Interessen vor der Überschätzung des eigenen Faches mehr als andere Gelehrte geschützt, deutlicher erkennen, wie sehr der Fortschritt aller Wissenschaft auf die staatliche Fürsorge angewiesen ist. Dies auszuführen kommt uns zu, und die Gelegenheit wird nicht fehlen, wo die aufrichtige Dankbarkeit in so vielen Herzen lebt und dauern wird. Aber heute ist es dafür zu früh. Unter dem unmittelbaren Eindruck der Todeskunde ist die Sammlung für solche Übersicht nicht zu finden; auch dürfen wir von diesem Trauertag, den ganz Berlin und alle Körperschaften desselben in ihrer Weise begehen, nur eine kleine Spanne für uns in Anspruch nehmen. Aber wie schwer es auch ist zu reden, zu schweigen heute ist unmöglich. Gestatten Sie mir, einen flüchtigen Blick auf das wissenschaftliche Regiment unter König und Kaiser Wilhelm zu werfen, insbesondere in Beziehung auf die Berliner Anstalten und unsere eigene Körperschaft.

Unser armer Staat, nur zu lange das Aschenbrödel unter den sogenannten Großmächten, hat sich mühsam zu dem Wohlstand durchgerungen, ohne den der schöne Luxus wissenschaftlicher Tätigkeit nicht gedeihen kann. Wir älteren Akademiker erinnern uns wohl noch der Zeit, wo wir hier standen ungefähr wie der fleißige Student mit schmalem Wechsel; so war es noch in König Wilhelms ersten Jahren. Als dann die großen Kriege einen Umschwung auch auf dem finanziellen Gebiet herbeigeführt hatten, wurde auch uns die Möglichkeit eröffnet, der wir eine Reihe unserer hervorragendsten Mitglieder verdanken, auf die Berufungen nach Berlin einen entscheidenden Einfluß auszuüben und wurden uns auch sonst reichere Mittel zur Verfügung gestellt. Der der Akademie aus der Staatskasse im laufenden Jahre ausgeworfene Betrag ist gegen den bei dem Regierungsantritt König Wilhelms uns gewährten verdreifacht. Aber bei weitem eingreifender war die

Stellungnahme der Regierung zu der wissenschaftlichen Organisation überhaupt. Wohl regte sich nach den ersten großen Erfolgen hinsichtlich ihrer wissenschaftlichen Konsequenzen zunächst die Furcht vielleicht mehr als die Hoffnung. Die Gelehrten gehören nun einmal nicht zum Geschlecht des Euelpides und die Deutschen waren ferner seit langem gewohnt, die Misere des kleinen Staates mit dem Gedeihen der großen Universität im Kleinstaat sich einigermaßen zu vergolden. Man hörte wohl die Frage, ob nicht Deutschland vorwärts und der deutsche Gelehrte rückwärts gekommen sei. König Wilhelm gab die Antwort darauf. Die Universitäten Kiel, Marburg, Göttingen sind nicht bloß was sie waren; sie sind durch neue Institute, durch freigebige Berufungen, durch gesteigerte Frequenz heute mehr, als sie unter der Fremdherrschaft oder der Kleinstaaterei je gewesen sind. Gestatten Sie mir von den zahllosen Belegen einige wenige anzuführen. Die unter dem hannöverschen Regiment wahrlich nicht vernachlässigte Georgia Augusta hat unter preußischem eine neue Universitätsbibliothek, ein neues naturhistorisches Museum und eine neue chirurgische Klinik erhalten; der Bau der medizinischen Klinik und der des pathologischen Instituts sind beschlossen; die Anatomie, das physiologische Institut, das physikalische, das chemische sind sämtlich ansehnlich vergrößert worden. Die Zahl der Studierenden hat denn auch unter der preußischen Herrschaft in Göttingen um den vierten Teil zugenommen, in Kiel sich verdoppelt, in Marburg sich vervierfacht. Dabei wurde nicht gefragt, ob eine solche Anstalt vielleicht zugleich als Schmollwinkel diente für die Liebhaber vergangener Zeiten; die Sonne schien auf die Anstalt, unbekümmert um Dank oder Undank, und die Nebel sanken von selber vor dem rechten und festen Regiment. Aber die Gelehrten klagten wieder, diesmal die Berliner. Vor vierzehn Jahren wurde bei ebendieser Feier und an dieser Stelle es ausgesprochen, daß die Universität Berlin einen Rückgang und eine Schmälerung ihres Ansehens erlitten habe; und unbegründet war die Klage über lange Vernachlässigung nicht. Vielleicht waren auch hier die Letzten die

Ersten gewesen und geschah zunächst mehr für die neu hinzugetretenen Anstalten als für die der Hauptstadt des Reiches. Aber die Klagen verstummten bald und gern. Dem Jahre 1871 gehörte die Gründung unseres physikalischen Instituts an; dem Jahre 1873 die des technologischen und des pflanzenphysiologischen, sowie der Neubau der Bergakademie; dem Jahre 1874 die des astrophysikalischen Instituts in Potsdam; dem Jahre 1875 die Neuordnung des pathologischen Instituts; dem Jahre 1876 der Neubau der landwirtschaftlichen Hochschule; dem Jahre 1877 die umfassende Reorganisation des physiologischen Instituts; dem Jahre 1878 die Einrichtung der Augen- und Ohrenklinik und des botanischen Instituts, sowie die Umgestaltung des botanischen Museums, ferner die Errichtung des Polytechnikums in Charlottenburg; dem Jahre 1879 die Gründung des zweiten chemischen Instituts, nachdem das schon früher reorganisierte den Bedürfnissen allein nicht mehr zu genügen vermochte; dem Jahre 1882 die des klinischen Instituts für Geburtshülfe; dem Jahre 1883 der Neubau des pharmakologischen Instituts; dem Jahre 1884 die des zoologischen; dem Jahre 1885 die des meteorologischen; dem Jahre 1886 die des hygienischen und der Neubau des Museums für Völkerkunde. Begonnen sind ferner die großen Anlagen des für die mineralogischen und die zoologischen Sammlungen bestimmten Museums für Naturkunde und der physikalisch-technischen Reichsanstalt in Charlottenburg. Damit sind die unter Kaiser Wilhelms Regiment gegründeten oder reorganisierten Anstalten aus dem solcher vor allem bedürftigen Kreise der Naturwissenschaften keineswegs vollständig aufgezählt. Lassen Sie die Minute gelten, welche die lange Namenreihe in Anspruch genommen hat und versuchen Sie es daraus herauszuhören, was hier auszuführen unmöglich ist, welche Anregung zu wissenschaftlichem Streben und zu praktischem Weiterschreiten in dieser Nomenklatur enthalten ist; es ist dies nicht das geringste Blatt in dem Kranz der kaiserlichen Ehren. Und in diese Gründungen Berliner Anstalten geht natürlich bei weitem nicht auf, was für die Wissenschaft im umfassendsten Sinne des Wortes

unter dieser Regierung geschehen ist. Wenn bis dahin die deutschen Astronomen wesentlich auf die eigene Heimat angewiesen und von der erdumfassenden wissenschaftlichen Forschung ausgeschlossen gewesen waren, so haben die beiden großen Unternehmungen zur Beobachtung der Venusdurchgänge, gestützt, wie sie jetzt sich stützen konnten, auf die wiederhergestellte deutsche Flotte, Deutschland mit einem Schritt auch hierin den älteren Weltmächten ebenbürtig gemacht. Damit war es gegeben, daß an der internationalen Erforschung der magnetischen und meteorologischen Verhältnisse der Polargegenden auch Deutschland mit zwei Entsendungen sich erfolgreich beteiligen konnte und daß die mitteleuropäische Gradmessung, welche dann zu der europäischen und unlängst zu dem vier Weltteile umfassenden Verein der internationalen Erdmessung sich gesteigert hat, ihr Centrum in unserem 1868 eingerichteten, jetzt in der Reorganisation begriffenen geodätischen Institut findet. Die beiden größten Anstalten, welche die eigene Organisationskraft der deutschen Forschung auf dem historisch-archäologischen Arbeitsfeld ins Leben gerufen hatte, die von Stein gegründete Gesellschaft für die Herausgabe der deutschen Geschichtsquellen und das durch Eduard Gerhard eingerichtete zunächst römische, später römisch-athenische Institut für archäologische Korrespondenz waren schon früher, jene auf den Deutschen Bund, dieses faktisch auf Preußen übergegangen. Kaiser Wilhelm gab beiden Anstalten vermehrte Mittel, sowie eine nicht auf Preußen beschränkte wissenschaftliche Oberleitung und verlieh beide als Morgengabe dem neuen Deutschen Reiche; die ersten Statuten des römisch-athenischen Instituts hat er am 25. Januar 1871 in Versailles unterzeichnet. Wenige Monate vor seinem Tode sanktionierte er eine dritte Unternehmung, die vielleicht in ihrem Kreise nicht minder Epoche machen wird, wie es jene beiden Gesellschaften getan haben: die Monumenta Borussica, bestimmt für Darlegung der Entwickelung der preußischen Staatswirtschaft unter den drei großen Hohenzollern des 17. und 18. Jahrhunderts. Ist es nötig in diesem Kreis von den deutschen Ausgrabungen in

Olympia, von den preußischen in Pergamon zu sprechen? Sie, und was sonst für unsere Kunstsammlungen getan ist, haben ähnlich gewirkt wie jene Venusexpeditionen. Wenn die Beamten des Pariser oder des Londoner Museums früher des unsrigen gedachten, so hatten wir die Nichtebenbürtigkeit sehr lebhaft zu empfinden. Wie sehr ihre Sprache sich seitdem verändert hat, wie sie jetzt teils in unwilligem Neide, teils in aufrichtiger Bewunderung von den Berliner Museen reden, das werden viele hier wissen und alle mögen es glauben.

Ich halte hier inne; nicht weil der Stoff fehlt, sondern weil dessen zu viel ist. Lassen Sie mich in Zahlen zusammenfassen, wofür die Worte versagen.

Die Aufwendung des Staats für die Universitäten überhaupt betrug, als König Wilhelm die Regierung antrat, 1½ Millionen Mark; heute sind für diese allerdings um drei vermehrte Anstalten mehr als 7 Millionen ausgeworfen. Die Zahl der ordentlichen Professoren ist in den letzten zwanzig Jahren von 407 auf 536 gestiegen. Die medizinischen Universitätsanstalten haben unter diesem König und Kaiser sich von 54 auf 88, die naturwissenschaftlichen sich von 79 auf 102 vermehrt, die Universitätsseminare, die festen Anker wissenschaftlichen Studierens, sind von 31 auf 76 gestiegen, haben sich also weit mehr als verdoppelt. Diese Zahlen reden, und reden genug. Es kommt auch auf kein einzelnes Stück wesentlich an; im Gegenteil tragen alle diese Schöpfungen denselben Stempel der schlichten Pflichterfüllung, der diese ganze vor allem durch ihre Einfachheit große Herrschertätigkeit charakterisiert. Kaiser Wilhelm war, was der rechte Mann sein soll, ein Fachmann. Eine bestimmte Disziplin beherrschte er vollständig; seinem hohen Berufe entsprechend lebte und webte er in der Theorie wie der Praxis der Militärwissenschaft. Das alte Vorurteil, daß der Fürst überhaupt nicht und der Offizier nicht viel zu arbeiten braucht, hat er vor allem beigetragen durch sein leuchtendes Vorbild zu beseitigen; es werden nicht viele sein, die ihre Jünglings- und Mannesjahre mit solchem Ernst wie er ihrer Wissen-

schaft gewidmet haben. Also war er kein Dilettant. Er wußte sich am Schönen zu erfreuen und ist der Erörterung wissenschaftlicher Fragen oft und gern gefolgt; Gegenstände wie die Gradmessung knüpften auch wohl an sein eigenes Arbeiten an und beschäftigten ihn eingehender; aber was er für die Wissenschaften alles getan hat, ging nicht aus zufälliger Laune und besonderer Vorliebe hervor. Ob für Rembrandt oder für Holbein, ob für die Münzsammlung Fox oder für die Marmorbilder von Pergamon, für die historische Station in Rom oder den Erwerb der Manessischen Minnesängerhandschrift die Mittel des Staats in Anspruch zu nehmen seien, das entschied für ihn nicht sein eigenes Meinen, sondern der Ratschlag der Fachmänner, denen er, selber Fachmann wie er war, den Mut und die Weisheit hatte zu vertrauen. Auch hier schuf er als Staatsmann, als der Herrscher eines wissenschaftlich arbeitsamen Volkes. Er hat es einmal ausgesprochen, daß, was einst in dem Sturm der Freiheitskriege der Enthusiasmus getan habe, in dem größeren Staate 'die geweckte und beförderte Intelligenz' tun müsse; und danach hat er gehandelt. Die Stiftung der Universität Straßburg, die Ausstattung ihrer Anstalten mit einer Fülle, die den älteren Schwestern nicht gleichmäßig zu teil ward, ist dafür ein klassischer Beleg. Als es galt das zurückeroberte deutsche Land nun auch der Heimat innerlich anzuschließen, da appellierte er in erster Reihe an die Jugendbildung durch die deutsche Wissenschaft. Er gründete die Kaiser-Wilhelms-Universität, auf daß, wie es in der Stiftungsurkunde heißt, 'der Boden bereitet werde, auf welchem mit geistiger Erkenntnis wahrhafte Gottesfurcht und Hingebung für das Gemeinwesen gedeihe'; und er vertraute darauf, daß die Wissenschaft, untrennbar verwachsen wie sie ist mit der deutschen Art, auch diese dem Vaterland entfremdete Heimat unserer alten Dichter und Baumeister demselben zurückgewinnen werde.

Kaiser Wilhelm ist nicht mehr. Wir dürfen trauern um seinen Tod; klagen dürfen wir nicht. Es fehlt uns das hohe Vorbild des pflichttreuen Amtträgers, das Muster der Anmut und der Würde

in der Heiterkeit wie im Ernst, das herzgewinnende Lächeln, der freundliche Blick von dem Fenster gegenüber auf die stetig sich erneuernden Morgenpilger; alles dies kommt nicht wieder. Aber klagen dürfen wir nicht. Er hat fast die letzte dem Menschenleben überhaupt gesteckte Grenze erreicht und er hat sie erreicht in einer Tätigkeit und mit einer Spannkraft, wie sie in diesem Alter kaum jemals bleiben. Es ist ihm vergönnt gewesen, die Einigung Deutschlands nicht bloß zu vollenden, sondern auch nach der Vollendung eine Reihe von Jahren schützend über ihr zu wachen. Ihn hat das Schicksal abgerufen, nachdem er sein Werk getan hat; und Besseres und Höheres gibt es unter den Menschenlosen nicht. Wir haben der Vorsehung zu danken, daß der erste Deutsche Kaiser sein Leben auf einundneunzig Jahre hat bringen dürfen; und wenn gleich der Tod des Schöpfers immer für die Schöpfung die Feuerprobe sein wird, so ist es doch ein gutes Vorzeichen für die Dauer des Werkes, daß der Meister so lange am Steuer geblieben ist. Wir sind nicht gewohnt und nicht geneigt die Gefahren zu unterschätzen, welche die Zukunft in sich trägt; aber wir vertrauen auch, daß die Söhne ebenso ihre Schuldigkeit tun werden, wie es die Väter getan haben. Die Pflichttreue ist erblich im Haus der Hohenzollern wie die Volkstreue im Lande Preußen und in der deutschen Nation. Mit Schmerz sehen wir sie bei dem Nachfolger bewährt zunächst in dem tapferen Kampfe gegen tückische Krankheit, in der unvergleichlichen Fassung gegenüber dem schweren Unheil, die allen, die ihn lieben, allen, die auf ihn und für ihn hoffen, ein Muster ist und bleiben wird. Leider können wir die Trauer um den großen Toten nicht uns lindern und mindern mit dem Ausblick in eine wolkenfreie Zukunft. Aber am Firmamente selbst ändern die Wolken nichts. Unsere Liebe und Treue gehört dem lebenden Kaiser, wie sie dem Toten gehört hat. Dieses Toten aber, des Kaisers Wilhelm, werden wir gedenken, bis die Augen auch uns sich schließen. Denn er war unser! Mag das stolze Wort den lauten Schmerz gewaltig übertönen.

REDE

ZUR FEIER DER GEBURTSTAGE KÖNIG FRIEDRICHS II. UND KAISER WILHELMS II.

24. JANUAR 1889*).

Wir stehen am Beginn eines neuen Jahres. Schwer hat das abgelaufene unser Vaterland getroffen. Zwei Kaiser sind im Laufe desselben in die Gruft gelegt worden; zweimal in dieser kurzen Spanne hat der die Herzen wie die Verhältnisse erschütternde Thronwechsel stattgefunden. Dem hochbetagten Kaiser Wilhelm ist allzufrüh der Sohn nachgestorben. Es ist der Akademie nicht vergönnt gewesen dem Sieger von Königgrätz und Wörth, dem Mitbegründer des Deutschen Reiches, dem vielgeliebten zweiten Deutschen Kaiser die Festfeier auszurichten, welche das auf die Lippen gebracht hätte, was alle Herzen empfanden; als dieser Geburtstag Friedrichs des Dritten herankam, lag er bereits seit Monaten im Grabe. Aber heute blicken wir nicht zurück; wir blicken vorwärts. Der König von Preußen, der Deutsche Kaiser stirbt nicht. Ewig wie unsere Nation ist unser Regiment. Wir bewahren wohl in sicherer Erinnerung das individuelle Bild eines jeden Herrschers; aber es ist mehr als unsere Pflicht, es ist unser Recht und unser Stolz die Treue und die Liebe von einem Herrscher auf den anderen zu übertragen und unbedingt und unbetagt wie dem Greise so dem Manne und dem Jüngling in freier Ergebenheit zu dienen.

Der heutige Tag ist für die Akademie ein zweifaches Fest.

*) Sitzungsberichte d. K. P. Akademie d. Wissenschaften 1889 S. 23—35.

Es ist der Geburtstag Friedrichs des Zweiten, des Herrschers, den kein Nachfolger in Schatten stellen kann und der immer der Große und der Einzige bleiben wird, des Schöpfers unserer Akademie. Drei Tage später fällt der Geburtstag Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm II., sein einunddreißigster, der erste seit seiner Thronbesteigung. Die Akademie, durch ihre Statuten angewiesen beide Tage öffentlich zu begehen, hat beschlossen, was sich in der Tat von selbst versteht, die Doppelfeier zusammenzufassen, und zu diesem Zwecke sind wir heute versammelt. Gestatten Sie mir nach altem akademischen Herkommen dies auf meine Weise zu tun. Wir feiern unsere Feste in unserer eigenen Art; es sind die allgemeinen der Nation, aber wie diese für jeden Staatsbürger sich mehr oder minder mit dem eigenen Tun und Treiben verknüpfen, so gilt für uns besonders auch hier das Recht der wissenschaftlichen Individualität. Wir können nicht den Anspruch machen den Erinnerungen, welche an den Namen Friedrichs II., den Hoffnungen, welche an denjenigen Wilhelms II. sich knüpfen, auch nur annähernd Worte zu leihen; wer von uns möchte eines davon unternehmen oder gar beides verbinden? Aber mich hat der heutige Tag an eine Festzeit erinnert, die auch einem jungen Herrscher galt und die durch die Lieder eines der Dichter, die mit diesem Herrscher gingen, heute noch, obwohl seitdem zwei Jahrtausende verflossen sind, in ewiger Frische vor uns steht. Wie Friedrich II., wie unser gegenwärtiger Kaiser, so ist auch derjenige Herrscher, welcher den Kaisernamen mit der Monarchie verknüpft hat, Cäsar Augustus als Jüngling zum Regiment gekommen. Als in schweren Kämpfen und Krämpfen die alte Staatsform zertrümmert und die Samtherrschaft beseitigt, die Monarchie entschieden war, als der Augenblick kam, in welchem die neue Staatsform förmlich und feierlich ins Leben trat, da gab der Dichter Horaz dem großen Neubau die dichterische Weihe. Die ersten sechs Gedichte des dritten Buches seiner Lieder bilden ein Ganzes und sind bestimmt den neuen Namen Augustus zu feiern und die an diesen Namen sich knüpfenden Gedanken zu-

sammenzufassen. An diese Lieder will ich Sie erinnern: denn Sie kennen sie wohl. *Odi profanum volgus et arceo — Iustum et tenacem propositi virum* — es sind Ihnen allen bekannte Klänge aus der Jugendzeit. Aber anders lesen Knaben den Horaz als ich ihn heute Ihnen vorführen möchte, in der Gesamtbeleuchtung eines großen historischen Vorgangs; und wie zur Rose der Sonnenschein, so gehört zu diesen Liedern der Hintergrund der Geschichte.

Das einleitende Gedicht ist wie billig allgemein gehalten. Die Geschicke der Menschen, wie sie jetzt sich gestalten werden, will der Dichter offenbaren. Er spricht wie jeder Prophet zu den Glaubenden; die Gemeinen, die für die neue Offenbarung Unempfänglichen, auszuweisen ist sein erstes Wort*); sein zweites, daß er zu der Jugend redet, den Jünglingen und den Mädchen**), daß der neue Gesang an das kommende Geschlecht sich wendet. Drei Generationen hindurch hatte in dem gewaltigen Reiche, das unbestritten die Herrschaft über die Welt besaß, innerer Haß und blutige Fehde gewütet; nicht an die Alten und Kalten, an die frischen Gemüter der noch bestimmbaren jungen Welt wendet sich der Prophet der Monarchie.

Den Glauben an das unabänderliche Schicksal stellt der Dichter voran. Über die Menschen herrscht der König, über die Könige Jupiter, der Bezwinger der Giganten, vor dessen Wink die Welt erbebt; er denkt an Augustus, den Besieger des Antonius, den Herrn Roms und des Erdkreises; denn dem Römer ist der Erdkreis das Reich. Aber über alles und über alle gebietet die Notwendigkeit. Die Menschen sind wohl verschieden. Der eine Gutsherr zählt weitere Rebenstrecken als der andere; dieser Edelmann hat mehr Ahnen aufzuweisen als jener und mehr Hoffnung auf Beförderung; der eine besseren Leumund, der andere größeren Einfluß; aber das Los des Todes ziehen sie alle gleich-

*) *odi profanum volgus et arceo.*

**) *virginibus puerisque canto.*

mäßig aus der Urne des Schicksals, die Hohen wie die Niederen*). Ruhiges Leben gibt allein der innere Friede. Wem die schlimme Begierde am Herzen nagt**), dem wird es nicht gelingen, sich in das allgemeine Menschenschicksal gefaßten Sinnes zu finden. Die niedere Hütte, die mäßige Häuslichkeit sucht der befriedete Schlaf am liebsten auf***). Er flieht den Kaufmann, der, wenn im Herbst die Stürme brausen, seiner Schiffe auf den fernen Meeren gedenkt; er flieht den großen Grundherrn, dem Hagelschlag und Überschwemmung, trockener Sommer oder harter Winter die gehofften Ernten zerstören. Wohl mag der Reiche sein Landhaus ins Meer hineinbauen, Werkstein um Werkstein in die Fluten versenken und den Fischen ihr Reich schmälern; darum nicht weniger gehen Furcht und Angst mit ihm auf Schritt und Tritt und sitzt die schwarze Sorge neben ihm, wenn er zu Schiff fährt, und hinter ihm auf, wenn er zu Pferde steigt†). Wohl dem, schließt der Dichter, der, wie er selbst, mit Mäßigem zufrieden ist††) und dem die Mühsal des Reichtums erspart wird.

Diese Lebensauffassung, gemischt aus dem Behagen an dem eigenen Kleinleben und dem Verzagen an der großen Gesamttätigkeit der Nation, geht durch den ganzen Poeten, man kann sagen durch die ganze damalige Welt. Hier tritt sie einleitend auf zu der weiteren Entwickelung, die der neue Augustus den römischen Dingen gibt.

Das folgende Gedicht preist ebenfalls allgemein die Tapferkeit und die Rechtschaffenheit, aber beide mit besonderer Beziehung auf zwei der wichtigsten Institutionen der neuen Monarchie: den neuen Stand des Berufssoldaten und den ebenfalls neuen des kaiserlichen Beamten. Wie die stehende Armee erst durch Augustus definitiv organisiert worden ist, so ist die Schaffung des

---

*) *aequa lege Necessitas sortitur insignis et imos.*

**) *super impia cervice.*

***) *somnus agrestium lenis virorum non humilis domos fastidit.*

†) *neque decedit aerata triremi et post equitem sedet atra cura.*

††) *desiderantem quod satis est.*

Berufssoldaten im Gegensatz zu dem Bürgersoldaten der Republik ein Werk des Augustus. Die Offiziere gingen nach Augustischer Ordnung mit verschwindenden Ausnahmen hervor aus den beiden bevorrechteten Adelskategorien und es gab kein Avancement vom Gemeinen zum Offizier. Die Gemeinen aber werden genommen aus den niederen Klassen, allerdings unter Ausscheidung der gewesenen Sklaven und für die Legionen auch der rohen Landbevölkerung; die freigeborenen unbemittelten Stadtbürger sollten, hauptsächlich durch freiwillige Stellung, die Soldaten wie die Unteroffiziere liefern. Das liegt zu Grunde bei dem wohlbekannten Spruch des Dichters: mit knappem Auskommen sich gern begnügen lerne im schneidigen Kriegsdienst die tapfere Jugend und zu Pferde dem Parther die Spitze bieten*); wobei weiter daran gedacht ist, daß die ganz verschwundene Bürgerreiterei durch Augustus wieder ins Leben gerufen ward. Dieser Soldat ist zu Besserem berufen als zum Politisieren. Die Ehren des Tapferen haben nichts zu schaffen mit dem unsauberen Treiben des Wahlgeschäfts**); er nimmt und verliert nicht die Liktorenbeile nach der Laune der Menge***); sein Beruf ist der Kriegsdienst, seine Freude und sein Stolz für das Vaterland zu sterben — *dulce et decorum est pro patria mori.* Das ist der Soldat der Monarchie, der arme römische Bürgersmann, der nach zwanzigjährigem Dienst, wenn es ihm nicht beschieden war für sein Vaterland zu sterben, als ausgedienter Unteroffizier seine Altersversorgung in bürgerlicher Ruhe findet.

Unvermittelt, nicht eben poetisch wohl angeknüpft und mit kurzem Wort wird der Preis eines zweiten Standes angeschlossen, dessen Ehre der Fleiß und der Gehorsam ist: es sind die neuen kaiserlichen Verwaltungsbeamten, denen gleich den Soldaten die eigentliche politische Laufbahn, der Reichsdienst verschlossen ist,

---

*) *angustam amice pauperiem pati robustus acri militia puer condiscat et Parthos feroces vexet eques.*

**) *virtus repulsae nescia sordidae intaminatis fulget honoribus.*

***) *nec sumit aut ponit securis arbitrio popularis aurae.*

die aber im Dienst des Kaisers vor allem bei der Steuerhebung, aber auch sonst in administrativen Geschäften jeder Art mannigfach verwendet werden. Dem Dichter sind sie nicht bequem gewesen; Amtführung und Gewissenhaftigkeit zu besingen ist schwierig. Aber man fühlt es ihm nach, wenn er der schweigsamen Treue ihr Lob zollt*) und von dem Fluche spricht, welcher an Unredlichkeit und Vertrauensbruch sich heftet**). Diese von Augustus ins Leben gerufene zweite Kategorie von Beamten ist es gewesen, durch die es der Monarchie gelang die entsetzliche Mißwirtschaft des Adelsregiments zu beseitigen und diejenige Ordnung in die Verwaltung zu bringen, welche auch unter den vielfachen Übelständen der Hofwirtschaft auf Jahrhunderte hinaus von Segen blieb.

Das dritte der sechs Feiergedichte greift unmittelbar ein in die politischen Zeitfragen. Es führt uns in den Götterrat und zeigt, in welcher Weise Rom die fast verscherzte Gunst der Olympischen wiedergewonnen hat und unter welchen Voraussetzungen sie ihm bleiben wird. Deutlich wird hier hingewiesen auf die Kleopatra mit ihrem Buhlen: sie ist die *mulier peregrina*, die Ausländerin, die *Lacaena adultera*, die griechische Ehebrecherin, durch die Ilion zu Grunde gegangen ist und an der auch Rom zu Grunde gegangen sein würde, wenn es ihr gelungen wäre vereint mit dem von ihr berückten römischen Gast***) Ilion abermals aufzurichten. Darin liegt ohne Zweifel eine bestimmte Beziehung. Cäsar dem Diktator ist es nachgesagt worden, daß er beabsichtigt habe die Hauptstadt seiner neuen Monarchie nach Troja zu verlegen. Dies meint der Dichter nicht, da es mit den damaligen Verhältnissen nichts zu tun hat und überhaupt sein Tadel sich nicht gegen den Vater des Augustus und den Anbahner des neuen Regiments richten kann; aber es ist kaum zu bezweifeln, daß eine ähnliche Rede gegen Antonius in Umlauf war.

*) *est et fideli tuta silentio merces.*

**) *raro antecedentem scelestum deseruit pede Poena claudo.*

***) *famosus hospes.*

Wir wissen, daß er der Unholdin, welcher er verfallen war, ihr Königreich mit erweiterten Grenzen zurückgeben, daß er aus den Ostreichen Armenien und Syrien Dependenzstaaten des Reiches gestalten wollte; Kleopatras mit Cäsar und mit ihm selbst im Ehebruch erzeugten Kinder waren gedacht als die geeigneten Herren dieser römisch-orientalischen Bastardreiche. Welche Rolle er dabei sich zugedacht hatte, wird durch den Gegensatz klar: das eigentlich römische Ostreich sollte das seinige sein und, wie es Cäsar gedacht haben sollte, das neue Ilion dessen Hauptstadt. Dies war die Auslieferung der römischen Weltherrschaft an den Orient, die Knechtung Italiens durch die besiegten Griechen und Halbgriechen; diese Auslieferung ist durch den Sieg am Actischen Vorgebirge verhindert worden. Das wendete ab von Rom der gerechte und entschlossene Mann, *iustus vir et propositi tenax*, welcher mit festem Sinn, *mente solida*, unbeirrt durch die Verkehrtheit irregeleiteter Bürger, ungeschreckt durch die Macht des Tyrannen, über die stürmischen Wogen des Adriatischen Meeres hin*) die Römer nach Actium führte und es darauf wagte, daß der Erdkreis über ihm und den Seinen zusammenbreche — *si fractus inlabatur orbis, impavidum ferient ruinae.* Also ist der lange Bürgerkrieg geschlossen**) und Friede in die Welt gekommen. Romulus wird von den Himmlischen wieder begnadet und als ihresgleichen behandelt; das Kapitol wird leuchten und Rom, wie bisher die Untertanen weniger besteuernd als beherrschend***), über drei Erdteile gebieten†), sein Name bis zum Aufgang der Sonne und bis zu den Nebelreichen des Westens die Völker schrecken, solange Rom in Italien bleibt und nicht nach Troja übersiedelt††). Der Mann aber, der dieses vollbracht hat, ist wohl den Göttern gleich zu achten und wie dem Bezwinger der Ungeheuer Herkules

*) *auster dux inquieti turbidus Hadriae.*

**) *nostrisque ductum seditionibus bellum resedit.*

***) *aurum .. spernere fortior quam cogere.*

†) *quicumque mundo terminus obstitit, hunc tanget armis.*

††) *fata Quiritibus hac lege dico ne .. tecta velint reparare Troiae.*

und dem Indersieger Bacchus wird auch ihm dereinst im Götterkreise der Nektar kredenzt werden*).

Keiner, der mit offenen Augen dieses ernste und schwungvolle Gedicht liest, kann sich dem Gedanken entziehen, daß der warnende Sänger Byzanz geahnt hat, die *nova Roma* an den Dardanellen; und man irrt damit nicht. Der Dichter spricht nur aus, was die unvollkommene geschichtliche Überlieferung dieser Epoche zu melden versäumt hat und was dennoch unendlich wichtiger ist als beinahe alles, was sie berichtet. Sicher ist es in all den Jahrhunderten der Republik keinem römischen Bürger, welcher Art er sein und welcher Partei er angehören mochte, auch nur in den Sinn gekommen, daß das Römerreich anderswo als in Italien und Italien anderswo als in Rom seinen Mittelpunkt finden könne. Aber es ist nicht minder unzweifelhaft, daß umgekehrt gleich mit den Anfängen der Monarchie die Frage in Rom ihren Einzug gehalten hat, ob für den lateinisch-griechischen Großstaat, für das ungeheure Reich des Mittelmeers die italische Kontinentalstadt der rechte Mittelpunkt sei, weiter die Frage, ob der neue Wein nicht den neuen Schlauch, die Umgestaltung der alten Ordnung nicht die Dekapitalisierung Roms notwendig mache. Es bestätigt sich dies durch ein weiteres kaum weniger beredtes Zeugnis eines Zeitgenossen des Horaz und eines nicht minder berühmten. Der Geschichtschreiber Livius**), dessen hieher gehörige Bücher unseren Liedern genau gleichzeitig sind, führt seinen Lesern dieselbe Frage im mythhistorischen Gewande vor. Bei Gelegenheit der Eroberung Vejis wird bei ihm darüber verhandelt, ob nicht neben Rom oder auch statt desselben die schöne Etruskerstadt der Sitz der Herrschaft werden solle, und die große Rede des Camillus entwickelt völlig den gleichen Gedanken, daß Rom nicht sein könne außerhalb Rom. 'Soll unser Sieg', heißt es hier, 'die Heimat ärger verwüsten als es der Angriff der

*) *Augustus recumbens purpureo bibet ore nectar.*

**) An den Camillus des Livius hat mich zur rechten Zeit Wilamowitz erinnert.

Barbaren getan hat? ist hier nicht jeder Fleck durch fromme Erinnerungen, durch die Spuren der Väter geheiligt? kann der Kapitolinische Jupiter vom Kapitol, kann Romulus Quirinus vom Quirinal nach der Stadt der Landesfeinde auswandern? Hier weht gesunde Luft auf den Hügeln, hier bringt uns der Strom die Ernten aus dem Binnenland, hier ist das Meer fern genug, um jeden Angriff der Piraten auszuschließen, und doch so nahe, daß es uns alles gewährt was wir brauchen; hier ist der Mittelpunkt Italiens.' Horaz wie Livius sprechen im Sinne des neuen Augustus. Sein Regiment, ein Kompromiß zwischen der alten Republik und der neuen Herrengewalt, hat so gehandelt, wie die Juno des Dichters, der Camillus des Historikers es verlangen: Rom blieb in Rom und die einzige Reichshauptstadt. Als jenes Kompromiß fiel und Diokletian und Konstantin die reine Monarchie durchführten, war ihr erster Schritt die Dekapitalisierung der Hauptstadt, ihr zweiter die Gründung des neuen Roms am Bosporus. Man kann es in einzelnen Spuren verfolgen, daß während der großen Stagnation der drei ersten Jahrhunderte des Kaiserregiments diese allentscheidende orientalische Frage doch nie völlig von der Tagesordnung verschwunden ist, bis dann die Geschicke sich erfüllten und der letzte Akt des großen historischen Schauspiels auf griechischem Boden sich vollzog. Allerdings ging dann auch des Dichters Fluch in Erfüllung: nicht Siegestaten und Eroberungen, sondern Niederlagen und Zerfall füllen die lange Agonie des Konstantinischen Neuroms.

So feierlich wie in diesem mächtigen Liede spricht Horaz nicht leicht, und er selber ruft seiner Muse am Schluß desselben die Warnung zu sich nicht allzu hoch zu versteigen*) und den Olymp in Ruhe zu lassen. In dem folgenden Liede kommt sie denn auch vom Himmel herab**) und mehr als vielleicht irgendwo sonst tritt hier die Person des Dichters in den Vordergrund.

---

*) *quo Musa tendis?*

**) *descende caelo.*

Seine Knabenzeit kommt ihm wieder; er ist wieder auf den Bergen der apulischen Vaterstadt bei seiner märchenreichen Amme Pullia*); müde vom Spiel ist er unter den Bäumen eingeschlafen und der Schwarm der Tauben deckt sorglich den künftigen Dichter vor dem Stich der Natter und dem Bisse des Bären; wundernd schauen die Bewohner der kleinen Gebirgsstädte der Nachbarschaft, die Acerentiner, die Bantiner, die Forentaner dem Zeichen zu. So ist er gefeit, und er führt dies weiter aus: er erinnert sich der bestandenen Gefahren, des Schlachtfeldes von Philippi, der stürmischen Überfahrt nach Sicilien, des neben ihm niederschlagenden Baumes — nichts hat es ihm anhaben können, und sollte ihn sein Los zu den Britten oder den Skythen führen, es werden auch dort die Göttinnen die Hand über ihm halten. Dieses zarte Verhältnis der Muse zu ihrem Dichter hat nichts zu schaffen mit der großen Politik; aber auch hier kommt er mit feiner Wendung zurück auf Augustus. Die Poesie des Augustischen Zeitalters ist auch ein Teil seines Friedenswerkes. Eben die Musen knüpfen den Dichter an den Herrscher; auch dieser lauscht ihnen gern und wenn er ausruhen darf von den Geschäften des Staates, der Überführung seiner siegreichen Soldaten in die ihnen bereiteten friedlichen Ansiedelungen, dann verschönen die holden Klänge der Poesie seine Mußestunden und stimmen ihn zur Milde. Die Musen, sagt der Dichter, der dies ja an sich selbst erfahren hatte, geben milden Rat und es freuen sich dessen die Holden**). Aber die Milde ist nur am Platz nach dem Siege. Noch einmal entrollt der Dichter das Bild des gewaltigen Ringens, dem der schwer gewonnene Frieden entsprungen ist, diesmal, wie schon in dem ersten Gedicht, anknüpfend an den Kampf der Giganten gegen die himmlischen Heerscharen. Jupiter und Augustus fließen

*) *me fabulosae Vulture in Apulo nutricis extra limina Pulliae* (so die besten Hdschr.). Der Name ist gewöhnlich und die Nennung der Amme hier ebenso berechtigt wie die der drei apulischen Städtchen.

**) *vos lene consilium et datis et dato gaudetis almae.*

hier in nicht korrekter Anschauung dem Dichter dermaßen zusammen, daß der Gott Kaiser herrscht einerseits über Erde und Meer, andererseits über die Städte des Reiches und die barbarischen Königreiche*), er die Scharen der Götter ebenso befehligt wie die der Menschen. Die Ausführung im einzelnen läßt die Erdenwelt fallen und ist rein mythologisch gehalten; die Gäa weint um ihre vom Blitz erschlagenen Riesensöhne ganz wie auf dem pergamenischen Fries. Aber die abschließende Betrachtung des Dichters, daß Gewalt ohne Einsicht in sich selbst zusammenbricht**) und sie den Göttern nur da wohlgefällig ist, wo sie sich selber mäßigt, spricht wieder scharf und klar die Gegensätze aus, welche in diesem Akt der großen römischen Schicksalstragödie miteinander rangen.

Das fünfte Gedicht ist eine Verteidigung des Augustus wegen seiner äußeren Politik. Nichts scheidet diesen schärfer von dem Manne, dessen Namen er trug und dessen Werk er weiterführen sollte, als sein Abwenden von der weiteren Ausdehnung des Reiches. Daß Britannien, Germanien, das Partherreich nicht sogleich oder auch überhaupt nicht zum Römischen Reich gekommen sind, das ist vielleicht die wichtigste Folge des von Brutus und Cassius vollzogenen Mordwerkes. Cäsar hatte dies alles gewollt; und da die Erbschaft der Monarchie nicht unter der Wohltat des Inventars angetreten werden kann, so ging die Verpflichtung diese Gebiete zum Reiche zu ziehen unweigerlich auf seinen Nachfolger über. Die öffentliche Meinung muß sich in dieser Richtung tief und mächtig geltend gemacht haben. Die fast unabweisbare Ableitung der starken republikanischen Gegenströmung durch die Glorien und die Victorien, die Stimmung des von Augustus reorganisierten Offizierstandes, die unleugbare Unfertigkeit der Zustände besonders im Westen haben Augustus bestimmt das

*) *qui terram inertem, qui mare temperat ventosum et urbes regnaque tristis divosque mortalisque turmas imperio regit unus aequo.*

**) *vis consili expers mole ruit sua.*

Cäsarische Kriegsprogramm unverändert festzuhalten, und nirgends ist dies schärfer ausgesprochen als im Eingang unseres Gedichts: die Eroberung Britanniens und Persiens wird hier bestimmt verheißen, ja erst wenn diese vollendet sein werde, wird Augustus ebenso als der irdische Gott sich offenbart haben, wie Jupiter sich offenbart durch den Donner als der Herr des Himmels, und wird er also als lebendiger Gott die Erde beherrschen. Ebenso hat er vorher in dem Soldatengedicht den Legionar geschildert, wie er den Parther niederwirft und die Braut des persischen Prinzen zitternd dem römischen Löwen nachschaut. Allein dieses Programm sollte, wie dies ja auch sonst vorkommt, die Absichten seines Urhebers nicht offenbaren, sondern verdecken; und daß es keinen weiteren Zweck hatte, war durch den Krieg gegen Antonius in unbequemer Weise jedem, der sehen wollte, offenbart worden. Der Verlauf desselben hatte den Sieger nach Ägypten und nach Syrien geführt. Er gebot über ungeheure Truppenmassen, für welche es nirgends sonst eine Verwendung gab. Mit dem Partherkönig Phraates befand Rom sich im Kriegsstand; auch König Artaxes von Armenien, einst von Antonius als Geisel in Alexandrien festgehalten und aus der Gefangenschaft entwichen, war durch die Parther auf den Thron gesetzt und stand vor wie nach der Katastrophe des Antonius mit den Römern in offener Fehde. Der Rachezug wegen des Tages von Karrhae, die Unterwerfung der Parther lag damals viel näher und war viel leichter auszuführen als da der Diktator Cäsar sich zu dem gleichen Unternehmen anschickte. Augustus aber kehrte aus dem Orient heim, ohne in dieser Hinsicht irgend einen Schritt getan zu haben. Es soll hier nicht gefragt werden, inwieweit dies klug war oder schwach oder beides zugleich; daß nicht wenige, und vermutlich eben die tatkräftigsten und die treuesten Anhänger der neuen Monarchie darüber stutzten, ist zweifellos; sicher ist gleich darauf der ernste spanische Krieg hauptsächlich unternommen worden, um mit der Tat zu beweisen, daß dem Nachfolger Cäsars nicht die Schlagfertigkeit fehle, sondern er nur sie mit der Besonnenheit verbinde und den näher-

liegenden Aufgaben vor weiter aussehenden den Vorzug gebe. Diesen Tadlern antwortet hier der Dichter. Schon in dem großen dritten Gedicht findet sich die Wendung, daß bei Roms gewaltiger Machtstellung wenig darauf ankomme, ob die ihm Entlaufenen irgendwo als Könige regierten*), wo augenscheinlich der armenische Artaxes gemeint ist. Hier in dem fünften ist die Verteidigung anders gewendet. Zehntausend römische Bürger waren bei der Katastrophe des Crassus in parthische Gefangenschaft geraten; als vierundzwanzig Jahre später Augustus nach Syrien kam, mußten deren nicht wenige noch am Leben sein, und begreiflicherweise machten die Kriegslustigen in erster Reihe geltend, daß die römische Ehre deren Befreiung verlange. Darauf antwortet der Dichter mit einer dem Regulus in den Mund gelegten Ausführung: der gefangene Römer sei kein Römer mehr und der Befreiung nicht wert. Der schroffe Übergang von dem Kriegsprogramm zu dieser Abweisung desselben zeigt klar genug deren logische und praktische Bedenklichkeit; aber die Intention des regierungsfreundlichen Dichters tritt darum nur um so deutlicher zu Tage. Man möchte meinen, daß selbst im Senat solche Stimmen laut geworden sind und daß aus diesem Grunde der Dichter zweimal an ihn sich wendet, Regulus die schwankenden Gemüter der Väter der Stadt, *labantes patres*, zu patriotischer Resignation ermahnt.

Das sechste und letzte Gedicht erläutert sich selbst. Es ist einer der charakteristischen Züge der Augustischen Staatsreform und ebenfalls ein scharfer Gegensatz zu der Cäsarischen, daß ihr Fundament die restaurierte Orthodoxie war. Dies nimmt der Dichter auf. Der Römer herrscht, weil er gottesfürchtig ist**). Alles Unheil, welches die Ausländer über Rom gebracht haben oder fast gebracht hätten, die wiederholten Siege der Parther, die Schande, daß die Pfeile der Geten und die Galeeren der Ägypter die heilige Stadt haben zittern machen, geht zurück auf die Ver-

*) *qualibet exules in parte regnanto beati.*

**) *dis te minorem quod geris, imperas.*

nachlässigung der Tempel. Aus dem Mangel der Gottesfurcht folgt weiter der Verfall der Sitten, namentlich der Frauenzucht; unsere Väter waren nicht was unsere Ahnen und schlechter als sie, werden wir ein noch erbärmlicheres Geschlecht erzeugen*). Dies Gedicht ist die poetische Verklärung der Sittenreform, zu welcher Augustus ebendamals die ersten Schritte getan hatte und der er von da an sein Leben gewidmet hat. Daß er unmittelbar nach seiner Rückkehr sämtliche Tempel in Rom, zweiundachtzig an der Zahl, einer umfassenden Restauration unterwarf, erzählt er selbst in seinem Rechenschaftsbericht; und obwohl sein Ehebruchsgesetz sich nicht mit Bestimmtheit datieren läßt, so kann eben nach den Äußerungen des Dichters daran kein Zweifel sein, daß wenn nicht dieses selbst, doch die Vorbereitungen dazu in dieselbe Epoche fallen. Auch dies kehrt alles völlig wieder bei dem Livianischen Camillus. Die Vernachlässigung der religiösen Pflichten hat die Katastrophe über Rom gebracht; die Gottesfurcht zieht jetzt wieder ein und der Sieger erneuert, bevor die Häuser der Menschen wiederaufgebaut werden, vor allem die sämtlichen Gotteshäuser der verwüsteten Stadt.

Damit ist der Kreis dieser Gedichte geschlossen. Sie werden alle ungefähr gleichzeitig geschrieben sein. Der Herrscher kam im Sommer des J. 29 v. Chr. nach Rom zurück und erhielt nach dem vorläufigen Abschluß seiner staatlichen Ordnungen im Anfang des J. 27 den Namen Augustus; der Dichter hat bereits Kunde von seinen neuen Einrichtungen und nennt ihn mit dem neuen Namen; wir werden annehmen dürfen, daß die sechs Gedichte um diese Zeit entstanden sind. Sie schließen wohl zusammen. Nach der Einleitung über das allwaltende Schicksal und die menschliche Bescheidung führt der Dichter uns vor den Preis der Tapferkeit und der Treue in Anwendung auf den neuen Soldaten- und Beamtenstand; die Abwehr der drohenden Unterwerfung Roms unter

*) *aetas parentum peior avis tulit nos nequiores mox daturos progeniem vitiosiorem.*

die Griechen; die Besiegung des Antonius; die Unstatthaftigkeit des Partherfeldzugs; endlich die Wiederherstellung der Gottesfurcht und der Sittenzucht. Es sind höfische Gedichte; die Muse tut mitunter darin Advokatendienst und die Vermischung des Olymps und des Palatins führt hier und da zu Unklarheiten und Geschmacksfehlern. Aber dies trifft nur Nebensachen. Darf man den richtig fühlenden und heiter gearteten Dichter glücklich preisen, daß er aus den trüben Wolken entsetzlichen Haders eine reinere und bessere Staatsordnung hat hervorgehen sehen, so hat es auch Augustus wohl verdient in so feiner, so aufrichtiger und so würdiger Weise gefeiert zu werden. Die Produkte der Schmeichelliteratur pflegen zu den Werken zu gehören, die noch vor ihrem Urheber vergehen. Die Lieder des Horaz lesen wir heute noch und wenn die Barbarisierung nicht allzu rasch vorschreitet, werden sie noch manches Geschlecht erfreuen; denn im großen und ganzen ruhen sie auf rechter und echter Empfindung.

An die schöne Erscheinung eines großen Herrschers und eines dankbaren Volkes, welche die Lieder des Horaz verewigt haben, kann unser heutiges Doppelfest nicht eigentlich anknüpfen. Friedrich der Zweite hat nicht die Liebe gefunden, die er verdient hat. Der unbeschreibliche Zauber, der seine Persönlichkeit in der Jugendzeit umfloß und von dem die anmutigen Rheinsberger Erinnerungen getragen werden, hat sich nie in vollem Maße auf die Massen erstreckt; die überströmende Genialität, das in dem König stark entwickelte kaustische Element, die Abwendung von der nationalen Unart und Art standen dem hindernd im Wege. Als dann später in der fürchterlichen siebenjährigen Spannung des großen Krieges seine Heiterkeit auf den Schlachtfeldern geblieben war, da sah wohl die Welt mit Bewunderung und sahen die Preußen mit Stolz hinauf an dem Sieger von Roßbach und Leuthen; aber Vereinsamung und Menschenverachtung zogen in sein Herz ein und die mächtige Pflichterfüllung hatte nur zu stetig ihren Lohn in sich selber zu finden. Erst die späteren Generationen haben die Dankesschuld vollständig empfinden gelernt oder lernen vielmehr noch daran;

wir dürfen sagen, daß unsere Akademie wesentlich dazu beigetragen hat und weiter dazu beiträgt, die eigenartige Größe dieses Regenten mehr und mehr zur Kenntnis zu bringen. Was ihm das Leben nur halb gewährt hat, ganz hat oder wird es die Nachwelt ihm geben.

Dem jungen Herrscher, der heute an seiner Stelle steht, gehört die Zukunft. Ernste Auffassung seines hohen Amtes und pflichttreues Walten erkennen wir wohl; es ist das ein Großes, aber es ist nichts Besonderes. Wir haben es erlebt, wie der neunzigjährige Großvater, wie der sterbende Vater des Regiments gewaltet haben; in Preußen verwundert man sich nicht, wenn der Herrscher seine Pflicht tut und für das Hohenzollernblut paßt solche Lobpreisung nicht. Wir stehen an der Schwelle seiner Regierung; und jedes neue Regiment ist ein verschlossenes Buch. Noch hat kein Herrscher über Preußen gewaltet, dessen Persönlichkeit nicht schwer und eigenartig in die Wagschale gefallen wäre; noch hat keiner regiert, dem das Schicksal nicht die schwarzen wie die heiteren Lose beschieden hätte. Gewiß leuchtet unserem gegenwärtigen Kaiser insofern ein glücklicherer Stern als dem Begründer der römischen Monarchie, als er mehr zu erhalten hat als zu schaffen; ein glücklicherer auch als dem großen Friedrich, der das Werk des Vaters in der Weise fortsetzte, daß er die gerade entgegengesetzten Wege einschlug. Das Reich ist geschaffen und der Weg ist gewiesen; aber vieles ist unfertig und erwartet seine Vollendung; vieles verhadert und erwartet seine Befriedung; vieles gefährdet und erwartet seine Probe. Was auch kommen mag, Fürst und Volk sind gefaßt auf die guten wie auf die schlimmen Tage; sie wissen, daß den Deutschen das Leben nicht leicht gemacht wird, den Regenten so wenig wie den Regierten, sie wissen aber auch, daß sie für Glück und Unglück zusammengehören und im Glück wie im Unglück zusammenstehen werden. Dem ersten Wilhelm ist es vergönnt gewesen, was dem großen Friedrich das Schicksal versagt hat, daß die Liebe seines Volkes ihm, wie einst dem Kaiser Augustus, sich zugewendet und ihn durch

sein langes Leben in stetigem Steigen begleitet hat. Möge dereinst, wenn kommende Geschlechter also auf die Regierung des zweiten Wilhelm zurückblicken wie wir heute auf die des ersten, die gleiche dankbare Erinnerung, die gleiche über den Tod hinaus treue Liebe an den Namen unseres jungen Herrschers sich knüpfen.

REDE

ZUR FEIER DER GEBURTSTAGE KÖNIG FRIEDRICHS II. UND KAISER WILHELMS II.

29. JANUAR 1891 *).

Das doppelte Fest, welches unsere Akademie an dem heutigen Tage begeht und die Hoffnung hegen darf noch auf lange Jahre hinaus in gleicher Vereinigung zu feiern, ist eben in dieser Vereinigung doppelt schön. König Friedrich der Zweite ist der Zeit nach durch anderthalb Jahrhunderte getrennt von Kaiser Wilhelm dem Zweiten; aber der Preuße oder, wie wir jetzt wohl sagen dürfen, der Deutsche weiß es, daß diejenigen Tage, an welchen wir uns die neubegründete Macht und Herrlichkeit unserer Nation lebendiger als in dem gewöhnlichen gleichmäßigen Zeitengang vergegenwärtigen, die Geburtsfeste unserer Herrscher, nicht gefeiert werden können ohne dankbare Erinnerung an den letzten und größesten der drei Begründer unseres Staates, den Polarstern Deutschlands, wie Goethe ihn nannte, an den großen Friedrich. Es ist eine günstige Fügung, daß zur Zeit an diesem Feste Vergangenheit und Gegenwart geradezu sich vereinigen; wir können den Herrscher, der jetzt Friedrichs Thron und dazu weiter den Kaiserthron einnimmt, nicht würdiger feiern als in dem Rückblick auf seinen großen Vorfahren, in dem Wunsche, daß er dereinst wie nach so auch neben ihm genannt, daß beide in aller Zukunft, wie ihre Geburtstage sich begegnen, so auch miteinander gesegnet werden mögen.

*) Sitzungsberichte d. K. P. Akademie d. Wissenschaften 1891 S. 77—85 und Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reiche XV S. 321—329.

Unsere Akademie vor allem, die sich mit Stolz die Neuschöpfung des großen Friedrich nennt, ist stets des eingedenk gewesen und wird stets dessen eingedenk bleiben, daß der Königsschutz ihr angeerbt ist, daß sie seit länger als einem Jahrhundert auf königlichem Boden waltet, daß alle ihre stolzen Erinnerungen an dieser Stätte königlicher Verleihung haften, alle unsere großen Vormänner in diesem Hohenzollernhaus aus- und eingegangen sind. Wir brauchen nicht um Schutz für unsere Heimstätte zu bitten, denn längst haben wir ihn gefunden. Aus den Räumen, welche der große Friedrich ihr angewiesen hat, wird kein Hohenzoller die Akademie der Wissenschaften ausweisen.

Wenn ich es versuche Ihre Blicke heute auf eine Seite der Fridericianischen Regententätigkeit zu richten, welche in unseren Kreisen nicht so häufig wie andere Beziehungen ins Auge gefaßt worden ist, ich meine seine Maßregeln für die Volkswirtschaft namentlich aus den Jahren seiner jugendlichen Regierung, so bestimmen mich dazu die Stimmungen der Gegenwart. Wie waffenstarrend die Welt auch ausschaut, das, was die Geister bewegt, was jeden politisch Denkenden, ja man darf sagen jeden dem Bürgersinn nicht Entfremdeten innerlich beschäftigt, das ist die wirtschaftliche Zukunft der Nation oder vielmehr der Nationen; denn diese großen Probleme sind notwendig international und theoretisch wie praktisch nicht gerade die gleichen, aber wohl analoge diesseit und jenseit des Rheins und des Kanals und hinüber über den Atlantischen Ocean. Wohl liegen die Parteikämpfe der Gegenwart den Verhandlungen in diesem Saale fern und mag auch jeder Einzelne von uns dazu in seiner Art sich stellen, wer die Ehre hat im Namen der Akademie zu sprechen, hat zugleich die Verpflichtung seine persönlichen Anschauungen nicht an dieser Stelle vorzutragen. Aber was der große Friedrich in dieser Hinsicht gewollt und gewirkt, erreicht und verfehlt hat, gehört der Geschichte an und darf hier zur Sprache kommen. Freilich würde dies besser und wirksamer durch einen derjenigen Männer geschehen, welche der sehr schwierigen Entwickelung dieser Vorgänge

ihr Leben gewidmet, das massenhafte und in jeder Hinsicht ungefüge Material einigermaßen durchforscht und bewältigt haben. Ich, auf andere Forschungsgebiete angewiesen, habe dazu kaum einen Anfang gemacht. Aber die kurze Betrachtung, die ich Ihnen vorzutragen beabsichtige, hat ihren Zweck erfüllt, auch wenn sie Ihnen nichts Neues sagt und die kundigeren Hörer sicher recht vieles dabei vermissen werden: sie soll nur an die Vergangenheit insofern erinnern, als darin zu Tage tritt, was einst gemangelt hat und was durch Friedrich und nach Friedrich anders und meistenteils besser geworden ist.

Wenn die Größe staatlicher Leistungen darin gefunden wird, daß neue Wege zu alten Zielen gesucht und gefunden werden, so wird Friedrichs wirtschaftliches Regiment auf besonderen Ruhm keinen Anspruch haben; und noch weniger wird man, wenn wir vom heutigen Standpunkt aus seine Wirtschaftspolitik erwägen und, da der Lebende immer recht hat, unsere heutigen Anschauungen als die ein für allemal richtigen betrachten, geneigt sein dieses wirtschaftliche Regiment schlechthin zu preisen. Es gilt von seinem Wirtschaftsregiment einigermaßen was von seiner Strategie. Auch von dieser behaupten nicht wenige Sachkundige, daß sie weder neue Wege gebahnt hat noch die absolut besten gegangen ist, daß er, wie er selbst sich nannte, nicht mehr war als der Schüler Eugens von Savoyen und daß, wenn er selbst bei Jena den Befehl geführt hätte, er ebenfalls unterlegen sein würde. Indes auch wenn diese Behauptungen richtig sein sollten, der Größe des Mannes tun sie keinen Abbruch. Niemand kann mehr als den Besten seiner Zeit genug tun. Die furchtbare Waffe des Volkskrieges, zunächst entfesselt durch den ignoranten Instinkt des revolutionierten Paris, dann organisiert durch eine militärische Kapazität ersten Ranges, verhält sich freilich zur Fridericianischen Armee wie die Flinte zur Pike; aber ebendiese Ungleichheit schließt jede Vergleichung der Persönlichkeiten aus. Nicht viel anders verhält es sich mit der Volkswirtschaft. Das letzte Jahrhundert hat auch in dieses Gebiet so mächtige und neue Elemente eingeführt, daß

was heute wahr ist, für jene Epoche nicht so sehr unrichtig als undenkbar erscheint und es Albernheit genannt werden muß den gegenwärtigen Maßstab an jene vergangenen Zeiten anzulegen. Überhaupt aber ist für den praktischen Staatsmann es ein sehr zweifelhaftes Lob neue Wege gesucht zu haben. Vielmehr hat die rechte Staatsführung, von Ausnahmslagen abgesehen, die Aufgabe, die neuen Ideen, welche auf dem geistigen Gebiet in spontaner Weise sich entwickelt haben, mit den bestehenden Einrichtungen in vorsichtiger Weise auszugleichen; sie ist, wenn sie ihrer Aufgabe sich bewußt bleibt, nur insoweit progressiv, als auch der Konservative dies sein kann und soll. Es ist daher keineswegs ein Tadel, wenn Friedrichs wirtschaftliches Regiment nichts ist als die Entfaltung der Ideen seines Vaters. Dies gilt so vom Handel wie von der Industrie.

Die lange Leidensgeschichte des deutschen Handelsverkehrs dreht sich hauptsächlich um zwei Momente: die territoriale Zersplitterung, welche auch in den größeren Herrschaftsgebieten wegen der Nichtgeschlossenheit ihrer Grenzen eine Verkehrseinigung unmöglich machte, und das starre Festhalten derjenigen Städte, welche zu günstiger Verkehrsstellung gelangt waren, an ihren exklusiven Rechten. Die für unser Vaterland hauptsächlich wichtigen Wasserwege der Oder und der Elbe und nicht minder alle Landwege vom Binnenland an die Küste zogen sich durch die verschiedensten Territorien und der Verkehr war auf denselben noch im achtzehnten Jahrhundert ähnlich, nur etwas mehr regularisiert, als wo der Kaufmann sich mit dem Raubritter oder dem Araberhäuptling abzufinden hat. Vielleicht noch eingreifender aber hemmte ihn der Monopolismus, wie die größeren Verkehrscentren, in völliger Gleichförmigkeit, aber eben darum in stetem Krieg sowohl untereinander wie gegen die umliegenden Territorien, jede in ihrem Kreise, ihn entwickelt hatten. „Alles Getreide und Korn“, klagt ein Schriftsteller aus der Zeit des Großen Kurfürsten, „so in Böhmen, Meißen, Anhalt, Halle, Mansfeld, Erzstift und Herzogtum Magdeburg, Fürstentum Halberstadt auf die Elbe und durch die

Saale und andere Flüsse gebracht wird, soll zu Magdeburg niedergelegt und ausgeschifft werden; was aber unter der Stadt Magdeburg und mitten im Lande Magdeburg wächst, das soll bis nach Werben auf die Elbe nicht eingeschiffet und hinabwärts geführt, sondern aufwärts und zu der Stadt Magdeburg gebracht, daselbst ausgeschiffet und verhandelt werden.“ Ebenso hatte Lüneburg Brief und Siegel darüber, daß im Lande Lüneburg nicht bloß kein anderes Salzwerk angelegt, sondern auch alles Bau- und Brennholz, Kohlen, Wachs, Honig und Wolle ausschließlich nach Lüneburg gebracht und an Lüneburger Bürger verkauft werde. Das gleiche gilt von Hamburg, von Leipzig, sowie im Odergebiet von Breslau, Frankfurt, Stettin. Unter diesem sogenannten Stapelrecht, wo die Behörden der betreffenden Stadt den Verkäufern tatsächlich die Preise diktierten, hat der Verkehr noch mehr gelitten als unter den Durchgangszöllen. Ernstliche Abhülfe gegen solchen Mißbrauch der städtischen Handelsstellung konnte nur geschaffen werden durch Aufgehen der Stadt in den Staat und vor allem durch die Vereinigung der rivalisierenden Städte in derselben Hand. Nach jahrhundertlangen Kämpfen haben endlich die Hohenzollern wie den widerspenstigen Junkern gegenüber, so auch gegenüber den nicht minder störrisch auf ihre Privilegien pochenden Magistraten die Landesherrlichkeit zur Wahrheit gemacht und auch hier den kleinen Herren gezeigt, wozu der Fürst da ist. Auf diesem Wege ist es gelungen die Oderschiffahrt frei zu machen; was die von dem Großen Kurfürsten vergeblich erstrebte Gewinnung Stettins im Jahre 1720 begonnen hatte, vollendeten Friedrichs Schlesische Kriege durch die Vereinigung Breslaus mit dem preußischen Staat und durch die rechte Konsequenz davon, die Aufhebung der Stapelrechte dieser Stadt sowohl wie der früher preußischen Frankfurt und Stettin. Es war der erste deutsche Strom, der also in eine Hand gelangte, aber auf lange hinaus auch der letzte. Hinsichtlich der Elbschiffahrt verhielt Friedrich sich anders. Da an territoriale Einigung hier nicht gedacht werden konnte und die Raubzölle sich auch nicht beseitigen ließen, hat der König hier für

Magdeburg das ziemlich außer Kraft gesetzte Stapelrecht wiederum aufgenommen und damit insbesondere Leipzig Schach geboten. Allerdings paßte dasselbe denn doch so wenig in die veränderten Verhältnisse, daß noch Friedrich selbst dasselbe kurz vor seinem Tode für das Inland wiederum kassierte. Die Elbe gleich der Oder zu befreien blieb seinen Nachfahren vorbehalten.

Mehr als in den Handelsverkehr hat Friedrich in die Landwirtschaft und in die Industrie seiner Gebiete eingegriffen. Auch hier und hier vor allem ging er auf den Spuren seines Vaters. Dieser hatte, insbesondere durch die Verpachtung der ostpreußischen Domänen lediglich an Bürgerliche, den Grund gelegt zu der Erziehung einer nichtadligen, aber um so tüchtigeren Klasse von größeren Landwirten und, wo es geschehen konnte, anbaufähiges Ödland unter Kultur gezogen. Energisch tat der Sohn das gleiche. Der Schutz des bäuerlichen Kleinbesitzes und die Durchführung der rechtlichen Erblichkeit desselben ist wohl eines der wichtigsten Ziele und einer der höchsten Ruhmestitel der Stein-Hardenbergschen Reform, aber lediglich die Fortsetzung der großen Königsarbeit der Hohenzollern. Sie sind es gewesen, welche auf dem Domanium, wo sie frei zu schalten vermochten, ihren Bauern die Erblichkeit als freies Geschenk verliehen haben; und auch dem Grundadel gegenüber ist wenigstens das Bauernlegen insbesondere am Ende der Regierung Friedrich Wilhelms I. und während der ganzen langen Regierungszeit seines Sohnes in schärfster Weise niedergehalten und sind die Rittergutsbesitzer gezwungen worden die erledigten Stellen nicht einzuziehen, sondern mit den Bauern zu besetzen. Ihnen, sagt einer unserer namhaftesten Statistiker, haben wir mehr noch als Stein und Hardenberg es zu danken, daß in unserem Nordosten nicht vorpommersche und mecklenburgische Zustände herrschen. Die Zahlen reden eine beredte Sprache. Im preußischen Pommern vermehrte sich zwischen dem zweiten Schlesischen und dem Siebenjährigen Krieg die Landbevölkerung um mehr als den fünften Teil; fast im gleichen Verhältnis stieg die Volkszahl in der Kurmark. In den letzten

20 Jahren seines Lebens hat Friedrich nach der Schätzung von Sachverständigen 20 Millionen Taler für die Ansiedelung von Kolonisten aufgewandt. Er wußte auch, wie die Fronden drückten. „Soviel Geschrei es geben wird“, verordnete er 1748, „so sollen doch sowohl bei den königlichen Ämtern als bei den Edelleuten den Bauern ein paar Tage in der Woche abgenommen werden.“

Das Verhältnis der beiden Herrscher zu der Industrie zeigt wohl eine gewisse Befangenheit in dem Bestreben das Land ganz auf sich selbst zu stellen und soweit irgend möglich kein Geld ins Ausland gehen zu lassen. Aber es sind doch wichtige und heilsame Gedanken, daß der preußische Soldat in preußisches Tuch gekleidet werden muß und daß es selbst für den König sich nicht schickt Kleider von anderer Wolle als einheimischer zu tragen. Der Weg zu diesen Zielen war freilich der einer Bevormundung, die unsrer entwickelten Volkswirtschaft befremdlich erscheint; aber sie sollte es nicht vergessen, daß sie wie diesem Mündelzwang entwachsen, so auch aus ihm erwachsen ist. Wie weit die Vormundschaft ging, ist ja bekannt. Die Regierung verbot nicht bloß die Ausfuhr der Wolle, sondern kaufte auch für die kleinen Fabrikanten ein und nahm ihnen ihre Fabrikate ab für die Armee. Der große König merkt sich auf seinen schlesischen Reisen an, ob nicht etwa in Striegau eine Vitriolmanufaktur, in Gleiwitz eine für Halbwolle und Halbleinen angelegt werden könnten, in Tarnowitz würden Kunstschreiner wohl gute Nahrung finden. Herbeiziehung von Ausländern und Erteilung von Privilegien wurden in umfassender Weise zur Hebung des Gewerbfleißes angewendet. Aber Friedrich hat nie vergessen, daß der Vormund nicht für sich, sondern für den Mündel arbeitet und daß der Mündel nicht ewig unmündig bleiben darf. Abgesehen von dem Salz- und dem Tabakmonopol, die vielmehr in die Kategorie der indirekten Steuern gehören, hat Friedrichs Fiskus nicht für sich, sondern zum Besten des Ganzen oft mit unmittelbarem Verlust gewirtschaftet und als festen Grundsatz Friedrich es hingestellt, daß jede von ihm privilegierte Fabrik ihr Privilegium nicht länger behalten dürfe, als bis sie im stande sei

auf eigenen Füßen zu stehen. Der fiskalische Eigenbetrieb sowohl bei den Domänen wie bei den Bergwerken und Forsten war eine Musterwirtschaft für das ganze Land und ist zum guten Teil bis auf den heutigen Tag maßgebend geblieben. Wenn man hinzunimmt, daß dies alles durchgeführt wurde teils unter dem Druck vieljähriger am Abgrund des Verderbens hinführender Kriege, teils während eines zu keiner Zeit voll gesicherten, oft schwer gespannten Friedensstandes, so stehen wir mit Ehrfurcht vor dem großen Mann, der all diese Tätigkeit und all diese Verantwortung, diesen ungeheuren Ernst der Dinge mit Melodieen und Scherzversen zugleich in der Seele zu tragen gewußt hat.

Sehen wir genauer zu, so sind es doch schließlich die hohen ethischen Triebfedern, welche mehr noch als Geistesschärfe und Geisteskraft den preußischen Staat begründet und damit schließlich das Deutsche Reich wiederaufgerichtet haben. Es ist eine alte Rede, und doch muß sie immer und immer wieder gesagt werden: die Pflichttreue unsrer Beamten und vor allem der ersten derselben, unsrer Fürsten, ist das Sondergut, welches unsre arme Heimat, unsre schwerflüssige Nation vor den andern voraus hat. Wachsamkeit, Arbeitsamkeit, unbestechliche Ehrlichkeit — das sind die drei Dinge, welche Friedrich in der Instruktion von 1748 von jedem Beamten fordert; und er durfte sie fordern, denn er übte sie alle selber jedem voran. Sein weit ausgreifender für alles Humane leicht empfänglicher Sinn hat ihn nie abgehalten unentwegt mit seinem Adlerblick nach außen wie nach innen des Landes Wohl zu überwachen. Kein Tag weder in der Jugend noch im Greisenalter ist ihm vergangen, an dem er nicht zunächst die strengen königlichen Tagespflichten erfüllt hätte. Während er, mit dem Haushalt des Staats schaltend als alleiniger freier Herr, Millionen über Millionen zum Besten der allgemeinen Wohlfahrt aufwandte, belief das Alimentaire, wie er es nannte, welches er selber sich aussetzte, für das Jahr sich auf 120 000 Taler. Das Beispiel und das Muster wirkten, und wirken heute noch. Die Beamten der von ihm durchgebildeten indirekten Besteuerung der

Städte, der sogenannten Accise, haben die notwendig damit sich verknüpfende Leitung des Gewerbewesens mit einer Pflichttreue und einem uneigennützigen Eifer geführt, daß recht eigentlich sie die wirtschaftlichen Erzieher unsrer städtischen Bevölkerung geworden sind. In jedem andren Beamtenkreis walteten die gleichen Elemente. Vergleicht man die preußische Staatswirtschaft des achtzehnten Jahrhunderts mit der gleichzeitigen französischen, so tritt es mit schneidender Deutlichkeit uns entgegen, daß die ungeheure Verschiedenheit nicht in den Systemen liegt, sondern in deren Handhabung. Die Verpachtung der Staatseinnahmen wußte man auch bei uns wohl zu schätzen mit ihrer für die Staatswirtschaft vor allem wünschenswerten sicheren Fundierung festen Ertrages; aber was für die Domänen Regel war, ist im preußischen Staat nie auf die Staatsabgaben erstreckt, nie jene unheilvolle Mittelmännerwirtschaft eingeführt worden, wie sie die Publikanen der Römer und in Frankreich die Generalpächter ausgeübt haben. Mit Monopolen und Privilegien ist in beiden Ländern vielfach gefehlt worden; aber bei uns waren dies verfehlte Maßregeln des öffentlichen Interesses, in Frankreich überwiegend Bereicherung höfischer Männer und gefälliger Frauen zu Lasten der Allgemeinheit. Wie durchaus das ethische Fundament schließlich die Entscheidung gibt, das zeigt nichts so klar wie der Zusammenbruch des stolzen Fridericianischen Staatsbaues kurze zwanzig Jahre nach Friedrichs Tode. Die Günstlings- und Maitressenwirtschaft unter seinem nächsten Nachfolger, die Verschwendung der Staatsgelder und des Staatsguts, die Erschlaffung der alten Zucht unter der falschen Frömmigkeit und der sentimentalen Gedankenlosigkeit dieses Regiments, das schwächliche Gehenlassen der Dinge unter dem persönlich achtbaren und rechtschaffenen Sohn Friedrich Wilhelms des Zweiten, das sind die Ursachen der furchtbaren Katastrophe gewesen, aus der dann die Regeneration wiederum wesentlich durch ethische Momente, durch die Selbstlosigkeit der Scharnhorst und seiner edlen Genossen, durch die Hingebung des ganzen im Unglück gereinigten Volkes herbeigeführt worden ist.

Daß die Rechtschaffenheit die Seele unsres Staates, *iustitia regnorum fundamentum* ist, das empfindet noch heute jeder Bürger desselben. Wenn Borniertheit, Verkehrtheit, Hochmut des einzelnen Beamten schädigend und verletzend auftreten, so betrachtet das Publikum solche Vorgänge regelmäßig mit einem gewissen Gleichmut, etwa wie die unbequem kalten Dezember- und die unbequem heißen Augusttage; sie sind übel, aber auch unter den Engeln zählt der Herrgott gefallene und an den Grundfesten unsres Staates rütteln dergleichen Mißstände nicht. Aber wenn von Durchsteckerei und Unehrlichkeit preußischer Beamten etwas verlautet, so geht ein Schauder auch durch die Kreise, die davon persönlich nicht berührt werden. *Iustitia regni fundamentum, regni et imperii Germanici.*

Diese Grundlage unsres Staatswesens berechtigt uns und wird auch unsre Nachfahren berechtigen die Friedrichsfeste und die Geburtsfeste seiner Nachfolger mutig und freudig zu feiern. Der Erbe Friedrichs des Zweiten zu sein ist nicht leicht, ist auch dadurch nicht leichter geworden, daß inzwischen die Erbschaft sich in glorreicher Weise gemehrt hat, daß der Großstaat, welcher einst durch die Geistesgewalt des Herrschers ergänzen mußte, was an materieller Macht ihm abging, heutzutage auf seinem eigenen Schwergewicht ruht. Die Aufgabe ist eine andre geworden, aber der schwere Ernst der Lage ist nach dem großen Französischen Krieg nicht geringer als nach dem Siebenjährigen. Die Hoffnung unsrer jungen Jahre, daß ein friedliches und freundliches Nebeneinanderstehen der großen Nationen unsrer Kulturwelt sich ausbilden und befestigen werde, diese Jugendhoffnung ist nicht mehr die Hoffnung unsres Alters. Daß wir zum ewigen Frieden gelangen, ist allerdings möglich, aber wie es scheint nur auf demselben Weg, welcher die antike Civilisation schließlich dahin geführt hat. Wenn die gewaltigen Massen, die zur Zeit in bewaffnetem Frieden sich einander gegenüberstehen, in naher oder ferner Zeit gegeneinander losbrechen sollten und, wie es dann nicht unwahrscheinlich ist, eine derselben die übrigen schließlich meistert und diese Meisterung mit voller Unerbittlichkeit ausnutzt, dann aller-

dings ist Aussicht auf ewigen Frieden, eben wie das Römerreich ihn der älteren Kulturwelt gebracht hat. Denn freilich gibt es für die Krankheit keine sichrere Abhülfe als den Tod. Daß aber dies der Tod sein würde für die Sieger nicht minder wie für die Besiegten, das zeigt die Geschichte der antiken Welt mit schneidender Schärfe. Daß die Kaufleute und die Beamten, welche jenen unerbittlichen Kriegserfolg fruktifizierten, der siegenden Nation angehörten, hat daran nichts geändert, daß die Römer wie die Hellenen und die Phönikier an diesem ewigen Frieden zu Grunde gegangen sind. Wie nahe die heutige Kulturwelt diesem Abgrund stand, als am Anfang unsres Jahrhunderts ein vaterlandsloser General ein solches Weltreich zu begründen versuchte, davon zittert das heilsame Entsetzen noch heute nach in den Gemütern aller Nationen; mit Recht führt die erlösende Katastrophe ihren Namen von dem viel mißbrauchten der Freiheit. Es ist die Aufgabe jeder großen Nation diese letzte Konsequenz abwenden oder wenigstens solange wie möglich hinausschieben zu helfen; und nach ihrer Lage und ihrer gegenwärtigen Macht vor allem die Aufgabe der deutschen. Erschreckend gerüstet dazustehen, nicht um zu schlagen, sondern um zu bändigen ist eine schwere Pflicht, schwer für den Fürsten und schwer für die Nation. Aber wir dürfen es sagen: wir sind es von den Vätern her gewohnt schwere Pflichten zu erfüllen und wir wollen die gute Gewohnheit auf unsre Söhne vererben. Das landläufige Wort, daß Preußen durch die Hohenzollern ist was es ist, ist mehr höfisch als richtig. Es ist wahr, unsre Fürsten, die da waren und sind, sind stets in voller treuer entsagender Pflichterfüllung vorangegangen, und die Knaben in unserm Königsschloß werden, das hoffen wir, ebenso unsern Kindern vorangehen. Aber die Staatsbürger alle haben ihr Teil an dieser Pflicht und auch ihr Teil an dieser Ehre. Unser Gut wird stetig und wer weiß wie bald unser Blut von uns gefordert; daß wir beides geben, versteht sich von selbst, daß wir es freudig geben, das steht bei uns. Möge es oben wie unten einem jeden gelingen seine Pflicht ganz und gern zu tun.

ANSPRACHE

AM LEIBNIZSCHEN GEDÄCHTNISTAGE

4. JULI 1895*).

Wenn Jahr für Jahr der akademische Leibniztag herankommt, so legt er uns, den Mitgliedern der von Leibniz ins Leben gerufenen Akademie, wieder und wieder die Frage vor, ob wir es rechtfertigen können uns gewissermaßen seine Nachfolger zu nennen. Wohl hätte er, zugleich Mathematiker, Physiker, Philosoph und Historiker, das Recht gehabt den Begriff der prästabilierten Harmonie auf sich selber anzuwenden; das große Geheimnis der Individualität, die Einheit der verschiedenartigen Kräfte hat vielleicht niemals so vollkommen sich innerlich vollendet und so mächtig nach außen gewirkt wie in diesem größten Manne einer nicht glänzenden Epoche unserer nationalen Geschichte. Die Wissenschaft allerdings schreitet unaufhaltsam und gewaltig vorwärts; aber dem emporsteigenden Riesenbau gegenüber erscheint der einzelne Arbeiter immer kleiner und geringer. Für die weitgedehnten Kreise der Gesamtforschung, die dem einzelnen fremd sind, sucht er sich wohl Achtung und Wohlwollen zu bewahren; der Mut die Wissenschaften, die man nicht beherrscht, zu verachten ist in Deutschland glücklicherweise selten. Aber was ist Achtung ohne Verständnis? und das Wohlwollen ohne Wissen steht ungefähr auf einer Höhe mit der platonischen Liebe. Wenn Leibnizens Akademie als Fortführerin seiner Arbeiten betrachtet werden darf und wenn sie darin ihre rechte Legitimation hat, so können wir uns doch nicht verbergen und müssen uns damit abfinden, daß diese Fort-

*) Sitzungsberichte d. K. P. Akademie d. Wissenschaften 1895 S. 733—735.

führung, in ihrer Zersplitterung auf mehrere Klassen und innerhalb dieser Klassen auf zahlreiche engere Kreise, ein Surrogat ist, unentbehrlich und wirksam, aber nicht unbedingt gesund und nicht unbedingt erfreulich. Unser Werk lobt keinen Meister und keines Meisters Auge erfreut sich an ihm; denn es hat keinen Meister und wir sind alle nur Gesellen.

Auch das Verhältnis der Wissenschaft zum Staat ist im Lauf der Zeiten ein anderes geworden. Freilich verfügen wir über weitaus größere Hülfsmittel, als sie älteren Generationen zu teil wurden. Nicht bloß die von unserer Regierung mit anerkennenswerter Freigebigkeit gesteigerte Dotierung sowie die von Privaten aus Interesse für die Wissenschaft uns zugewandten, eben in dem verflossenen Jahre in ungeahntem Umfang vermehrten Stiftungsgelder kommen uns zu gute; auch der gesamte Aufschwung der Humanität, die Ausdehnung der Civilisation über bisher ihr ferner stehende Gebiete, die erleichterten und verbilligten Verbindungen, die zahllosen technischen Vervollkommnungen und Neuentdeckungen sind wichtige Hebel auch des wissenschaftlichen Fortschritts. Aber das tiefe innerliche Verhältnis zwischen Wissenschaft und Staat, auf dem Preußens Größe und Deutschlands Weltstellung mitberuht, besteht so wie früher heute nicht mehr. Wir feiern noch jährlich den Friedrichstag, den 24. Januar und wir werden ihn feiern, solange es eine preußische Akademie gibt; aber Friedrichs Auge ruht nicht mehr auf der von ihm neu belebten Anstalt und wir wissen es, daß er Friedrich der Einzige war und bleiben wird. Wir wissen nicht minder, daß die Zeiten, wo der Erforscher der Kawisprache und der Begründer der Monumenta Germaniae historica Minister des preußischen Staats sein konnten, unwiederbringlich dahin sind. Auch dies hängt zusammen mit dem vorher berührten Steigen des Arbeitsergebnisses und dem Sinken des einzelnen Arbeiters. Wie die Dinge jetzt liegen, kann die Wissenschaft nur den Fachmann brauchen und schließt die Dilettanten aus. Das ist richtig und notwendig; aber die enge Beziehung des Staatsmannes zur Wissenschaft, die ihr von hochgestellten preußischen

Beamten früherer Generationen bewahrte innige oft leidenschaftliche Liebe ist mit dieser strengen Haltung der alternden Pallas Athene unvereinbar. Wir klagen nicht und beklagen uns nicht; die Blume verblüht, die Frucht muß treiben. Aber die Besten von uns empfinden es, daß wir Fachmänner geworden sind.

Erwägungen, wie die eben ausgesprochenen, legt der heutige Leibniztag uns vor allem nahe. Wir haben in dem verflossenen akademischen Jahr neben anderen schweren Verlusten auch den Mann hergeben müssen, der mehr als irgend ein anderes Mitglied sich kraft eigenen Rechts Leibnizens Nachfolger nennen durfte, dessen hoher Forscherflug, dessen tief eindringender Scharfsinn die Geistes- wie die Naturwissenschaften gleichmäßig umspannten. Sie werden noch heute aus berufenerem Munde seinen Namen nennen und sein Wirken schildern hören; ich will nicht vorgreifen um so weniger, als gerade in der Erinnerung an ihn es nur zu deutlich und nur zu schmerzlich mir zum Bewußtsein kommt, wie durchaus für die rechte Anerkennung das Erkennen vorbedingend ist. Das aber mag noch gesagt sein, daß die Aufgabe desjenigen Akademikers, der nur mit Inbegriff seiner Kollegen sich als Nachfolger Leibnizens bezeichnen darf, eine schwere und vielfach leidvolle ist und daß das Bewußtsein dessen, was von uns geleistet werden soll und was geleistet wird, das Bewußtsein dessen, was die Gesellschaft von der höchsten wissenschaftlichen Korporation Deutschlands mit gutem Grund fordert und wie dazu die Kraft des einzelnen sich verhält, als schwerer und mit den Jahren immer sich steigernder Druck empfunden werden muß und empfunden wird.

ANTWORTEN

AUF

DIE ANTRITTSREDEN DER AKADEMIKER NITZSCH — SCHERER — PERNICE — LEHMANN — SCHMOLLER — HARNACK — SCHMIDT.

Antwort an Nitzsch, 3. Juli 1879*).

Du hast, mein teurer Kollege, mit vollem Recht darauf hingewiesen, daß die Historiker alle ohne Ausnahme, soweit sie des Namens wert sind, die Schüler Niebuhrs sind, und diejenigen nicht am wenigsten, die zu seiner Schule sich nicht bekennen. Wohl ist er es gewesen, der in einer gewaltigen Zeit, wo mit der Befreiung des Geistes und der Entfesselung der Forschung der Kampf um die verlorene Unabhängigkeit der Nation begonnen und bestanden ward, zuerst es gewagt hat die Geschichtswissenschaft an der Logik der Tatsachen zu prüfen, aus dem trüben Wust unverstandener und unverständlicher Tradition das innerlich Unmögliche auszuscheiden, das durch die notwendigen Gesetze der Entwickelung Geforderte auch da zu postulieren, wo es in der Überlieferung verwirrt oder aus ihr verschollen ist. Wir danken es ihm noch heute, daß unsere Geschichtswissenschaft dies aprioristische Moment, dies Erkennen des Gewesenen aus dem Gewordenen mittelst der Einsicht in die Gesetze des Werdens, niemals ablehnen kann und wird, daß jene platte Anschauung, wie sie bei anderen Nationen wohl begegnet, als beginne die Geschichte da, wo die Zeitungen anfangen, in Deutschland nie Boden gewonnen hat noch je gewinnen wird. Wie viel Törichtes und Nichtiges auch die Forschung nach den Urzuständen, in unserer Wissenschaft

---

*) Monatsberichte d. K. P. Akademie d. Wissenschaften 1879 S. 522—523.

nicht weniger wie auf dem Gebiet der Naturforschung, heraufführt, wir wissen doch alle, daß der Verzicht auf dieses Gebiet gleichbedeutend sein würde mit dem Aufgeben der Forschung selbst. So dürfen wir es denn auch mit besonderer Freude begrüßen, daß in einer Zeit, wo die Geschichtswissenschaft als solche insofern fast zu verschwinden scheint, als sie sich auflöst in die einzelnen Forschungsgebiete, wie die Völkerkreise und die Epochen sie bezeichnen, daß in dieser Zeit einer der wenigen Männer, welche die Geschichtswissenschaft noch in Niebuhrs Sinn als ein Ganzes betrachten, in unseren Kreis eingetreten ist, in welchem die Geschichtsforschung von jeher in ihren mannigfaltigsten Zweigen und Richtungen vertreten gewesen ist und hoffentlich immer in gleicher Mannigfaltigkeit vertreten sein wird. Denn ist auch die rechte Einseitigkeit die wahre Vielseitigkeit, so ist es eben das Privilegium einer Körperschaft die Wirkung und Gegenwirkung der einzelnen Elemente in sich zu vereinigen und also höhere Ziele sich stecken zu dürfen, als es das Individuum kann und soll.

Antwort an Scherer, 3. Juli 1884*).

Wohl heißen wir in Ihnen, mein teurer Kollege, den vielseitigen und vieltätigen Forscher, den Gelehrten und Schriftsteller reicher Frucht und reicherer Hoffnung mit herzlicher Freude willkommen. Aber zugleich hat Ihr Eintritt in unseren Kreis für die Akademie noch eine andere und weitere Bedeutung. Lebhaft ist es auch unsererseits empfunden worden, daß die veränderte Stellung der neueren deutschen Literatur in dem Gesamtwesen unseres Geisteslebens der Akademie die Pflicht auferlegt diesem Forschungsgebiet einen festen Platz in dem Kreise der akademischen Wissenschaften zu schaffen; auch tatsächlich haben darauf gerichtete, von der

*) Sitzungsberichte d. K. P. Akademie d. Wissenschaften 1884 S. 729—731.

höchsten Verwaltungsbehörde uns gestellte Fragen von bedeutender Tragweite uns diese Erweiterung unseres Gebiets gewissermaßen zur Pflicht gemacht. Es hat uns, sei es die Weisheit unserer Staatsordner, sei es die Notwendigkeit der Dinge, glücklicherweise davor bewahrt, die Vertretung der deutschen Kunst und Poesie in besonderen Institutionen zu suchen, wie sie wohl anderswo dafür geschaffen worden sind. Das Collegium poetarum der römischen Republik ist das Werk derjenigen Zeit, welche Poeten wünschte und nicht besaß; und jede ähnliche Vereinigung hat nur bestätigt, daß die großen Dichterzeiten in jeder Nation noch viel seltener und viel unberechenbarer eintreten als die guten Weinjahre und daß der Versuch den flüchtig wandelnden Musen eine feste und staatliche Stätte zu bereiten weit häufiger das Fehlen als das Vorhandensein lebendiger Klassiker zum Ausdruck bringt. Für uns Deutsche tritt noch insbesondere hinzu, daß in jeder Vereinigung dieser Art der Sache nach nur die an dem Sitz des Vereins lebenden Mitglieder etwas bedeuten und ihr den Stempel geben und daß, wenn die Berliner Akademie der Wissenschaften wohl den Anspruch machen darf, die deutsche Forschung jeder Zeit zwar nicht zu enthalten, aber doch annähernd zu vertreten, die deutsche Dichtkunst, ständig vertreten durch die jedesmal in Berlin lebenden Poeten, teilweise ein Mediokritätenbouquet darbieten würde, dem diejenigen Länder, in denen die Hauptstadt und die Civilisation mehr als bei uns zusammenfallen, nichts Entsprechendes an die Seite zu setzen haben würden. Sind dergleichen Versuche große Ideale durch allzu konkrete Realisierung zu verderben uns Deutschen zu unserem Glücke erspart worden, so ist es um so mehr Pflicht sie, soweit es möglich ist, in minder direkter, aber in der Tat besserer Form zu verwirklichen und die Pflege unserer eigenen herrlichen Dichterwelt nicht in die Hand der vereinigten, zur Zeit reimenden oder nichtreimenden Poeten zu legen, die in der Tat dazu dann am wenigsten berufen sind, wenn sie etwas leisten, sondern sie den Männern anzuvertrauen, die jene Welt liebevoll und einsichtig durchforscht haben und deutsche Art und Kunst kennen und be-

herrschen. Die Akademie hat seit einigen Jahren dies damit anerkannt, daß sie der längst bei ihr bestehenden Vertretung der deutschen Philologie eine Ausdehnung auf die früher darunter nicht befaßte neuere Literatur gegeben und die Stellenbesetzung in entsprechender Weise geordnet hat. Sie, geehrter Herr, sind der erste Akademiker, der auf Grund dieser Ordnung in unseren Kreis eintritt. Obwohl Ihnen ja auch die schon länger als kanonisch anerkannten Titel für die germanische Philologie keineswegs fehlen und wir auch nach dieser Seite hin von Ihnen die Förderung der Wissenschaft erwarten, so knüpft sich doch an Ihren Eintritt zunächst die Hoffnung, daß die umfassende Arbeit, welche die deutsche Nation zu vollbringen hat, um sich ihrer großen Geister würdig zu beweisen, die durchdringende Erkenntnis der Sprache in ihrem geheimnisvollen Verhältnis teils zu der Besonderheit der Zeit wie der Schriftgattung, teils zu der Individualität des einzelnen Schriftstellers, die Aufarbeitung der Fülle der über diesen Teil unseres geistigen Lebens vorhandenen Dokumente, die Herausgabe der klassischen Werke frei sowohl von der altbeliebten Liederlichkeit des Herunterdruckens wie von der neubeliebten Philisterei des Druckfehlersammelns, überhaupt die praktische Durchführung guter Philologie auf diesem ihrem Neuland, mit dem Ernst des Charakters und der Würde der Darstellung, welche der oft leichte und lose Stoff gebieterisch fordert, in Ihnen den berufenen Vertreter innerhalb der Akademie gefunden hat. Dies Gebiet gehört in gewissem Sinn uns allen; und es wird niemand unter uns sein, der nicht mit eigenem Anteil, wie er sonst den Arbeiten der akademischen Kollegen nur ausnahmsweise gewährt werden kann, diese Ihre künftige akademische Tätigkeit freudig begrüßt und nach Vermögen fördert.

Antwort an Pernice, 3. Juli 1884*).

Wenn unsere Akademie bestimmt ist denjenigen Kreis der Wissenschaften zu pflegen, welcher nicht in der unmittelbaren Vorbereitung auf die Pflichten und die Kämpfe des Lebens, sondern in der Erkenntnis der großen physischen und geistigen Erscheinungen und ihres inneren Zusammenhanges seinen Zweck findet, so schließt sie damit die speciellen, der praktischen Rechtsbehandlung dienenden Zweige der Jurisprudenz aus, die Rechtswissenschaft selbst aber ein. Denn das Recht ist das ordnende Walten des Staats über den Interessen und den Leidenschaften der Individuen; die Grenzen aber des Rechts und des Unrechts sind nicht die gleichen nach Zeiten und Völkern und der jedesmalige Stand der kulturellen Entwickelung findet wie in der Rechtsbildung den sichersten und den allgemeinsten Ausdruck, so auch für die spätere Erkenntnis den sichersten Messer. Mit Grund haben Sie, geehrter Kollege, es hervorgehoben, daß die Akademie auch tatsächlich zu allen Zeiten bemüht gewesen ist ausgezeichnete Rechtsforscher sich beizugesellen, und sie hat dies bei den diesjährigen Wahlen in hervorragender Weise getan. Wir freuen uns in Ihnen den rechten Vertreter desjenigen Rechts gewonnen zu haben, welches denn doch trotz aller seiner Wandelungen das des römischen Volkes ist und bleibt. Wohl hat dieses Rechtssystem, dem von Haus aus die nationale Eigenart in schärfster Weise aufgeprägt war, indem es erst das Recht eines vielsprachigen Reiches, dann in seiner Wiederaufstehung, von dem Humanismus getragen, das gemeine Recht der neueren Kulturvölker ward, gleichwie das Goldstück von Byzanz einen universalen Charakter angenommen, und diese beispiellose Höhe und Dauer der Entwickelung damit bezahlt, daß der feste Boden alles Rechts, die positive Satzung ihm fast entzogen worden ist. Die gegenwärtige Entwickelung der Rechts-

*) Sitzungsberichte d. K. P. Akademie d. Wissenschaften 1884 S. 734—735.

wissenschaft schlägt eine Richtung ein, welche die allgemeine Betrachtung nicht bloß des gesetzten Rechts, sondern auch der rechtsbildenden Grundgedanken vielleicht mehr als billig an das römische Recht anlehnt. Es ist kaum ein Gewinn für das Recht der Gegenwart, wenn keine zur Zeit herrschende Rechtsanschauung als kanonisch gilt, wofern sie nicht auch bei Papinian nachgewiesen oder doch an Papinian angeknüpft wird; und es ist sicher ein Nachteil für die Einsicht in das Recht der Vergangenheit, wenn die Gedanken anderer Kreise und anderer Zeiten aus dem römischen Recht heraus oder in dasselbe hineingelesen werden. In Ihnen ist das Bewußtsein lebendig, daß das römische Recht in der Tat das der Römer gewesen ist und nur im Zusammenhang mit dem Wesen des römischen Staats, der Republik wie des Cäsarenreiches, als ein Teil der eigenartigen römischen Civilisation recht und voll begriffen werden kann; und in diesem Sinne haben wir Sie aufgefordert, sich als einer der Unsrigen an der gemeinschaftlichen Arbeit zu beteiligen.

Antwort an Lehmann, 30. Juni 1887*).

Mit gutem Grund, geehrter Herr Kollege, erinnern Sie an die schweren Verluste, welche insbesondere auf dem Gebiete der Geschichte das verflossene Jahr der Akademie zugefügt hat. Ranke, Waitz, Duncker, länger schon vor ihnen Droysen sind nicht mehr in unserem Kreise, und die nebst unserem Kollegen Hrn. von Sybel hauptsächlich von Droysen und Duncker geleiteten Arbeiten aus dem Gebiet der neueren preußischen Geschichte empfanden diese Lücke. Wir dürfen mit Sicherheit hoffen, daß Sie, durch Neigung und Beruf zu diesen Studien geführt und in der Vollkraft des Mannesalters, dafür miteintreten werden.

*) Sitzungsberichte d. K. P. Akademie d. Wissenschaften 1887 S. 635—637.

Das Vorurteil, dessen Sie erwähnen, als halte die Akademie diesem Forschungskreis sich fern, werden wir allerdings nicht beseitigen; Vorurteile pflegen dauerhafter und lebensfähiger zu sein als Urteile und halten stand gegen alle theoretische wie praktische Widerlegung.

Die Zünftigkeit des Studienkreises, die man, wie Sie mit Recht sagen, uns vorwirft, paßt allerdings nirgend weniger hin, als auf die akademische, recht eigentlich antizünftlerische Wissenschaft, wird aber darum nicht weniger nach wie vor uns vorgehalten werden.

Aber etwas Wahres ist allerdings in diesem Vorurteil enthalten. Unsere Aufgabe hier ist eine universelle; die ganze und volle Wissenschaft ohne Unterschied von Zeit und Ort gehört in die Akademie, und dieselbe darf und wird nie vergessen, daß die Geschichte unseres eigenen Landes davon unser Teil, aber auch nur ein Teil ist. Ebensowenig kann und darf sie vergessen, daß für die Geschichte der Heimat unser Staat mit Recht in vielfach anderer Weise eintritt, daß unsere Archive, unsere Ministerien, unsere Vereine in verschiedenster Art die preußische Geschichtsforschung vorbereiten und fördern. Was in Preußen in dieser Art geschehen kann für Ägypten und Assyrien, für Hellas und für Rom, das ruht im großen und ganzen auf der Akademie. Die Ehre und die Freude, über die großen Herrscher unserer Vergangenheit die Klarheit zu verbreiten, welche in diesem Fall noch immer sich als Verklärung erwiesen hat, hat die Akademie sich nicht versagt und wird es auch in Zukunft nicht tun; aber sie würde ihrer eigensten Bestimmung untreu werden, wenn ihr die preußische Geschichte mehr wäre, als, wie Sie es ja auch fordern, ein Teil der Geschichte der Welt.

Wir heißen Sie, geehrter Herr Kollege, mit um so größerer Freude in unserem Kreise willkommen, als wir von Ihnen umsichtige und energische Fortführung derjenigen akademischen Unternehmungen erwarten dürfen, die Ihrem speciellen Forschungsgebiet angehören. Unsere Anstalt ist ein Arbeitsinstitut; ihr anzugehören ist unter Umständen keineswegs eine Sinekure. Wir haben die

Erfahrung seit Jahren gemacht, daß, wie unentbehrlich uns unsere zahlreichen nichtakademischen Mitarbeiter sind, es in hohem Grade wünschenswert bleibt an die Spitze unserer größeren Unternehmungen unsere eigenen Mitglieder zu stellen; und wir hegen die Überzeugung, daß auch in Ihrer Wahl diese Hoffnung sich erfüllen, unser Verfahren sich als richtig erweisen wird. Sie haben bewiesen, daß Sie auch der Einzelforschung gerecht zu werden wissen, und die Worte, die wir soeben von Ihnen vernommen haben, zeigen, in wie großem Sinne Sie die historischen Probleme und die akademische Tätigkeit auffassen. Es ist auch eine der Pflichten des Akademikers die Marksteine des akademischen Schaffens weiter zu setzen als die des eigenen, Unternehmungen zu fördern, die individuell genommen ihn nicht angehen. In diesem Sinne begrüßen wir Sie heute als den Genossen unserer künftigen Arbeit.

Antwort an Schmoller, 30. Juni 1887*).

Die unermeßliche Schwierigkeit, mit welcher die Wissenschaft der Nationalökonomie zu kämpfen hat, um wirklich Wissenschaft zu werden, haben Sie, verehrter Herr Kollege, tiefer empfunden und schärfer ausgesprochen, als es sonst leicht ein anderer vermöchte. Das Ringen zwischen Vorarbeit und Arbeit, zwischen Geschichte und System, zwischen Praxis und Theorie wird auf diesem Gebiet in absehbarer Zeit nicht verschwinden und die Staatswissenschaft wohl noch auf lange Zeit hinaus nicht bloß nach den Wegen, sondern auch nach den Zielen der Forschung suchen.

Das Ineinandergreifen der physischen Verhältnisse, der unberechenbaren Eigenart der Zeiten und der Volksstämme, das Eingreifen bald zum Segen, bald zum Verderben bedeutender und

*) Sitzungsberichte d. K. P. Akademie d. Wissenschaften 1887 S. 639—640.

berufener und nur zu oft auch unbedeutender und unberufener Persönlichkeiten sind hier noch schwerer auseinander zu legen als auf anderen geschichtlichen Gebieten. Die einzelne Tatsache, mit der Sie sich beschäftigen, ist oft von verschwindender Gleichgültigkeit, das Ergebnis in der Vervielfältigung häufig entscheidender für die Geschichte als Völkerschlachten und Staatsverträge. Sie sollen das Große und Ganze regelmäßig aus dem Kleinen und oft aus dem Gemeinen entwickeln, und wenn die Plastik der Darstellung überhaupt den Historiker macht, so ringt sie hier mehr als irgendwo sonst mit dem oft geringen und immer sich zersplitternden Stoffe.

Aber der eigenartige und mühselige Weg, den Sie betreten haben, wird einen Abschnitt in diesem Arbeitskreis bezeichnen. Mit Entschlossenheit haben Sie von der Theorie sich abgekehrt und der historischen Forschung sich hingegeben, und zwar im wesentlichen der Erforschung eines einzelnen Staates, des unsrigen, in welchem weniger als in den älteren die vergangenen Jahrtausende das Regiment bestimmt haben, in dem unsere großen Regenten die Wirtschaft und Verwaltung sozusagen im Neubruch organisch entwickelt haben. Ihren Spuren nachzugehen, durch all die Wechselfälle unserer Geschichte, im Frieden und Krieg, im Sturz und Sieg den Staatsbau der drei großen Hohenzollern des 17. und 18. Jahrhunderts darzulegen, das zunächst haben Sie sich zu Ihrer Augabe gestellt. Sie haben wenige Monate nach Ihrem Eintritt in unsere Gesellschaft es uns deutlich gemacht, daß auf diesem Gebiet noch vieles, ja alles zu tun ist, daß zunächst noch an die Arbeit nicht gegangen werden kann, sondern umfassende Vorarbeiten und Publikationen erforderlich sind, die dann freilich nicht ins Ungemessene auslaufen zu lassen, sondern übersichtlich und knapp zu halten die schwierige Aufgabe eines solchen Vorarbeiters sein wird. Aufgaben dieser Art zu stellen ist leicht, aber nicht leicht ist es dafür den rechten Mann zu finden, den seine Vergangenheit hinreichend legitimiert, die Kraft seiner Jahre befähigt erscheinen läßt auch ein langwieriges Werk zu beginnen.

Die Akademie hat mit Freuden das getan, was an ihr war; wir dürfen hoffen, daß dem ernst bereiteten Werke der Fortgang nicht fehlen wird.

Weiter freuen wir uns auch in Ihnen jetzt ein Mitglied zu besitzen, das berufen ist die von uns begonnenen vaterländischen Publikationen mitzuleiten. Wir freuen uns ferner, namentlich wir Älteren, in Erinnerung an unseren trefflichen Genossen, vor mehr als vierzig Jahren meinen hochverehrten Lehrer Hrn. Georg Hanßen, daß die Staatswissenschaft nicht länger in der Akademie unvertreten ist; daß sie es nach unseren Absichten nicht sein soll, das beweisen unsere diesfälligen Regulative. Möge es Ihnen und uns vergönnt sein Ihrer Wissenschaft in unserem Arbeitskreis die rechte Stätte zu bereiten und möge es Ihnen gelingen über die umfassenden Vorarbeiten hinaus, die Sie planen, zu eigentlich systematischem Schaffen durchzudringen. Gewiß bleibt nachher die eigentliche Arbeit immer noch zu tun; ob diese Ihnen aufbehalten ist oder kommenden Geschlechtern, es ist wesentlich dafür, daß Sie dies mit klarem Blicke erkennen und das letzte Ziel fest im Auge behalten.

Antwort an Harnack, 3. Juli 1890*).

Ich darf heute der Freude Ausdruck geben, daß es uns gestattet ist den Verfasser der Dogmengeschichte des Christentums den Unsrigen zu nennen, den Mann, welcher die Entwickelung des orientalischen Wunderkeimes zur weltgeschichtlichen, die Geister durch zwanzig Jahrhunderte bald befangenden, bald befreienden Universalreligion uns erschlossen, uns von Christus und Paulus zu Origenes und Augustinus und Luther geführt hat, welcher uns gelehrt hat die Macht und die Wirkung des Christentums nicht

*) Sitzungsberichte d. K. P. Akademie d. Wissenschaften 1890 S. 791—793.

lediglich in seinem Sprossen zu erkennen, sondern ebensosehr in seiner Verzweigung und Verästung. Freilich, die zufälligen Schranken, welche zwischen Theologie und Philosophie und Geschichte die Fakultätsorthodoxie zu gegenseitigem Schaden aufgerichtet hatte, schwinden hüben wie drüben mehr und mehr vor der mächtig vordrängenden rechten Wissenschaft; unsere Akademie aber darf mit Stolz darauf hinweisen, daß wir sie nie anerkannt haben und daß in dem Kreise, den Leibniz gezogen hat, für die freie Forschung von jeher Raum gewesen ist. In wie hohem Grade gerade Ihre Studien, Herr Harnack, ergänzend und belebend in diejenige Geschichtsforschung eingreifen, welche uns die Gegenwart verständlich macht, wie die griechisch-römische Civilisation eben durch ihre meistenteils gegensätzliche Verschmelzung mit dem im Orient wurzelnden Christenglauben zu einem notwendigen Bestandteil der heutigen geworden ist, das mit einem Wort zu bezeichnen muß heute genügen; Ihre und meine und vieler anderer, die da waren und sind und sein werden, Lebensarbeit ist es diesem in seiner vollen Höhe unerreichbaren Ziel näher und näher zu kommen. Aber eines der vielen Momente, um derentwillen wir Sie mit besonderer Freude als unseren Genossen begrüßen, gestatten Sie mir heute noch besonders zum Ausdruck zu bringen. Ich meine Ihre Gabe jüngere Genossen zu fruchtbarer Arbeitsgemeinschaft zu gewinnen und bei derjenigen Organisation, welche die heutige Wissenschaft vor allem bedarf, als Führer aufzutreten. Sie empfinden es, daß die Aufgabe des rechten Akademikers eine andere und eine höhere ist als sich Mitglied der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu nennen und statt des bescheidenen Oktavformats unserer Zeitschriften im vornehmen Quart gedruckt zu werden. Auch die Wissenschaft hat ihr sociales Problem; wie der Großstaat und die Großindustrie, so ist die Großwissenschaft, die nicht von Einem geleistet, aber von Einem geleitet wird, ein notwendiges Element unserer Kulturentwickelung, und deren rechte Träger sind die Akademieen oder sollten es sein. Als einzelner Mann haben Sie in dieser Richtung getan, was wenige Ihnen nachtun werden. Jetzt

sind Sie berufen dies im größeren Verhältnisse weiterzuführen; und die wenigen Monate, seit Sie uns angehören, haben uns gezeigt, daß Sie es können und daß Sie es wollen. Freilich hängt dies nicht allein von Ihnen und auch nicht von uns ab. Die Großwissenschaft braucht Betriebskapital wie die Großindustrie und wenn dies versagt, so ist die Akademie eben ornamental und müssen wir es uns gefallen lassen von dem Publikum als Dekoration angesehen und als überflüssig betrachtet zu werden. Wir müssen es hinnehmen, aber es wird uns dies nicht leicht. Wenn der Soldat nichts leistet, so fragt man nicht viel danach, ob das Pulver gefehlt hat oder der Mann versagt hat; ihm bleibt im ersteren Fall neben dem schmerzlichen Gefühl des vergeblichen Beginnens noch der bittere Eindruck des unverdienten Tadels.

Antwort an Erich Schmidt, 4. Juli 1895*).

Eben wie Ihnen, geehrter Kollege, bei dem Eintreten in unseren Kreis als erstes Wort der Name Wilhelm Scherer auf die Lippen kam, so gedenke auch ich an diesem Leibniztage mit tiefer Bewegung desjenigen von 1884, an dem ich ihm, so wie heute Ihnen, bei seinem Eintritt in die Akademie das Glückauf zuzurufen hatte. Es hat sich nicht erfüllt; nur wenige Jahre haben wir diese Jugendkraft, diese männliche Anmut, diese den frischen Reiz unseres Südens und den Ernst unseres Nordens so harmonisch in sich verschmelzende Persönlichkeit unser nennen können. Goethes Wort, daß es nichts Abgeschmackteres gibt als den Tod, in diesem Fall wenigstens traf es zu. Ihnen, der Sie früh die Arbeit begonnen haben und in frischer Kraft unserer Tätigkeit sich anschließen, sollen günstigere Sterne leuchten; wir hoffen viel von Ihrem rüstigen Schaffen.

*) Sitzungsberichte d. K. P. Akademie d. Wissenschaften 1895 S. 741—742.

Leicht ist die Aufgabe des deutschen Literarhistorikers nicht. Schwere durch Jahrhunderte andauernde Geschicke drohten unsere Nation sich selbst zu entfremden, und als die deutsche Muse sich endlich auf sich selbst besann, waren die Götter Griechenlands für sie mehr bestimmend als diejenigen, welche einst über die deutschen Felder und Wälder walteten, und ist vor dem dichtbelaubten Hain Iphigeniens und den glänzenden Sälen des Hofes von Ferrara das deutsche Wesen kaum zu Worte gekommen. Fausts Vermählung mit Helena und Euphorions Verschwinden in das Schattenreich haben leider ironische Wahrheit. Während bei anderen Völkern die politische und die literarische Blütezeit gleichzeitig eingetreten ist, hat bei dem unsrigen, nachdem die staatlose Nation sich eine Literatur geschaffen hatte und der Poet wegen der geteilten Erde sich mit dem eröffneten Himmel hatte trösten müssen, erst in unsern Tagen Volk und Staat die notwendige Durchdringung wenigstens annähernd vollzogen. Ihre und Ihrer Arbeitsgenossen Aufgabe ist es eine in der Kleinstaaterei erwachsene und tief von ihr durchdrungene Literatur in den Großstaat überzuführen und zu bewirken, daß die Nation wie Wilhelms des Ersten, so auch Goethes und Schillers nicht vergesse. Bei der unter dem mächtigen Eindruck geschichtlichen Werdens und kriegerischer Taten herangewachsenen Generation scheint die Neigung dazu nicht allzu kräftig zu sein; und Ihre Aufgabe ist schwierig. Unsere an das Altertum angelehnte Jugendbildung geht zu Ende; aber es ist leichter die klassischen Studien zu deklassieren als an die Stelle, die vor Zeiten Horaz und Homer eingenommen haben, Lessing und Goethe zu setzen. Freilich hängt diese gesunde Entwickelung der Nation nicht viel mehr von dem Literarhistoriker ab als die körperliche Gesundheit von dem Arzt. Dennoch ist Ihr Beruf ein großer und schöner. Wir hoffen mit Ihnen, daß Sie es verstehen werden einerseits die Abwege der sogenannten Goethephilologie zu vermeiden und der Kleinmeisterei des Text- und Apparatmachens und des Abdruckens seelenloser Epistolarien gebührende Schranken zu setzen, andererseits durch Klarlegung des-

jenigen Kernes der poetischen Produktion, der nicht von selbst verstanden wird, sondern Studium fordert, durch die Vorführung der noch über der einzelnen Produktion stehenden Persönlichkeit der großen Meister, durch die Klarlegung des großen Zusammenhangs der Weltliteratur die Wirkung unserer Literatur zu vertiefen und zu adeln. Des Volkes Schätze sind in eure Hand gegeben; bewahret sie!

REDEN
IM ABGEORDNETENHAUS.

ÜBER DIE KÖNIGLICHE BIBLIOTHEK*).

Meine Herren! Wenn ich mir erlaube, in so später Stunde in dieser Angelegenheit noch das Wort zu nehmen, so geschieht es nicht, weil ich daran zweifle, daß Sie die Resolution einstimmig annehmen werden, sondern weil ich glaube, daß es eines deutschen Gelehrten unwürdig ist, wenn er die Ehre hat, in einer solchen Versammlung zu sitzen, nicht für ein Institut dieser Art, das so unbeschreiblich wichtig und so unbeschreiblich vernachlässigt ist, sein eigenes Wort einzulegen. Ich weiß es ja, meine Herren, daß die besten Männer, die wir in der Staatsregierung besitzen, die besten Männer, die in unserem Hause sind, sich zu ihrer Ehre, zu ihrer Lebensaufgabe gestellt haben, nachdem unsere Nation nach außen hin glücklich konsolidiert ist, nun auch die größere, schwierigere, aber auch freudigere Aufgabe zu lösen, sie auch im Innern auszubauen und für Kunst und Wissenschaft dasjenige zu tun, was von oben her dafür geschehen kann, und was die deutsche Gelehrsamkeit allein nicht mehr zu leisten im stande ist. Ich weiß das; aber daß, so sehr auch das Bedürfnis anerkannt ist, dennoch die Bedürfnisfrage auch von mir hier dargelegt werde, das bitte ich mir zu gestatten.

Ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, meine Herren daß, was wir für Kunst und Wissenschaft zu tun denken, sehr leicht an Utopien, an vergeblichem Hoffen, an vergeblichem Wollen leiden und dadurch geschädigt werden könnte. Ich glaube, in

*) Verhandlungen d. Hauses d. Abg. 40. Sitzung am 31. Januar 1874 S. 1001—1002; 26. Sitzung am 1. Dezember 1877 S. 662—663; 32. Sitzung am 18. Januar 1879 S. 713—714.

mancher Hinsicht wollen wir hier zu viel und leben daher in einem unberechtigten Gefühle der Unbefriedigtheit. Es ist ja sehr natürlich, daß wir wünschen, unsere Kunst, unsere Wissenschaft nun nach allen Seiten auch auf die Höhe zu stellen, die unserem Volke sonst zu erreichen vergönnt gewesen ist. Das ist aber nicht in aller Hinsicht möglich. Es ist äußerst dankenswert, wenn für unser künstlerisches Schaffen das Mögliche geschieht, aber wir können doch nur das Mögliche tun. Meine Herren, geniale Kunsterzeugung ist wie ein gutes Weinjahr, das kann nicht am grünen Tisch, auch nicht im Abgeordnetenhause dekretiert werden. Wir können wohl Künstlerateliers schaffen, wir wollen ihnen allen Segen wünschen; ob aber etwas dabei herauskommt, dafür wird vielleicht der liebe Gott sorgen; wir können es nicht.

Etwas mehr läßt sich allerdings für die Sammlungen tun, aber denken wir doch nicht, daß wir jemals im stande sein werden, den Bestand der alten Sammlungen anderer Länder irgendwie zu erreichen um mit ihnen wetteifern zu können, und greifen wir nicht nach Dingen, die für uns ebenso unerreichbar sind wie der Mond. Das schadet nur dem, was wirklich erreichbar ist.

Wir können höchstens bei den neuen Erwerbungen Schritt halten mit den gleichberechtigten Nationen, und in der Tat, wir haben das getan. Sehen Sie z. B. unsere Sammlung der Sanskrithandschriften, der orientalischen Handschriften, unsere Vasensammlung an, da werden Sie sehen, daß Berlin keineswegs zurücksteht, daß wir erreicht haben, was zu erreichen war, nachdem wir in die Welt eingetreten sind. Aber in Gemälden, in Statuen zu wetteifern mit Paris, Rom, London, das wird für alle Zeiten eine Unmöglichkeit bleiben. Aber es ist vielleicht auch gar kein Unglück, daß es eine Unmöglichkeit bleibt. Es ist vielleicht gut für die deutsche Nation, daß sie ihre Gemäldegalerie in Dresden zu suchen hat und ihre Statuen in München. Es war ein genialer Gedanke, daß man das deutsche Reichsoberhandelsgericht nicht nach Berlin verlegt hat; und so ist es auch gut für Deutschland, daß die deutsche Nation ihre Regierung in Berlin zu suchen hat, aber daß

ihre Museen sich nicht in Berlin befinden. Diese Art von Centralisation brauchen wir nicht, wir vertrügen sie vielleicht nicht, wenn wir sie schaffen könnten.

Es ist also vieles nicht zu erreichen, aber das muß umso mehr dazu führen, daß wir zu erreichen suchen, was zu erreichen ist, und es sind einige Abteilungen da, in denen sich wirklich etwas Großes auch heutzutage noch schaffen läßt. Wenn Sie unser Münzkabinett betrachten, da sehen Sie, was der rechte Mann an der rechten Stelle richtig unterstützt schaffen kann; da haben Sie eine seit 30 Jahren verdoppelte Sammlung, die bald die dritte der Welt sein wird, und die, wenn in ihr weiter gebaut wird, und wenn man nicht irre wird, entschlossen fortzufahren, ebensogut mit der Zeit die erste werden kann, wie es jetzt die in London ist. — Es gibt noch andere Sammlungen, für die es einen Markt gibt, und bei denen man weiter bauen kann mit Hoffnung auf Erfolg; so die Kupferstichsammlung, vor allem aber die Bibliothek. Und auf die Bibliothek haben wir Deutsche vor allem ein Recht, denn was uns auszeichnet vor den übrigen Nationen, ist, meine ich, unsere Arbeitsamkeit.

Seines Fleißes darf sich jeder rühmen, und das darf ja auch wohl der deutsche Gelehrte tun. Aber um fleißig zu sein, brauchen wir Arbeitsmaterial; geben Sie uns unsere Zündnadeln, geben Sie uns eine gute Bibliothek, die Bilder und die Statuen können wir uns auch auswärts ansehen, — wir sind in Berlin alle auf das Reisen angewiesen. Aber für die Monate, wo wir hier zu arbeiten haben, geben Sie uns auch die Möglichkeit, recht und ordentlich zu arbeiten, zur Zeit haben wir die nicht. Es haben die Herren Vorredner bereits ausgeführt, in welchem entsetzlichen Zustande die Berliner Bibliothek ist, welche Schande es für den Staat der Intelligenz, für die Aufschrift *nutrimentum spiritus* ist. Das geht so nicht länger und kann nicht länger so gehen. Wie das auch anerkannt sein mag, es muß immer noch bestimmter und schärfer gesagt werden, daß mit solchen Mitteln nicht weiter zu schaffen und zu arbeiten ist. Es sind viele Schäden von vielen Seiten her

berührt worden; gestatten Sie mir noch auf einen Punkt hinzuweisen, auf die Verwaltung der Bibliothek, und Ihnen bei der Gelegenheit ein Beispiel vorzuführen, was bei dem Nichtweiterführen, bei dem Stehenlassen der Anstalten, wie sie einmal waren, herausgekommen ist. Unsere Bibliothek hatte aus dem Jahre 1839 einen Fonds von 8000 Talern und damals neun Kustoden; es ist seitdem eine musikalische Abteilung hinzugekommen, und zu dieser musikalischen Abteilung auch der entsprechende Kustos. Außerdem ist hinzugekommen ein Kustos für orientalische Handschriften, welcher aber nicht da ist, sondern bloß erwartet und gehofft wird. Demnach sind jetzt faktisch elf Kustoden vorhanden. Von diesen elf, wenn Sie den für die musikalische Abteilung abrechnen, bleiben zehn. Im Jahre 1839 gab es neun Kustoden, es ist also seit dieser Zeit ein einziger Kustos hinzugekommen. Dabei hat sich der Fonds von 8000 Talern auf 20 000 Taler gehoben. Der Herr Abgeordnete Reichensperger hat sich beschwert, daß dieser Fonds viel zu gering ist, er hat tausendmal recht. Aber für 20 000 Taler Bücher anzuschaffen, macht mehr als die doppelte Arbeit, als wenn Sie für 8000 Taler anschaffen sollen. Es muß jetzt mit demselben Arbeitsmaterial eine viel größere Arbeit geleistet werden. Es hat die Verwaltung der Bibliothek sich erlaubt, einen Kustoden mehr zu erbitten, sie hat sich beschränkt auf einen, da nur ein einziger kleiner Arbeitstisch noch aufgestellt werden kann, für mehr ist in der Bibliothek kein Platz mehr vorhanden, und mehr Arbeiter kann man nicht brauchen, die Maschine ist bald so weit, daß sie stillsteht. Dieser Wunsch ist leider abgeschlagen worden, ich weiß nicht warum. Man ist also immer noch auf die elf Kustoden angewiesen, diese stehen der ungeheuren Arbeit gegenüber. Nun will ich Ihnen Beispiele darlegen, in welchen Fächern einer dieser Kustoden Anschaffungen zu leisten hat: aus dem Gebiete der Medizin, Naturwissenschaften, — Naturwissenschaften, meine Herren! — Mathematik, Astronomie, Ökonomie, Technologie, allgemeine wissenschaftliche Zeitschriften, Akademien und Zeitungen. Das ist der kleine Arbeitskreis eines Kustoden der Bibliothek, und dabei,

meine Herren, soll jemand noch pflichttreu arbeiten. Wie ist es möglich, wenn Sie Leuten in dieser Weise unlösbare Aufgaben stellen, daß dabei die Pflichttreue standhält? Ich gehe nie von der Bibliothek fort, ohne mich zu verwundern und zu bewundern, daß die deutsche Arbeitsamkeit und die deutsche Gelehrsamkeit an einer solchen Stelle immer noch in einem gewissen Grade ausdauert.

Es ist unerhört, wie diese Anstalt jetzt behandelt wird und es muß da Rat und Hülfe geschafft werden. Der Herr Minister hat uns die außerordentliche Schwierigkeit dieser Aufgabe auseinandergesetzt. Gerade weil ich diese außerordentliche Schwierigkeit wahrscheinlich nicht so vollständig wie der Herr Minister, aber auch sehr wohl begreife, gerade deshalb schweige ich nicht, sondern spreche ich hier, weil ich hoffe, daß es ihm die Lösung der Aufgabe leichter, wenn auch nur um ein geringes leichter machen wird, wenn hier bezeichnet wird, in welcher Weise die Dinge liegen. Es ist nicht Mißtrauen gegen das gegenwärtige Regiment, welches uns die Worte in den Mund legt — nein, das Vertrauen. Wenn Herr v. Mühler noch an diesem Tische und ich ebenfalls in diesem Hause säße, dann glaube ich, würde ich stillschweigen. Damals hatten wir zu hoffen aufgegeben: jetzt sind wir wieder so weit zu hoffen und also uns wieder zu beschweren und wieder zu klagen, in welchem Zustande sich die deutsche Wissenschaft befindet, insoweit sie von der Berliner Bibliothek abhängt. Ich weiß sehr wohl, daß es nicht ganz gerecht ist, wenn man dem vorigen Ministerium für das Vergangene allein die Schuld gibt; ich weiß sehr wohl, daß der gegenwärtige Herr Minister allein nicht imstande ist, Abhülfe zu schaffen. Aber jetzt haben sich die zwei Faktoren zusammengefunden, die dazu gehören: wir haben einen tatkräftigen Bibliothekar, der nichts mehr wünscht, als daß Wandel geschafft werde; wir haben einen tatkräftigen Minister, der, glaube ich, auch nichts mehr wünscht, als daß Wandel geschafft werde. Und nun wollen wir hoffen, daß das erhabene Haus der Hohenzollern, welches immer jedem berechtigten Wunsche der Nation,

wenn es sich von seiner Berechtigung überzeugt hatte, auch die Gewährung gegeben hat, nun auch das Seinige dazu tun werde, diese Schande von der deutschen Nation zu nehmen, daß die Königliche Bibliothek in Berlin eine der schlechtesten der jetzt vorhandenen großen Bibliotheken ist.

Es ist schon hingewiesen worden auf die Beschlüsse, welche dieses Haus im Jahr 1874 gefaßt hat in Betreff der für die Königliche Bibliothek wünschenswerten Extraordinarien und über die Einstellung in den Extraordinarien für das Jahr 1875, welche die Folge dieser Beschlüsse gewesen ist. Ich glaube, es wird nicht als voreilig und überstürzt bezeichnet werden, wenn auf diese Beschlüsse jetzt zurückgekommen wird. Es waren jene Beschlüsse zwiefacher Art. Es wurde einmal hervorgehoben, daß der Bestand der Bibliothek trotz aller dafür gemachten Aufwendungen immer noch ein sehr mangelhafter sei, und daß es durchaus notwendig sei, außer dem stehenden Vermehrungsfonds, den wir im Ordinarium haben, einen Fonds zu finden zur außerordentlichen Ergänzung. Infolgedessen ist auf den Etat von 1875 eine Summe gebracht von 45 000 Mark, wie es heißt in dem Antrag: zur Ausfüllung der Lücken in den Bücherbeständen der Königlichen Bibliothek. Ich hoffe, meine Herren, daß dieser Fonds jetzt, nachdem drei Jahre vergangen sind, aufgebraucht sein wird, daß er nicht, wie so viele andere bewilligte Summen, daliegt, ohne zweckmäßig verwendet worden zu sein, und ich zweifle nicht daran, daß für den Fall, daß er aufgebraucht sein sollte, die Königliche Staatsregierung für das nächste Jahr eine ähnliche Bewilligung beantragen wird, welche ohne Zweifel mit derselben Bereitwilligkeit gewährt werden wird, wie die früheren. Jener Fonds ist kein dauernder, aber das Bedürfnis ist ein dauerndes, wenigstens für lange Zeit. Ich darf wohl sagen, daß ich die Königliche Bibliothek in vielen und wichtigen Fächern sehr genau kenne und daß

unsere Bibliothek mit einem alten Übelstande zu ringen hat, den sie vielleicht nie ganz verwinden wird, mit dem Mangel eines alten Stammes. Während alle übrigen großen Bibliotheken auf Sammlungen sich stützen, die mit dem Beginn des Buchdrucks selbst begonnen haben, ist unsere Bibliothek, wie so vieles andere hier, aus dem Neuen heraus geschaffen worden. Die Königliche Staatsregierung wird sich dem nicht verschließen, daß die Lücken unverhältnismäßig groß sind und eine stetige Ausfüllung erfordern.

Ich habe keine Resolution in dieser Beziehung beantragt, weil ich damit glauben würde, offne Türen einzurennen. Ich zweifle nicht, daß die Verwaltung, wenn das Erfordernis eintritt, auf diese Bewilligung antragen wird. Es kommt dazu, daß ich in die Interna der Administration nicht eingeweiht bin und nicht wissen kann, wie weit der Lückenfonds aufgebraucht ist. Es wäre aber wünschenswert, daß bei der nächsten Etatberatung Auskunft gegeben werde, wie weit diese 45 000 Mark aufgebraucht sind, und ob es einer neuen Bewilligung hier bedarf.

Wichtiger und weit schwieriger war die zweite im Jahre 1875 beschlossene Etatsposition, welche sich befindet im Etat unter Titel 15. Es wurde damals von dem Landtage zur Erwerbung des in der Charlottenstraße belegenen Kasernenetablissements, sowie zur Ausführung von Projektarbeiten für die Akademie der Wissenschaften und die Königliche Bibliothek, eine Summe von 660 000 Mark bewilligt. Es ist mir nicht bekannt, daß seit der Zeit über die Verwendung dieser Summen eine öffentliche Verhandlung stattgefunden hat, und es ist wohl an der Zeit zu fragen, wie es denn mit dieser wichtigen Angelegenheit heutzutage steht. Wir haben damals geglaubt, und ich glaube es auch noch, daß mit jenem Beschluß des Landtages, den die Königliche Staatsregierung, indem sie den Etat publizierte, sich zu eigen macht, daß damit die eigentliche Kardinalfrage, das *Δός μοι ποῦ στῶ* entschieden sei. Wir haben erwartet, daß nun der Architekt an sein Werk gehen und das Planzeichnen beginnen werde. Ich will nicht sagen, meine Herren, daß nichts getan ist in dieser An-

gelegenheit, das wäre voreilig; aber daß das nicht getan ist, was wir erwartet und gewünscht haben, das, glaube ich, ist eine Tatsache, die offenkundig vor uns liegt. Es ist ja eben noch aus den Erklärungen des Herrn Regierungskommissars uns zur sicheren Kunde gekommen, daß der unerträgliche Zustand des Provisoriums in stetigem Steigen begriffen ist. Es wird, ich glaube darin nicht zu irren, in dem Königlichen Gebäude, in dem alten baufälligen Gebäude demnächst wieder eine umfassende Reparatur notwendig sein, wenn dasselbe nicht zusammenfallen soll, was allerdings nach der einen Seite hin zu bedauern wäre, nach der anderen Seite hin vielleicht nicht. Dafür wird eine beträchtliche Summe aufgewendet werden müssen. Wir haben ferner gehört, daß der Raummangel jetzt so entschieden sich geltend macht, daß wir nun dazu schreiten müssen an derjenigen Stelle zu decentralisieren, wo es am allerwenigsten hingehörte, und unsere Bibliothek auseinanderzureißen in zwei verschiedene Lokalitäten. Ich glaube nicht, meine Herren, daß irgend ein noch so entschiedener Vertreter des Decentralisationsprinzipes dies billigen wird. Wenn ich bedenke, meine Herren, welche ansehnlichen Kosten durch die doppelte Einrichtung hervorgerufen werden, welche nachteiligen Folgen für die Benutzung, welche Unsicherheit durch die Herüberführung der Bücher von einem Gebäude in das andere, welche Nachteile dadurch, daß man von dem einen Lesezimmer, wenn auch nur über die Straße weg, in das andere gehen muß, entstehen, so liegt hier offenbar ein sehr bedauernswertes Provisorium vor, womit natürlich dessen Notwendigkeit, dessen derzeitige Unabwendbarkeit in keiner Weise angefochten werden soll. Aber diese Provisorien berechtigen doch immer mehr zu der Frage: wo bleibt denn das Definitivum, welches uns derselben überhebt? Meine Herren, ich will nicht all die Klagen wiederholen, die früher vorgebracht worden sind. Es ist mir früher leicht geworden in dieser Sache zu sprechen, es wird mir jetzt schwerer, weil meine Hoffnung nicht so frisch, nicht so sicher ist, wie vor Zeiten. Der Zustand ist aber in der Tat ein arger. Als ich vor zwanzig Jahren nach Berlin über-

siedelte, habe ich die Bibliothekbaufrage als eine im Prinzip entschiedene gefunden, in demselben Stadium sie gefunden, in dem, wie es scheint, sie sich heute noch befindet. Meine Herren, wie lange soll dieser Zustand noch währen? und wo liegt der Grund, weshalb eine definitive Abhülfe hier nicht geschaffen wird?

Meine Herren, ich will nur noch zwei spezielle Punkte hervorheben. Bedenken Sie zunächst die außerordentliche Feuergefährlichkeit des jetzigen Lokals, bedenken Sie, meine Herren, daß die Küche des Palais unmittelbar angrenzt an die Königliche Bibliothek, und daß wir in der Tat alle Ursache haben, bis zur Erreichung des Definitivums auf einen gnädigen Vulkan zu hoffen. Ich möchte nicht, meine Herren, wenn hier ein Unglücksfall eintritt, in der Lage derjenigen Männer sein, welche hierfür die Verantwortlichkeit zu tragen haben, daß der Bibliothekbau nicht von der Stelle rückt. Hoffentlich tritt dies Unglück nicht ein, aber die Möglichkeit, daß es eintreten kann, dürfen wir uns doch nicht verbergen. Ein anderer Schade ist sicher, meine Herren: das große geistige Kapital, welches in unserer Bibliothek verschlossen ist, trägt jetzt sehr geringe Zinsen infolge der äußerst ungenügenden Einrichtung. Es würde bei besserer, bei intensiverer Benutzung ganz andere Gewinne für den Fortschritt der Civilisation bringen. Bedenken Sie, meine Herren, daß wir nicht im stande sind, es herbeizuführen, daß dem Publikum der Zugang zu den Katalogen möglich gemacht wird, wie es z. B. auch bei der Münchener Bibliothek stattfindet, und notorisch allein eine bequeme und sichere Benutzung der Bibliothek herbeiführt. Bedenken Sie die außerordentlich ungenügenden Räume des Lesezimmers; bedenken Sie, daß die Verwaltung, wenn sie sich neue Arbeitskräfte zu beschaffen wünscht, immer vor dem Bedenken steht, ob für diese Arbeitskräfte auch die entsprechenden Räumlichkeiten vorhanden sind. Man scheut sich fast einen neuen Kustos vorzuschlagen, weil man nicht weiß, wo man ihn hinsetzen soll. Bedenken Sie, daß es eine der wichtigsten Fragen für die Zukunft der Bibliotheken ist, die Möglichkeit herbeizuführen, sie in den

Abendstunden zu benutzen, sie bei Beleuchtung dem Publikum zugänglich zu machen. Nur unter diesen Umständen können Sie die Bibliotheken einem großen Teil des Publikums nutzbar machen, welches den Tag darauf angewiesen ist, von seiner Arbeit zu leben und nicht im stande ist die gewöhnlichen Bibliotheksstunden einzuhalten. Unsere Staatsregierung verschließt sich diesen Rücksichten ja auch keineswegs; zu meiner großen Freude ist zum Beispiel bei der Universitätsbibliothek die Benutzung in den Abendstunden eingeführt worden. Ich bin aber der Meinung, meine Herren, daß diese Einrichtung, die ja allerdings eine sehr schwierige ist, wenn ein Neubau stattfindet, in dem Sinne wird gelöst werden können, daß man eine Benutzung auch der großen Königlichen Bibliothek in den Abendstunden herbeiführt. Daß beim gegenwärtigen Verhältnis davon nicht die Rede sein kann, das liegt auf der flachen Hand. Ich habe nur kurz erinnert an die Schäden, die Ihnen allen bekannt sind. Ich will wünschen, daß diese Klagen hier zum letzten Male geführt werden. Meine Herren, der Berichterstatter für den Etat 1875 sprach, als dieser Titel im Hause beraten wurde, im Namen der Budgetkommission (wenn ich nicht irre; ich glaube nicht, daß er für sich persönlich sprach), daß die Staatsregierung als Ganzes unzweifelhaft nicht so energisch vorgegangen ist, daß sie im stande gewesen wäre die einzelnen Schwierigkeiten zu überwinden.

Meine Herren, es ist nicht meine Absicht, ich glaube auch nicht, daß es schicklich sein würde, wenn ein einzelnes Mitglied sich gestatten würde, diese Worte zu wiederholen. Ich bin auch der letzte, der die ganz außerordentlichen Schwierigkeiten verkennt, welche sich der Erledigung dieser Angelegenheit entgegenstellen. Aber ich frage mich, meine Herren, ob, wenn ein Referent der Budgetkommission heutzutage bestände, er nicht in ähnlicher Weise sich ausdrücken würde. Ich schließe, meine Herren, mit dem lebhaftesten Wunsche, daß diese Angelegenheit in diesem Sinne zum letzten Male hier erörtert werde.

Es ist wohl einer der schwierigsten Gegenstände, der jetzt hier zur Rede steht: die Verwaltung der Königlichen Bibliothek. Der Mensch hat die Fähigkeit zu hoffen, und man kann vielleicht sagen, daß die Tüchtigkeit des Menschen und die Tüchtigkeit der Nation gemessen werden kann an der Dauerhaftigkeit der Hoffnung. Ich glaube, was das anlangt, haben wir und ich speciell in diesem Falle das Mögliche geleistet. Als ich vor 20 Jahren nach Berlin kam, war die Sache längst im Prinzip entschieden; wann diese Tatsache eingetreten ist, vermag ich nicht zu konstatieren. Aber ich persönlich bin nun bald so weit, daß ich mit dieser meiner Hoffnung, eine Bibliothek überhaupt zu erleben, eine silberne Hochzeit feiern könnte, ich wünsche das aber nicht und muß erklären, daß ich aufgehört habe hier zu hoffen. Meine Herren, es werden ja bessere Zeiten kommen. Daß in der Zukunft eine Bibliothek der Nation beschieden sein werde, das gebe ich nicht auf anzunehmen; aber daß ich das noch erleben werde, das habe ich aufgehört zu hoffen. Es ist ja immer die gleiche Lage. Jene berühmte Gardes du Corps-Schwadron hält immer noch Wache vor den Bibliothekhoffnungen, und in der letzten uns gemachten Vorlage ist von der Staatsregierung in dieser Hinsicht angegeben: es hat sich die Verlegung der Gardes du Corps-Schwadron bis jetzt noch nicht erreichen lassen. Wie der Engel mit dem feurigen Schwert vor dem Paradies, so steht die Gardes du Corps-Schwadron Unter den Linden. Nur haben in dieser Hinsicht sich unsere Urväter doch klüger bewiesen als wir; als sie jenen Engel sahen, da kehrten sie um und zogen ab, und wir stehen immer noch und hoffen, und ich fürchte wir machen kein sehr gescheites Gesicht bei dieser über alle Maßen lang hingezogenen Hoffnung. Einen Trost gibt es allerdings, aber es ist ein sehr deutscher: es ist anderswo auch nicht besser.

Meine Herren, es werden vielleicht unter Ihnen einige sein, welche die Wolfenbüttler Bibliothek besucht haben und kennen. Sie wissen, daß, was Handschriften anlangt, diese die unsere weit

übertrifft, Sie wissen, daß dort der Ulfilas aufbewahrt wird und andere zahlreiche Schätze, von denen wir hier nicht zu sprechen haben. Wissen Sie aber auch, daß diese Bibliothek ein Fachbau ist, daß dreizehn Schritt von der Bibliothek entfernt das Proviant-haus liegt, welches in den oberen Räumen als Strohmagazin dient, und in den unteren Räumen als Kavalleriekaserne? Was daraus kommen wird und kommen muß, das male ich nicht aus. Den Trost also, meine Herren, daß es da nicht besser ist, den gewährt uns in diesem Fall der Gedanke an die kaiserliche Küche; sie ist bei uns was in Wolfenbüttel das Proviauthaus. Es ist in Wolfen-büttel kürzlich vorgekommen, daß von der Decke der Kuppel der Bibliothek ein großes Stück der Verkleidung in den Bibliotheksaal gefallen ist, daß man ein Netz hat ausspannen müssen, um die Stücke aufzufangen, um den Aufenthalt nicht zu einem lebens-gefährlichen zu machen. Wer diesen Winter in unsere Bibliothek gekommen und gesehen hat, wie dies einfällige Gebäude gehoben worden ist (ich glaube, es ist ein architektonisches Meisterstück gewesen, das dort ausgeführt worden ist), wie das Gebäude in allen Fugen krachte, wie die Bibliothekbeamten mir versicherten, daß sie pflichtmäßig ausgehalten hätten, aber den Aufenthalt, ich weiß nicht ob mit Recht, für einen lebensgefährlichen gehalten hätten, wer sich bei dieser Gelegenheit überzeugt hat, wie lebens-müde das alte Gebäude ist und wie gern es uns den Gefallen täte, einzufallen, was ja doch die einzig mögliche Lösung ist, wenn nur dieser Einfall nicht immer durch künstliche Mittel ihm ver-wehrt würde, der muß sagen, in Wolfenbüttel und Berlin sind die Verhältnisse einerlei, dort spannt man Netze auf, hier stellt man Gerüste auf, um die Decke künstlich zu heben. Ich interessiere mich für die Wolfenbüttler Bibliothek. Sie werden das recht finden. Ich sagte gern den Braunschweigern, daß es eine Schande ist, wenn sie nicht einmal so viel Mittel aufwenden, um für diese unvergleichlichen Schätze ein feuersicheres Gebäude herzustellen, aber ich habe nicht den Mut dazu, denn der Braunschweiger würde sagen: kehre du vor deiner eigenen Tür, wie sieht es damit bei

dir aus! Es ist in Deutschland alles gleich, es ist in Braunschweig wie in Berlin.

Ich möchte mir auch in diesem Falle eine Bitte an die Staatsregierung erlauben. Sie geht nicht darauf hinaus einen Bibliotheksbau herzustellen; ich habe dies schon gesagt, ich bitte nicht gern, wo ich keine Hoffnung auf Gewährung habe. Aber ich möchte die Königliche Staatsregierung ersuchen, daß sie uns für die nächste Etatberatung zusammenstellen lasse, wieviel Geld, seit entschieden ist, daß ein Neubau stattfinden muß, für Reparaturen ausgegeben ist, damit wir uns doch einmal überzeugen, wie dieses System der Verschleppung zu gleicher Zeit das finanziell verderblichste ist. Ich kann die Ziffern nicht beibringen, aber das sieht, ohne Sachverständiger zu sein, jeder der da stetig frequentiert, daß da verhältnismäßig ungeheure Summen weggeworfen sind, bloß weil wir nicht zum Entschluß kommen können. Ich wünschte, daß diese Zusammenstellung hier vorgelegt würde, damit man an derjenigen Stelle, wo die Schuld liegt, in dieser Aufstellung sich spiegele. Was sonst dadurch geschädigt wird, die großen Nachteile, die für die Förderung der Wissenschaft dadurch entstehen, weil man dort weder ordentlich anschaffen noch ordentlich arbeiten kann, die lassen sich allerdings nicht in statistischen Ziffern zusammenfassen. In dieser Hinsicht muß man es dem Gewissen der Beteiligten überlassen, sich mit sich selbst und mit dem Lande abzufinden. Aber die Verantwortung, die dort besteht und die jährlich mehr ins Ungemessene anschwillt, diese Verantwortung ist eine sehr große.

ÜBER DIE KÖNIGLICHEN MUSEEN*).

Ich halte es für meine Pflicht in dieser Angelegenheit nicht zu schweigen, da ich das tiefe Bedauern teile, welches die Herren Redner aus diesem Hause, die vor mir gesprochen haben, geäußert haben, da ich ferner auch durch meine Stellung diesen Angelegenheiten nahe stehe, und da ich endlich gewissenhaft glauben darf, unparteiisch zu sein und die Schäden der Anstalt sowohl, wie die ungeheueren Schwierigkeiten der Frage einigermaßen zu erkennen.

Es wird mir recht schwer in dieser Angelegenheit meine Pflicht zu erfüllen, meine Herren, denn ich kann es nicht tun, ohne vermutlich Persönlichkeiten zu verletzen, mit denen ich durch lange Lebensgewohnheiten befreundet bin, ohne gegen Persönlichkeiten zu sprechen, deren Namen auf den ruhmreichen Blättern der preußischen Geschichte mit Ehren verzeichnet sind. Aber das alles hebt die Pflicht nicht auf, wenn es ihre Erfüllung auch erschwert.

Ein anderes Bedenken hätte mich fast zurückgehalten zu sprechen. Die Angelegenheiten der Königlichen Museen, meine Herren, sind in dem Grade verfahren und verfitzt, daß man nicht weiß, ob ein Wort in diesem Hause gesprochen mehr nützt oder mehr schadet, mag es noch so ehrlich gemeint und sachlich noch so berechtigt sein. Aber ich will es darauf wagen; ich weiß ja, daß alle, Staatsregierung und Abgeordnetenhaus, den Anstalten innig befreundet sind, und in diesem Glauben, in dem Glauben, daß jetzt einmal, wo es sich um die wirkliche Kultur handelt, der

---

*) Verhandlungen d. Hauses d. Abg. 28. Sitzung am 16. März 1876 S. 693—695; 32. Sitzung am 18. Januar 1879 S. 706—707.

Kulturkampf einen Augenblick zu ruhen vermag, — in diesem Glauben will ich zu Ihnen sprechen.

Es ist unzweifelhaft, daß die ungeheueren Schäden, die hier obwalten, sich in zwei große Massen teilen: in die Schäden, die die Personen angerichtet haben, und die Schäden, welche von den Institutionen herbeigeführt worden sind. Ich will auf die ersteren nicht weiter eingehen, es ist für deren Erörterung nicht dieser der eigentlich geeignete Ort, obwohl es vollkommen richtig und notwendig ist, auch diese Schäden in so eingehender Weise zu berühren, wie es bereits geschehen ist. Ich möchte mir vielmehr erlauben, Ihnen in wenigen Worten das Administrationsschema in Erinnerung zu rufen, wie es für die Museen besteht, und dann an jeden von Ihnen die Frage zu richten, ob bei diesem Administrationsschema etwas anderes herauskommen kann, als was ungefähr herausgekommen ist. Meine Herren, darüber sind wir uns unzweifelhaft alle einig, daß das eigentliche Schwergewicht der Verwaltung auf dem Abteilungsdirektor ruht, darum sprechen wir ja nicht von einem Museum, sondern von Königlichen Museen, weil die Sammlungen, die dort unter einem Namen vereinigt sind, durchaus getrennte Anstalten bilden und durchaus verschiedenen Lebenskreisen, durchaus verschiedenen Gelehrtentätigkeiten angehören. Diese Abteilungsdirektoren müssen so gestellt sein, daß sie sich in jeder Weise frei zu bewegen und ihr ganzes Sein und Tun diesem hochwichtigen Zweck zu widmen vermögen. Ist denn das geschehen, meine Herren? Wir haben die Zeit erlebt, wo ein Abteilungsdirektor des Museums, welcher nicht zu gleicher Zeit Professor der Universität oder an einer anderen Hochschule war, eine Rarität war, und viel besser ist es heute noch nicht. Es besteht noch vielfach und in den wichtigsten und wesentlichsten Abteilungen diese unselige Kombination dieser Direktion mit anderen wichtigen Berufsverwaltungen, welche den besten Mann in der Weise fesselt, daß er nicht im stande ist, sich diesem seinem Berufe zu widmen. Denn, meine Herren, wer zwei oder drei Berufe hat, der hat gar keinen.

Meine Herren, wir haben lange Zeit in Preußen die ungeheuer schwierige und unendlich peinliche Aufgabe durchführen müssen, eine Großmacht zu scheinen, ohne es zu sein, und den Rahmen der Großmacht aufrecht zu erhalten. Dazu gehörten jene Abteilungsdirektoren, welche auch Professoren sind, wesentlich mit, und waren dafür vollkommen ausreichend. Aber jetzt, wo wir einen Fonds in unserem Etat haben, der der Mühe wert ist, wo wir das Museum nicht bloß *in abstracto* besitzen, sondern wo wir kaufen können, muß dies vor allen Dingen aufhören. Was hilft es, wenn Sie den Abteilungsdirektoren Fonds zuweisen? Vor allen Dingen weisen Sie ihnen einen Lebenszweck und die Möglichkeit zu, sich diesem Zweck zu widmen. Der Abteilungsdirektor soll reisen und häufig die Erwerbungsländer besuchen. Sehen Sie sich doch an, wie die Direktoren des Britischen Museums überall zu treffen sind im Auslande, überall an der richtigen Stelle ihre Pflicht tun! Das brauchen wir auch. Nicht den großen namhaften Gelehrten brauchen wir an dieser Stelle, sondern den sachkundigen erfahrenen Mann, der voll und ganz seine Pflicht tun kann und tun will, und den haben wir nicht. Da hilft es nichts, wenn Sie etwas mehr Freiheit in der Bewegung schaffen, vor allen Dingen schaffen Sie die Möglichkeit der Tätigkeit. Die Inkompatibilität zwischen dem Abteilungsdirektor und jeder anderen Berufsstellung ist die erste Kardinalfrage für das Besserwerden bei unseren Museen.

Aber erwägen wir, wie die Dinge weiter gehen. Der Abteilungsdirektor hat bei uns bekanntlich eigentlich nichts zu entscheiden, er hat im wesentlichen nur ein Vorschlagsrecht. Wenn er nun einen Vorschlag gemacht hat, wo geht dieser dann hin? Zunächst an die sogenannte technische Direktion. Diese besteht aus Leuten, welche sachverständig sind und solchen, welche es nicht sind.

Ich werde Ihnen jetzt den Beweis führen, daß weder die eine noch die andere Kategorie in der Lage ist, das auszuführen, was sie ausführen soll. Von der letzteren ist dies nicht schwierig zu zeigen; wer diejenigen Glieder dieser technischen Kommission

kennt, die sonst dem Museum nicht angehören, wird zugeben müssen, daß sie, um es milde auszudrücken, nur durch ein Versehen in diese Stellung geraten sein können, daß sie von keiner der Abteilungen im Museum etwas genauer verstehen, daß sie nicht dahin gehören. Dann hat man einige Abteilungsdirektoren in diese technische Direktion hineingesetzt, die aber vielleicht noch weniger als Sachverständige an ihrem Platze sind. Natürlich, wo ihre eigene Abteilung in Frage kommt, sind sie ohne Zweifel sachverständig, aber sie können doch nicht sich selber kontrollieren. Die Kontrolle eines sachverständigen Abteilungsdirektors kann nur durch andere Sachverständige desselben Faches herbeigeführt werden. Das richtet sich namentlich auch gegen den Vorschlag, den jetzt die Budgetkommission gemacht hat, die Kontrolle der Sachverständigen durch die Abteilungsdirektoren *in gremio* herbeizuführen. Wenn für das ethnologische Museum gekauft werden soll, sind es die Vorsteher des Münzkabinetts oder der ägyptischen Abteilung, die vorzugsweise etwas von Ethnologie verstehen? Ich glaube kaum, daß der Herr Referent diese Frage zu bejahen geneigt ist.

Was wir also haben müßten, wären Specialkommissionen für die einzelnen Fächer, wie sie z. B. bei der Nationalgalerie eingerichtet sind. Soweit man Garantien braucht, muß man sie nach dieser Seite hin suchen, aber nicht in der Weise, daß Sie einige Personen in diese technische Kommission hineinsetzen, welche von den Dingen überhaupt nichts verstehen, und andere, welche nur ihre specielle Abteilung kennen und natürlich schon wegen ihres besonderen Interesses für diese als Kontrolle für die anderen Abteilungen nicht wohl verwendet werden können.

Diese technische Kommission ist es nun eigentlich, welche nach der Theorie, nach dem Statut über die wichtigsten Ankäufe entscheiden sollte. Ob sie wirklich darüber entscheidet, lasse ich dahingestellt sein; ob die Praxis des Museums sich nicht von der Theorie in diesem Punkte sehr wesentlich unterscheidet, ist eine Untersuchung, welche hier nicht angestellt werden kann.

Hat nun diese technische Kommission begutachtet, dann geht die Sache weiter an den Generaldirektor. Man sagt, es soll kein technischer Direktor sein. Ja, meine Herren, Sie stellen ihn auf der einen Seite über die Abteilungsdirektoren, auf der anderen Seite unter das Ministerium, dem er doch als Generaldirektor der Museen gegenübertreten muß und zu diesem Zweck ausgewählt wird. Wie ist es da zu vermeiden, daß er ein gewisses technisches Urteil sich beilegen muß? er kann gar nicht anders; für eine wirklich unparteiische Oberleitung, eine wirklich unbefangene, allen Abteilungen gleich gegenüberstehende Centraldirektion, steht der Generaldirektor der technischen Behandlung der Angelegenheiten zu nahe.

Von der Generaldirektion geht dann die Sache — wie soll ich es nennen — an die Obergeneraldirektion, an den sogenannten Protektor. Sie wissen, daß man Seine Kaiserliche Hoheit den Kronprinzen in diese Stellung hineingezogen hat. Wie wenig sie geeignet ist, dafür ist wohl der beste Beweis, daß, wenn man über diese Angelegenheit sprechen will, man es nicht tun kann, ohne den Namen des erlauchten Herrn in einer solchen Debatte zu erwähnen. Ich will dabei nicht verweilen. Alsdann wenn diese vier Instanzen nun gesprochen haben, geht die Angelegenheit in die fünfte, an das Ministerium und wird dort schließlich erledigt. Bei wichtigen Einkäufen wird demnach also verfahren: Abteilungsdirektor, technische Kommission, Generaldirektion, Protektor und sodann schließlich das Ministerium, welches dann eventuell die Genehmigung Seiner Majestät des Kaisers einholt.

Nun, meine Herren, alle diese fünf Instanzen haben die Macht zu schaden, sie können ja alle nein sagen. Bleibt nun aber einem noch die Macht zu nützen, zu schaffen und einzutreten, wo es nötig ist? Ich weiß nicht; ich muß sagen, ich bedaure jeden Mann, der in diesem Getriebe sich befindet oder in dasselbe hineinkommt. Ich habe es schon oft erlebt, — ich habe längere Zeit den Dingen zugesehen — daß Männer mit dem besten reinsten Willen von auswärts in diese unselige Maschine hineintreten, und kaum sind

sechs Monate ins Land gegangen, so hat sich dieselbe Erbitterung, dieselbe Verwirrung möchte ich sagen, dieser Krieg aller gegen alle, wie er mit Recht bezeichnet worden ist, auch dieses Mannes bemächtigt. Es ist keiner, der dieser Maschine zu widerstehen im stande ist.

Man muß in der Tat sagen, meine Herren, wenn unter solchen Bedingungen der Erwerb der Suermondtschen Sammlung noch gelungen ist, wenn die brillante Erwerbung der großen Münzkabinette von Prokesch und General Fox erfolgt ist, von der soeben die Rede gewesen ist, so ist wirklich das Mögliche geleistet und es hat sich wieder der gute alte Glaube an das deutsche Volk bewährt, bei dem, mag es noch so verkehrt regiert und administriert werden, doch immer noch das Rechte in gewisser Weise durchschlägt. Aber freilich, was in dieser Hinsicht gelungen ist, meine Herren, das erfahren wir alle; was aber Schlimmes und Verfehltes aus dieser verwirrten Verwaltung hervorgeht, erfährt glücklicherweise niemand. Man würde es nicht ertragen. Wenn man nachrechnen könnte, was während dieser unseligen Verwaltungsordnung Schaden gestiftet ist, welche positiven pekuniären und moralischen Nachteile uns zugefügt worden sind, bloß dadurch, daß das Generaldirektorium der Königlichen Museen mit seiner Korrespondenz in einer Weise im Rückstande ist, wie das selbst unter Privaten sonst nicht vorkommt, so würde das allein ausreichen, um eine Reform schlechthin notwendig zu machen. Man muß aber wieder zur Entschuldigung der Generaldirektion sagen, daß allerdings bei einem solchen Geschäftsgang eine expedite Geschäftskorrespondenz eine Aufgabe ist, die ein unglaubliches Talent voraussetzt.

Meine Herren, das sind die Fehler der Institution. Natürlich sind sie kombiniert mit den Fehlern der Personen. Bei diesen zu verweilen aber erscheint mir den obwaltenden Verhältnissen gegenüber nicht am Ort.

Meine Herren, wenn dies die Organisation ist, ist es da ein Wunder, daß das Resultat dieser Organisation die Desorganisation der ganzen Einrichtung ist? Man sagt: wer den Wind säet, der

wird den Sturm ernten, wer so anarchisch organisiert, schafft damit den Ressortkrieg und vereitelt die Zwecke der Anstalt durch die eigene Friktion der Institutionen.

Meine Herren, diesen Dingen stand nun auch Ihre Budget kommission gegenüber und sie hat ihre Vorschläge gemacht. Ich hätte im einzelnen manches gegen diese Vorschläge einzuwenden. Ich finde es vollkommen angemessen, daß den Abteilungsdirektoren eine gewisse Summe zur Disposition gestellt wird, aber nur da, wo sie auch in der Lage sind laufende Ankäufe zu machen. Diejenigen Abteilungsdirektoren, bei denen dies nicht der Fall ist, zum Beispiel der Direktor der Bildergalerie, würden kaum im stande sein, mit einem derartigen Fonds etwas Rechtes anzufangen. Über das Zusammentreten aller Abteilungsdirektoren, wodurch die Budgetkommission nach meiner Meinung mit Unrecht meint den sachverständigen Beirat ersetzen zu können, habe ich mich bereits früher ausgesprochen. Den Vorschlag, daß die Provisorien bald möglichst aufgehoben werden, eignen wir alle uns gern an. Aber dennoch, meine Herren, werde ich gegen diese Resolutionen stimmen und will Ihnen erklären, warum. Diese Resolutionen sind mir zu schwach. Wenn jemand aus zehn Wunden blutet und Sie kommen mit einem Pflaster und legen es auf eine Schramme, die er an seinem Finger hat, so ist das vielleicht auch eine humane Handlung, aber eine rationelle nicht, und so ungefähr kommen mir diese Vorschläge vor. Was nützt es, ob man in diesem Augenblicke unter diesen Verhältnissen einige administrative Übelstände beseitigt, ob man einige Provisoria zu Definitiva macht, ob man einigen Abteilungsdirektoren etwas Schreiberei erspart, — das sind recht wünschenswerte Dinge, aber sie entsprechen der Gravität der Situation nicht. Nein, meine Herren, ich glaube nicht, daß das hohe Haus in der Lage ist, die Dinge zu bessern, aber wo wir nicht bessern können, wo wir auf die Wunden kein wirkliches Pflaster legen können, da ist es auch nicht unsere Aufgabe, Schönpflästerchen aufzulegen und die Dinge manchem, der sich täuschen lassen will, besser erscheinen zu lassen, als sie sind.

Es muß dafür gesorgt werden, eine Einrichtung zu treffen, wodurch die beiden notwendigen Zwecke, die Centralisierung der Fonds einerseits und die Verwendung derselben durch sachverständige Männer andererseits, nebeneinander erreicht werden können. Also, meine Herren, schlagen Sie alle diese unseligen Zwischenstellen, die bestehen, heraus, — keine technische Kommission, keine Generaldirektion. Geben wir dem hohen Protektor der Königlichen Museen die wirkliche Protektion zurück, die er auszuüben berufen ist, aber machen wir ihn nicht zu einem Verwaltungsbeamten, der doch wieder keiner ist, beseitigen wir die falschen Zwischenstufen und halten wir fest an den beiden Enden der Einrichtung, die die allein vernünftigen sind; geben Sie die Centralisierung dem Ministerium, wohin sie gehört, und lassen Sie die richtig gestellten Abteilungsdirektoren das Technische besorgen. Stellen Sie die Abteilungsdirektoren direkt unter das Ministerium, dann kommen wir zu dem, was wir brauchen. Mehr aber als diese — wenn Sie wollen — frommen Wünsche auszusprechen, ist das hohe Haus nicht in der Lage, und, wie gesagt, wo Sie nicht heilen können, da pflastern Sie nicht.

Ehe ich Ihnen die kurzen Bemerkungen vortrage, wozu mir der Etat Veranlassung gibt, möchte ich Ihre Aufmerksamkeit auf eine Veränderung richten, die in der Verwaltung der Königlichen Museen kürzlich vorgegangen ist, welche zwar den Etat nicht berührt und insofern auch dem hohen Hause nicht vorgelegt ist, welche aber dennoch von einschneidender Wichtigkeit ist, und die hier in Erörterung zu bringen ich mich um so mehr verpflichtet fühle, weil ich vor einigen Jahren in der Lage gewesen bin, auf die großen Mißstände in dieser Verwaltung hinzuweisen, und weil es mir daher als eine Verpflichtung erscheint, die Besserung, die auf diesem Gebiete eingetreten ist, auch hier zu bezeichnen. Ich meine das Reglement, welches kürzlich über die Stellung der Ab-

teilungsdirektoren und über die Verwendung der sachlichen Fonds bei den Königlichen Museen zu Berlin ergangen ist. Wir beschwerten uns damals darüber, daß in den Museen eine diktatorische Einrichtung bestände, welche alle Beschlußnahmen in der Hand einer einzigen Person vereinigte, die selbstverständlich nicht in der Lage sein konnte, über die einzelnen Fragen aus sachlichen Gründen zu entscheiden, welche weiter zur Folge hatte, daß jede prompte Erledigung einer Angelegenheit unmöglich wurde, gerade bei diesen Ankäufen ein äußerst tief empfundener Mißstand war und welche endlich den Abteilungsdirektoren eine unselbständige und solcher Männer durchaus unwürdige Stellung zuwies. Ich freue mich, anerkennen zu können, daß dieses neue Reglement nach allen Seiten hin Abhülfe geschaffen hat, und daß damit das erfüllt worden ist, was wir damals wünschten. Es ist vor allen Dingen durch eine verständige Teilung der Fonds dafür gesorgt, daß der einzelne Abteilungsdirektor in der Lage ist, dringende Sachen sofort zu erledigen und in einem nicht unbeträchtlichen Umfange selbständig vorzugehen. Es ist ferner dafür gesorgt, was auch von großer Wichtigkeit ist, daß die museale Einrichtung aufrecht erhalten worden ist, indem der Generalversammlung und der Direktorenkonferenz der Vereinigung der Abteilungsdirektoren eine wesentliche Mitwirkung bei der allgemeinen Verwaltung der Museen zugewiesen ist. Es ist endlich im hohen Grade anzuerkennen, daß das Ministerium diese Gelegenheit nicht benutzt hat, wie es nahe lag, um seine notwendige Ingerenz zu steigern, sondern daß es nach wie vor sich auf die Stellung beschränkt hat, die ihm rechtmäßig zukommt, nämlich auf die kontrollierende und allgemein überwachende Tätigkeit.

Wenn ich mich weiter dazu wende, meine Herren, Ihnen einige Bemerkungen über diesen Titel des Etats vorzulegen, so bedaure ich hier die Klagen nicht unterdrücken zu können. Ich möchte zunächst — ich glaube, es darf dies in diesem Hause nicht unbesprochen hingehen — darauf hinweisen, daß hier der traurige Fall vorliegt, daß für unsere Museen der Erwerbungsfonds um die

nicht ganz unbeträchtliche Summe von 15 000 Mark herabgesetzt ist. Wir kennen ja die Finanzlage alle, und auch wir Vertreter der Kunst und Wissenschaft wissen es sehr wohl, daß wir unsern Teil davon mithinnehmen müssen. Wir haben es mit lebhaftem Dank empfunden, daß in den guten Tagen uns ein sehr reichlicher Teil zugeschieden worden ist; wir haben es nicht vergessen, daß dieses hohe Haus in Vereinigung mit der Regierung damals alles getan hat, was irgend möglich war, um die lange vernachlässigten Zwecke der Kunst und Wissenschaft nach Kräften zu fördern. Wir werden unsern Dank Ihnen dadurch vor allem ausdrücken, daß wir jetzt unter anderen Verhältnissen Sie nicht mit überflüssigen Klagen belästigen und die Wünsche, die wir natürlich im reichen Maße haben, soweit es irgend möglich ist, unterdrücken. Aber, meine Herren, sind wir wirklich so weit gekommen, daß wir nicht bloß nicht vorwärts gehen können, welches doch immer auch ein Rückschreiten ist, sondern daß wir in der Tat direkt zurückschreiten müssen, daß wir unseren Erwerbungsfonds für die Königlichen Museen, der mäßig bemessen ist und der sich bisher auf 325 000 Mark belief, jetzt um einen nicht unbeträchtlichen Bruchteil herabsetzen müssen, um sachliche Bedürfnisse, deren Notwendigkeit und Dringlichkeit ich an sich nicht verkenne, zu befriedigen? Ich glaube, meine Herren, der Gewinn dieser kleinen Summe wird schwer erkauft werden durch das Armutszeugnis, welches wir uns damit vor ganz Europa ausstellen; denn dies ist eine Ziffer, welche nicht bloß in Deutschland, sondern weit über die deutschen Grenzen hinaus beachtet wird, und an der man im Ausland unseren jetzigen Kulturzustand mit einigem Rechte mißt. Ich muß ferner bemerken, meine Herren, daß dies ein großes Unheil ist, daß wir es aber ertragen würden, wenn wenigstens die *iustitia distributiva* eingehalten worden wäre. Das ist aber nicht der Fall. Dieselben Tatsachen haben sich herausgestellt bei der Nationalgalerie, auch da hat eine Vermehrung der sachlichen Fonds erfolgen müssen. Wenn ich den Etat in Betreff des Gewerbemuseums richtig verstehe, so liegt die Sache ganz in gleicher Weise, auch hier haben

sich Bedürfnisse geltend gemacht, aber dort wie hier sind Vermehrungssummen eingestellt worden; dort wie hier hat man aber an den Erwerbungsfonds nicht gerührt, nur allein an den Königlichen Museen ist davon abgezwackt worden. Meine Herren, wenn eine Familie die jüngeren Kinder bevorzugt, so schüttelt der weise Mann den Kopf, aber er findet es begreiflich, daß Vater und Mutter den älteren nicht die volle Gleichberechtigung zu teil werden lassen. Wenn aber die Königliche Staatsregierung nach diesen Grundsätzen verfährt und die neueren Anstalten auf Kosten der altbegründeten begünstigt, dann muß ich bemerken, daß dies nicht zur Hebung des Enthusiasmus beitragen kann, ohne welchen man nicht Musealbeamter, vor allem nicht Abteilungsdirektor sein kann, und daß die Freudigkeit den Herren stark verdorben wird, mehr, als es diese Summe wert ist. Ich will an diese Betrachtungen keinen Antrag knüpfen, ich will nicht sagen, daß in dieser Hinsicht in dem Etat geändert werden soll, aber ich will den lebhaften Wunsch daran knüpfen, daß es in Erfüllung gehen möge, was bereits in der Note verheißen ist, daß die Summe in Ermangelung allgemeiner Deckungsmittel bei den allgemeinen Staatsfonds einstweilen hier abgesetzt worden ist. Einstweilen, meine Herren! Wir dürfen vielleicht sagen, einmal ist keinmal; also lassen Sie diese Verkürzung in dem nächsten Etat nicht wieder erscheinen.

Ich habe dann, meine Herren, hier noch eine zweite Bemerkung vorzutragen, welche sich nicht auf einen neuen Übelstand bezieht, sondern auf einen alten, ich meine die Stellung, die durch den Etat den zehn Assistenten des Museums angewiesen ist, welche, wie Sie sehen, dotiert sind, ein jeder mit 2400 Mark mit Ausnahme eines Unglücklichen, der nur 1800 Mark erhält, ich weiß nicht, warum; ich weiß auch nicht, wie er heißt. Meine Herren, werfen Sie doch einen Blick auf die Stellung dieser Musealassistenten. Das sind die Männer, denen die Verwaltung des Münzkabinetts, des Antikenkabinetts, der Statuensammlung zum größten Teil anvertraut ist, denn der einzige Direktor kann diese Geschäfte nicht bezwingen. Es ist auch sehr bekannt, daß die Einrichtung der

Sammlungen, die Katalogisierung, die Ankäufe größtenteils in der Hand dieser Assistenten liegen, und notwendig liegen müssen. Was wird ferner von einem solchen Assistenten gefordert? Dasselbe, was Sie von einem ordentlichen Professor an einer Landesuniversität fordern, es müssen das alles Gelehrte sein, nicht gerade Gelehrte ersten Ranges, wie das auch bei den Professoren nicht erforderlich ist, aber Gelehrte, die ihrer Aufgabe völlig und ganz gewachsen sind. Die Nutzbarmachung der Sammlung besteht in der Publikation, und es ist nicht die amtliche, aber die sittliche Pflicht eines jeden tüchtigen Assistenten für die Veröffentlichung der ihm anvertrauten Schätze Sorge zu tragen. Von diesen Herren fordern Sie in wissenschaftlicher Beziehung also dies, dann fordern Sie aber weiter von ihnen, was von einem ordentlichen öffentlichen Professor glücklicherweise nicht gefordert wird, daß er ein ordentlicher Verwaltungsbeamter sei. Er soll die strengste Ordnung halten auf einem Gebiet, wo dies sehr schwer ist. Er ist ferner eine Vertrauensperson im höchsten Sinne des Wortes. Bedenken Sie, welche Schätze in den Händen eines solchen Mannes sich befinden. Meine Herren, ich erinnere ungern daran, aber ganz verschweigen will ich es nicht, denken Sie an Florenz, an die Erfahrung, die die italienische Regierung mit ihrer Musealverwaltung gemacht hat, und wer die Zustände einigermaßen dort kennt, wird nicht widersprechen, wenn ich sage, die nichtswürdige Besoldung dieser Beamten ist zum Teil mit schuld an den furchtbaren Übelständen, die dort eingerissen sind. *Quod absit!* ich verfolge dies nicht weiter.

Bei diesen Forderungen, welche Sie an diese Männer stellen, was gewähren Sie dafür? 2400 Mark. Zwar betrachtet man die Stellungen als Anfangsstellungen, aber das ist durchaus nicht richtig. Diese Stellungen gehören zu denen, von denen aus das Avancement besonders schwer ist; die Assistenten können kaum in andere Stellungen eintreten als in die der Abteilungsdirektoren und diese ist derart, daß es nicht selten ganz notwendig ist dafür bedeutende Specialisten neu zu berufen. Die Regierung ist keines-

wegs zu tadeln, vielmehr tut sie nur ihre Schuldigkeit, wenn sie auf diesem Gebiete die Regeln des Avancements nicht aufkommen läßt, sondern sich hinsichtlich der Anstellung der Abteilungsdirektoren vollkommen freie Hand vorbehält. Darum also ist diese Stellung der Assistenten keineswegs eine Anfänger-, sondern eine Lebensstellung; und sehen Sie sich die Männer an, so werden Sie bestätigt finden, wie lange Jahre sie in dieser Stellung verbleiben müssen. Und dann diese Gagierung! Ich habe erst gesagt, wir wollen jetzt alle unsere Wünsche zurückhalten, soweit es irgend möglich ist, aber selbst bei dieser Finanzlage kann ich nicht zurückhalten, daß für diese Abteilungsassistenten endlich etwas geschehen müsse. Ich habe lange gehofft, daß die Regierung die Initiative ergreifen würde, um hier zu helfen; da es aber bisher nicht geschehen ist, so mag wenigstens ein Wort in diesem Sinne gesagt werden.

Ich schließe damit, meine Herren, daß auch auf diesem Gebiete die *iustitia distributiva* keineswegs innegehalten ist. Vergleichen Sie einmal, meine Herren, auf derselben Seite finden Sie den Etat der Königlichen Bibliothek, da haben Sie die Stellung des Kustoden, die man hiermit in Parallele bringen kann, da ist das Minimum 3000 Mark bis 6000 Mark, der Durchschnitt ist 4500 Mark. Ich sage nicht entfernt, daß diese Besoldung eine zu hohe ist, ich hoffe, nicht in diesem Sinne mißverstanden zu werden; aber daß die Forderungen an einen Musealassistenten notwendigerweise viel höher sind als die an einen Bibliothekskustos, das steht über allem Zweifel fest, und dennoch wird er um so viel schlechter besoldet.

Ja, Sie können noch weiter gehen, was ich hier vorbringe, bestätigt geradezu mit dürren Worten der Etat selbst. Bei dem Gewerbemuseum ist der Auseinandersetzung in unserem Etat hinzugefügt: Da für 2400 Mark an dem Gewerbemuseum es nicht möglich gewesen ist, einen geeigneten Assistenten zu finden, so wird vorgeschlagen, diese Stelle auf 3000 Mark zu erhöhen, um 600 Mark. Da haben Sie also die Erklärung, daß im Gewerbemuseum ein solcher Kustos nicht gefunden werden kann für diesen Preis.

Wollen Sie die Rechnung darauf stellen, daß man auf dem Gebiete des Museums mehr opferwillige Leute, mehr enthusiastische Leute findet, die Lust haben, eigentlich umsonst zu arbeiten? Ich fürchte, die Rechnung möge nicht richtig sein, und vor allen Dingen ist sie des preußischen Staates nicht würdig.

Ich habe, wie gesagt, nicht die Absicht, Anträge zu stellen, aber ich möchte diese Beschwerden hier vorbringen mit der Hoffnung, daß in baldiger Zeit hier jemand wird auftreten können und sagen, diese Beschwerden, die damals geführt worden sind, bestehen jetzt nicht mehr.





VORTRÄGE.

DAS GELD.

VORTRAG, GEHALTEN IN DER SINGAKADEMIE ZU BERLIN 7. FEBRUAR 1863*).

Welches gute Stück Geschichte im Gelde steckt, sozusagen im Geldstück und im Geldzettel sich verkörpert, das hat jeder erfahren, dem Francs und Sovereigns durch die Hände gegangen sind, der die schwierige Operation vollendet hat, einen Zehnguldenschein in Kreuzer oder, wenn das Glück gut ist, in Sechskreuzerstücke umzusetzen, oder dem etwa in einem thüringischen Städtchen für einen preußischen Fünfundzwanzigtalerschein jenes mannigfaltige Abbild der deutschen Einheit zu Händen gekommen ist, das wir alle kennen. Wie sollte es sich anders verhalten in den Anfangszeiten der Geschichte, wo die Schöpfungen des Menschengeistes noch den Reiz des Werdens an sich tragen, die Dinge und die Begriffe, die Menschen und die Völker noch ihr ursprüngliches scharfes Gepräge zeigen, sich noch nicht aneinander ab- und verschliffen haben? Versuchen wir es denn, von den merkwürdigen Dingen, welche die Taler und Pfennige des Altertums in ihrer Sprache erzählen, einiges wenige in die unsrige zu übersetzen.

Wie der Diamant nur durch sich selbst geschliffen werden kann, so bildet der Mensch sich nur am Menschen. Verkehr der Menschen miteinander — das ist Civilisation; und er wirkt um so rascher und mächtiger, je größere und je verschiedenartigere Massen sich einander berühren. Denn das Ungleiche muß sich paaren, wenn etwas werden soll; das ist wie ein Gesetz der Natur so auch das der Geschichte. So beherrscht und durchdringt der gewaltige

*) Grenzboten XXII. Jahrg., 1863 S. 381—398.

Gegensatz von Orient und Occident die ganze Menschengeschichte; so in engeren, aber immer noch ungeheuren Kreisen die Geschichte des Altertums der Gegensatz von Griechenland und Rom, die Geschichte der Neuzeit der Gegensatz von Romanen und Germanen. Viele Wege führen nach diesem Ziel; für die stetige Steigerung dieses Verkehrs arbeiten wir alle, was wir auch treiben, ob wir Bücher machen oder Stiefel, vorausgesetzt freilich, daß beide etwas taugen. Aber unter den zahllosen Civilisationsmitteln gibt es doch zwei, die in unvergleichlich gewaltiger Weise die Menschen und die Völker zusammenführen und zusammenbinden und deren Wirksamkeit, im grauen Altertum beginnend, noch bis auf den heutigen Tag beständig im Zunehmen ist, so daß deren Sonnenhöhe kein menschliches Auge abmißt — ich meine die Schrift und die Münze. Und doch sind beide einmal nicht da gewesen und beide sind positive Erfindungen des Menschengeistes, so gut wie die Dampfmaschine und der Telegraph, nur daß wir zufällig den Namen des Erfinders und das Jahr der Erfindung bei jenen anzugeben nicht vermögen. Ich meine auch nicht Erfindungen in dem Sinne, daß die Entwickelung des Menschengeistes in jedem Volke darauf mit Notwendigkeit hingeführt und aus gleichem Bedürfnis überall ähnliche Wirkungen sich selbständig erzeugt hätten; nein es hat, wie eine erste Dampfmaschine, so auch ein erstes Alphabet und ein erstes Geldstück gegeben, und aus diesen sind im Laufe der Jahrtausende, von geringfügigen Ausnahmen abgesehen, alle jene zahllosen Schriftgattungen und Münzordnungen hervorgegangen, deren Altertum und Neuzeit, Orient und Occident sich bedient haben und heute noch bedienen. Alle Nationen, zu denen von diesem phönikischen Uralphabet, von dieser kleinasiatischen Münzordnung kein Schößling gelangt ist, stehen infolgedessen, wo nicht außerhalb der Civilisation, doch außerhalb desjenigen Kreises derselben, der in der Entwickelung des Menschengeschlechtes von jeher die Führung gehabt hat und mit geschichtlicher Notwendigkeit von Jahr zu Jahr mehr an die Spitze und der Alleinherrschaft näher kommt. Es mag sich wohl verlohnen, den geistigen und geschichtlichen Prozeß,

der zu der Erfindung des Geldes geführt hat, und dessen älteste historische Erscheinung sich zu vergegenwärtigen.

Der ursprüngliche Verkehr ist Tausch, das heißt die Auswechselung zweier Waaren, von denen jede dem gegenwärtigen Besitzer entbehrlich ist und das Bedürfnis des andern Teils unmittelbar befriedigt. Ein Verkehr dieser Art ist notwendig in sehr enge Grenzen eingeschlossen. Im Kleinverkehr mag es auf dem Dorf vorkommen, daß der Schneider dem Schuster den Rock und dieser dafür jenem die Stiefel macht; in der Stadt reicht man damit nicht aus. Im Großverkehr ist der Tausch besser angebracht; es ist angemessen, daß wir unser Korn nach England und Kohlen von da zurückbringen. Aber auch der Kaufmann kann mit dem Tausch allein nicht bestehen; denn er ist dadurch gezwungen, immer so viel Ware zu kaufen wie er verkauft, und nie mehr zu verkaufen als er einkauft. Die Bedingung jedes ausgedehnten Warenaustausches, die Bedingung des freien Handels ist die Feststellung eines Gegenstandes, der zur allgemeinen Vermittelung geeignet ist. Der ältesten Zeit, wo die grüne Erde noch ungeteilt und die Weide frei und grenzenlos war, lag dafür nichts so nahe wie das Herdenvieh, dessen Mehrung jedem Haushalt unmittelbar nützlich war. Noch heutzutage ist bei den sogenannten wilden Völkern die übrige Habe wesentlich dieselbe, und unterscheidet sich der Reiche vom Armen allein durch die Zahl der Rinder, der Stuten oder der Kamele. So ist es in der Urzeit der Römer und der Griechen, so in der germanischen Urzeit gewesen: man rechnet nach Rindern und Schafen, und das Rind ist sozusagen das Großgeld, das Schaf das Kleingeld: zehn oder zwölf Schafe gelten soviel als ein Rind. — Aber dies Verkehrsmittel reicht bald nicht mehr; der steigende Verkehr bedarf eines festeren und feineren Vermittlers und findet dieses einzig im Metall. Das Metall ist dauernder als fast alle übrigen Waren; viele Ursachen, die andere Waren verderben, haben dem Metall nichts an. Ebendaher ist es auch beweglicher, der Transport desselben mit verhältnismäßig geringen Kosten und Gefahren verbunden; besonders seit die See-

schiffahrt beginnt und der überseeische Handel, muß das Metall als Tauschmittel an die Stelle des Herdenviehs getreten sein. Es ist allgemein gültiger: die Brauchbarkeit des Metalls ist weniger als die der meisten anderen Waren von klimatischen und sonstigen örtlichen Verschiedenheiten abhängig. Es ist einer scharfen Wertbestimmung mit großer Leichtigkeit fähig; im ganzen genügen dazu Auge und Wage, und auch Stempelung kann leicht und der Substanz des Metalls unbeschadet stattfinden. Es ist fester im Preise eben wegen seiner Dauerhaftigkeit; denn obwohl die jährliche Produktion des Metalls weit ungleicher ist als zum Beispiel die des Korns, so ist doch jene immer nur ein verschwindend kleiner Teil des gesamten Vorrats, diese dagegen der Gesamtvorrat selbst, und daher erzeugt die Ausbeutung auch des reichsten Goldlagers nicht von einem Jahr zum andern solche Schwankungen im Goldpreis wie die Aufeinanderfolge guter und schlechter Ernten im Kornpreis. Endlich und hauptsächlich ist das Metall unter allen Waren diejenige, die den idealen Begriff des Wertes mit der mindesten Unvollkommenheit ausdrückt. Denn das Wesen des Wertes ist die Fähigkeit gleich dem Quecksilber sich unendlich zu teilen und unendlich zu verbinden; und diese Operation verträgt keine andere Ware so grenzenlos wie das Metall. Vorzugsweise gilt dies alles von den sogenannten edlen Metallen, dem Gold und dem Silber. Nicht bloß kommen die eben bezeichneten Eigenschaften, besonders die Unzerstörbarkeit und die Transportabilität, ihnen in höherem Grade zu als den unscheinbareren Geschwistern; sondern sie haben eine Eigenschaft vor diesen voraus, die sie recht eigentlich zu den geborenen Wertmaßen macht. Man nennt sie die edlen, weil sie müßig gehen, genau genommen in der Wirtschaft überflüssig sind. Ohne Eisen, Kupfer, Blei, Zinn, Zink könnte die entwickelte Industrie nicht bestehen; der wirtschaftlich notwendige oder auch nur zweckmäßige Gebrauch vom Silber ist gering und noch geringer der vom Golde. Sie zieren wie Perlen und bunte Steine, aber sie fördern den Menschen nicht; und darum schwankt das Begehren diese Metalle zu be-

sitzen weit weniger als das Begehren nach ihren unedlen Genossen. Als die Gewohnheit aufkam sich vor Speer und Schwert durch Kupferrüstung zu schützen, stieg der Gebrauch und also der Preis des Kupfers; als die Wagen auf eisernen Schienen zu rollen begannen, schlug das Eisen auf; die Bedürfnisse des Menschen wechseln, aber seine Torheiten bleiben dieselben. Nach Golde drängt, am Golde hängt das Menschenherz nun einmal heute noch wie in der Morgendämmerung der Menschengeschichte; und ob es als Ring in der Nase oder als Armband getragen wird, als goldener Reif um das Haupt oder als goldene Uhr in der Tasche, das macht nationalökonomisch wenig Unterschied. So bleibt der Verbrauch von Gold und Silber in einem festeren Verhältnis zu der Gesamtzahl der civilisierten Menschheit als der der andern Metalle; und dazu kommt und ist vielleicht noch wichtiger, daß jene ja eben sonst nichts zu tun haben und also weit passender als die übrigen nützlicher beschäftigten Stoffe gebraucht werden als Zwischenträger und Vermittler unter den übrigen Waren. — Insofern sind allerdings die edlen Metalle der vollkommenste Ausdruck für den idealen Wertbegriff, der im Gebiet der Waren überhaupt sich finden läßt. Freilich aber keineswegs der vollkommenste reale Ausdruck des Wertbegriffs überhaupt. Der ausgemünzte Staatskredit, unser Papiergeld übertrifft in allen jenen Eigenschaften, die das Wesen des Geldes ausmachen, um ebensoviel das Metallgeld wie dieses die andern Waren. Es ist dauerhafter; denn das vernutzte Geldstück ist vernichtet, der beschädigte Zettel ist nur der Ausdruck der Kreditsumme, auf die er lautet, und deshalb der Ersetzung fähig. Bei dem Zettel ist die Transportabilität noch größer und die Wertfeststellung noch weit einfacher als selbst bei dem vollkommensten Metallgeld. Vor allen Dingen aber hört die Wareneigenschaft, die bei dem Metallgeld nur zurücktritt, hier vollständig auf und findet der Begriff des Wertes in dem Zettel einen reineren und zugleich weit minder kostspieligen Ausdruck als in dem Geldstück. Auf dem Glauben, daß diesem Gegenstand allgemeine Gültigkeit zukomme, beruht zuletzt das Geldstück wie

der Zettel; und wenn heutzutage, wo der dreitausendjährigen Entwickelung des Metallgeldes gegenüber das auf den Kredit der Staaten fundierte Papiergeld noch in seinen ersten Anfängen steht, wenn heutzutage der Glaube, daß ein Goldstück an jedem Ort ausgegeben werden kann, noch allgemeiner verbreitet ist als der Glaube, daß man an jedem Ort eine englische oder preußische Banknote nimmt, so sind wir eben hierin noch im Lernen begriffen und teils noch nicht ganz befreit von dem blinden Haschen des Wilden nach dem glänzenden Spielwerk, teils des Glaubens an eine gesicherte und geordnete politische Zukunft, namentlich auf dem Kontinent, noch allzu wenig gewöhnt. Es gibt nichts Höheres, nichts unerschütterlicher Festes als den Kredit eines Gemeinwesens, das seine eigene Kasse führt und seine Ausgaben sich von niemandem und durch niemanden diktieren läßt, als durch sich selbst nach den Erwägungen des Gemeinwohls. Wenn die Zettel der großen Gemeinwesen Europas erst auf diesem Grunde ruhen, wenn das Erschüttern dieser Grundfeste des Staats erst ebenso nicht bloß als Verbrechen, sondern auch als Lächerlichkeit gelten wird, wie heutzutage die Brandschatzungen der wegelagernden Junker des Mittelalters, dann stehen unsre Zettel fester als heute unsre Metallmünze steht, deren gefährliche Schäden und deren bedenkliche Abhängigkeit von der Warenstellung des Goldes und des Silbers dem Kaufmann wie dem Staatsmann wohl bekannt sind.

Dem Altertum ist der große und fruchtbare Gedanke eines Gesamtkredits des Gemeinwesens, gegenüber den einzelnen Bürgern wie dem gesamten Ausland, in der Hauptsache fremd geblieben; nur die Anfänge dazu finden sich namentlich in der Scheidemünze, am meisten entwickelt in der späteren römischen Kaiserzeit, freilich in der Hauptsache mehr durch gewissenlosen Mißbrauch des Münzregals als durch bewußten Fortschritt zu einem prinzipiell verschiedenen Geldsystem. Wie das Altertum zu der Bildung sich selbst regierender Großstaaten und zu der eines wahrhaften international geordneten Staatensystems nicht gelangt ist, so ist es auch

im Geldwesen durchaus über das Metall nicht hinausgekommen. Zu fester und selbständiger Entwickelung ist das Metall als allgemeiner und ausschließlicher Wertmesser im Altertum an zwei verschiedenen Punkten gelangt, deren Gegensatz bedeutsam ist. Es gibt zwei gleich uralte und gleich selbständige Festsetzungen dieser Art; die eine gehört dem asiatischen Osten an, die andere der italischen Halbinsel. Seit es eine Geschichte gibt, finden wir im innern Asien Gold und Silber nebeneinander als allgemein vermittelnde Waren verwendet, in Italien dagegen in gleicher Stellung das Kupfer. Jene Ordnung, die auf der gesetzlichen Feststellung des Wertverhältnisses der beiden edlen Metalle zueinander ruht, tritt uns mit historischer Bestimmtheit zuerst entgegen im Persischen Reich; sicher aber hat sie im Orient gegolten, seit die Despotie, namentlich das Großkönigtum daselbst überhaupt zu fester Form gelangt ist. Einfacher war die italische Ordnung: man kaufte und verkaufte hier gegen Kupfer nach dem Gewichte. — Forschen wir nach der Entstehung dieser Systeme, so liegt die des letzteren auf der Hand. In ältester Zeit, wo man das Eisen noch nicht zu bearbeiten, namentlich nicht gehörig zu stählen verstand, war das Kupfer alles in allem, war nicht nur der Kessel und der Harnisch von Kupfer, sondern auch die Pflugschar, das Messer, das Schwert; und Italien selbst erzeugte von diesem Metall nur eine äußerst geringe Quantität. Große und reiche Landschaften, wie namentlich Latium, waren dafür durchaus angewiesen auf die Einfuhr von außen her; überhaupt aber verbrauchte Italien weit mehr Kupfer als es hervorbrachte. Unter solchen Verhältnissen war es wohl natürlich, daß jeder Käufer für seine Ware bereitwillig Kupfer nahm; und damit erhielt dieses Metall in Italien als höchst nötige und immer knapp vorhandene, deshalb stets begehrte Ware den Charakter des allgemein gültigen Tauschmittels, erst gewohnheitsmäßig und sodann auch durch gesetzliche Ordnung. — Ganz anders im Orient. Wenn dort seit frühester Zeit Gold und Silber in festem Verhältnis zueinander als allgemeine Wertmesser gelten, also eben das System besteht,

das im wesentlichen noch in den heutigen Münzordnungen herrscht, so beruht dies ohne Zweifel auf der uns Occidentalen seltsam erscheinenden, aber mit dem Wesen des Orients und der Orientalen auf engste und innigste verwachsenen Neigung des Schätzesammelns, wie sie poetisch niedergelegt ist in dem indischen Märchen von den goldgrabenden Ameisen, in der arabischen Legende von der Höhle Aladdins voll ungezählter Goldstücke und herrlichsten Geschmeides; wie sie in ernsterer Weise sich ausdrückt in dem orientalischen Staat, dessen Ideal für die Untertanen jene goldgrabenden Ameisen sind, für den Herrscher jener Besitzer des Feenhortes. Das Aufhäufen des glänzenden Metalls und der bunten Steinchen, der sogenannten Schätze, welches noch heute in Ostindien und China geübt wird und von unseren Märkten noch heute das Silber in stetigem und bedenklichem Abfluß entführt, ebendieses hat den Anstoß gegeben zu der Feststellung der Gold- und Silberwährung, wobei die nächste Ursache wahrscheinlich das orientalische Steuersystem gewesen ist. Dies beruht im wesentlichen darauf, daß dem König, seinem Hof und seinen Unterbeamten alles, dessen sie bedürfen, in Naturalien geliefert wird. Wo der Herrscher eben verweilt, da sind die Untertanen verpflichtet, ihn und die Seinigen zu speisen; dazu sind weiter einzelnen Örtlichkeiten je nach Gelegenheit feste Lieferungen auferlegt an Wein, Sklaven, Pferden und dergleichen. Soweit es außerdem noch möglich ist oder dafür gehalten wird, den Untertanen weitere Lasten zuzumuten, werden sie angewiesen, nicht die Kasse des Königs — denn eine solche gibt es eigentlich nicht — sondern seine Schatzkammer mit Gold und Silber zu füllen; und hierfür zuerst mögen jene Verhältnisse festgestellt, die Gewichte genau und allgemein geordnet worden sein. — So stehen gleich an der Schwelle der Geschichte Orient und Occident, noch miteinander unbekannt, im schärfsten und korrelaten Gegensatz: dort herrscht das Prächtige, hier das Nützliche; dort das ziellose Aufhäufen, hier das Einsammeln zu praktischen Zwecken; dort das launische Trachten des despotischen Herrschers, hier der verstän-

dige Wille des Kriegers und des Bauern; dort Gold und Silber, hier das Kupfer.

Aber das Metall, auch wenn es im Verkehr und selbst im Gesetz anerkannt ist als ausschließlich allgemeines Tauschmittel, ist darum noch nicht Münze. Solange es dem Verkehr überlassen bleibt Qualität und Quantität des zum Tauschmittel gewählten Metalls selber festzustellen, so lange ist noch keine Münze vorhanden; selbst dann nicht, wenn der Besitzer dieses Metalls dasselbe in regelmäßige, vielleicht einem bestimmten Gewicht entsprechende Formen, in sogenannte Barren gießt und diese sogar zeichnet. Die Münze ist erst da, wenn solche Metallstücke in bestimmter, ein für allemal feststehender Qualität und Quantität unter öffentlicher Autorität angefertigt und mit festen, diese öffentliche Wertbestimmung verbürgenden Stempeln bezeichnet werden. Der Fortschritt hierin ist viel weniger ein technischer — technisch unterscheidet die Münze sich nicht wesentlich vom Barren — als ein politischer. Das Geld, wie es vor dem Beginn des Münzens auftritt, ist in der Hauptsache vom Staat unabhängig: derselbe beteiligt sich nur insoweit bei der Entwickelung desselben, als er die gewohnheitsmäßig festgesetzte ausschließliche Geltung der einen oder der anderen Ware als des allgemeinen Tauschmittels in der Regel nachträglich durch Gesetz fixiert und reguliert, etwa auch Wage und Gewicht obrigkeitlich ordnet. Die Münze dagegen ist eine wesentlich politische Institution: sie trägt von Haus aus das Wappen und, sowie die Schrift darauf beginnt, auch den Namen des Staats, der sie ausgibt, ist von Haus aus eine an jeden Beteiligten gerichtete öffentliche Zusicherung des konventionellen Wertes; welche Zusage innerhalb der Grenzen des prägenden Staats selbst dann auf Geltung Anspruch hat, wo sie nachweislich der Wahrheit widerstreitet. Insofern ist die Münze ein mächtiger Faktor in der staatlichen Entwickelung. Eine wichtige Tätigkeit, die eigentlich privater Natur und ursprünglich den Privaten überlassen war, wird diesen entzogen und von dem Gemeinwesen übernommen. Die folgerichtige und pflichtmäßige Handhabung der

neuen Institution bringt den Mitgliedern des Gemeinwesens ebenso unermeßlichen Vorteil als die willkürliche und gewissenlose ungeheuren Schaden, wie denn das Emporkommen besonders der großen griechischen Handelsstädte, vor allem Athens, in erster Reihe auf ihren Münzordnungen ruht. So zieht die Landesmünze die Bande des Gemeinwesens fester zusammen; sie steigert, wenn der Ausdruck erlaubt ist, das centripetale, das kommunistische Element, das jedem Staatswesen ebenso notwendig ist, wie sein Gegensatz. Von Haus aus ist mit der Münze der Begriff der Staatshoheit verknüpft und findet in ihr seinen sinnlichen Ausdruck; nur der Staat ist ein vollfreier, der Münzen jeden Wertes mit eigenem Bild und eigener Schrift zu schlagen befugt ist; von Haus aus bezeichnet das Wappen den Freistaat, das Bild des Herrschers das monarchisch regierte Reich. So ist die Münze, indem sie den ganzen menschlichen Verkehr durchdringt, das lebendige Abbild der Allgegenwart des Staates und jedes einzelne Geldstück ein Verkündiger, ein wandelnder Zeuge von den politischen Institutionen seiner Heimat.

Aus ebendiesem Grunde ist es von vornherein gewiß, daß die Münze nur entstanden sein kann im Occident; denn im Orient gibt es nicht Politie, sondern nur Despotie, wohl Reiche, aber keine Gemeinwesen. Und so zeigt es uns auch die Geschichte. Die Gold- und Silberwährung ist im Orient zu Hause, die Münze in Griechenland. In der Metallwährung sind die Griechen nicht selbständig wie die Orientalen und die Italiker. Wohl wird in den Homerischen Liedern zur Bestimmung der Werte neben dem Vieh auch in mannigfacher Art das Metall, besonders Gold und Eisen verwendet; aber zu einer allgemein gültigen und selbständigen Metallwährung in der Epoche vor dem Aufkommen der Münze sind die Griechen nicht gelangt; vielmehr stehen sie im Westen, besonders in Sicilien dafür unter dem Einfluß der italischen Kupfer-, im Osten unter dem der asiatischen Gold- und Silberwährung, nur daß bei diesen, besonders bei den europäischen Griechen, die ihren beschränkteren ökonomischen Verhältnissen an-

gemessenere Silberwährung von Haus aus überwogen hat und die Goldwährung zurücktritt. Indes ganz wie das Alphabet der Konsonantenreihe nach in Asien entstanden, in Griechenland aber die Vokale demselben eingefügt worden sind, so haben Asien und Griechenland die Metallmünze in Gemeinschaft erfunden, indem sich in Asien die Gold- und Silberwährung, aus dieser sodann auf griechischem Boden die Münze entwickelt hat. Es gibt ein großes Goldstück, dem Gewicht nach beinahe dreimal so schwer wie unser Friedrichsdor und also nach dem heutigen Verhältnis der Metalle ungefähr sechzehn Taler wert, ohne Aufschrift, auf der einen Seite mit einem Löwenkopf mit aufgesperrtem Rachen und ausgestreckter Zunge bezeichnet, während auf der anderen sich nur die Löcher des Eisenbolzens zeigen, der das Metallstück unter dem Stempel festhielt. Dazu gehört ein ähnliches kleineres, vom sechsten Teil des Gewichts des größeren Stückes. Diese Stücke haben unsre Münzforscher dem äußern Anschein nach für die ältesten aller vorhandenen Münzen erklärt und im wesentlichen gewiß mit Recht. Die Zeit ihrer Prägung ist nicht mit Bestimmtheit auszumachen: aber sie sind nicht so uralt, wie man wohl annimmt; ihr Ursprung fällt sicher später als die Entstehung der ebenfalls in Kleinasien heimischen und der Münze nirgends gedenkenden Homerischen Gedichte und wahrscheinlich später als der Beginn der Olympiadenrechnung; es ist kein zwingender Grund vorhanden, die Entstehung der Münze über das siebente Jahrhundert vor Chr. hinaufzurücken. Aber der Entstehungsort ist bezeichnend. Die Griechen nennen jenes große Goldstück den phokaischen Stater, das dazu gehörige kleine das phokaische Sechstel; diese Münzen galten also als ursprünglich und hauptsächlich geschlagen in der Stadt Phokäa. Phokäa ist ein Hafenort des kleinasiatischen Ioniens unweit Smyrna; jetzt ein namenloses türkisches Städtchen, aber einst der Stammsitz einer kühnen Schifferbevölkerung, die in der griechischen Geschichte ungefähr die Rolle gespielt hat, wie in der des Mittelalters die Portugiesen: von hier aus ist zuerst das westliche Mittelmeer befahren, von hier aus sind die italische Westküste, die Insel

Corsica, die Gestade der Provence und Kataloniens in den Kreis des griechischen Lebens gezogen worden. Auf diesem Punkte also, wo Asien und Europa sich berühren, in einer auf asiatischem Boden gegründeten, aber in ihrer Tätigkeit durchaus dem europäischen Verkehr zugewandten Stadt, in einer Stadt, die wie keine andere es sich zur Aufgabe gemacht hat, den fernen Westen mit dem Osten zu vermitteln, in der Mutterstadt Marseilles, da mag wohl zuerst die Münze entstanden sein.

Nach Kleinasien also, an die ionische Küste führt uns die älteste Geschichte des Geldstücks — in eben jene Gegend, wo die Buchstabenschrift ihre Ausbildung empfangen hat, wo der griechische Handel zuerst erblüht ist, wo zuerst das Schifferdorf zu einem Gemeinwesen freier Bürger sich entwickelt, wo Poesie und Philosophie ihre frühesten und mit die herrlichsten Blüten getrieben haben. Der Pfennig ist ein geringes Ding, und es mag manchem seltsam vorkommen, wenn ich seinen Ursprung zusammen nenne mit dem göttlichen Homer und dem weisen Thales; und doch schickt sich dieses alles recht wohl zusammen — sind es doch vier der gewaltigsten irdischen Dinge, die in die Schöpfung der Münze sich teilen: Staat, Handel, Kunst und Wissenschaft. Wer über Münzen handelt, der hat ein Recht darauf Zahlen vorzubringen; und obwohl ich mich dieses Rechts mit Bescheidenheit bedienen werde, so würde ich doch dem Gegenstand nicht genügen, wenn ich ganz schwiege von den Anfängen des Münzsystems. Die älteste asiatische Ordnung von Maß und Gewicht ist erst vor wenigen Jahren uns genau bekannt geworden durch die von Layard in Ninive gefundenen, mit Wertaufschriften in verschiedenen Sprachen versehenen uralten Königsgewichte. Dieses System dreht sich durchaus um das Ganze von sechzig Teilen. Manche Stücke dieses Systems sind uns allen wohlbekannt und heute noch geläufig: wenn wir die Ekliptik in 360 Grade, wenn wir die Stunde in 60 Minuten, die Minute wieder in 60 Sekunden teilen, wenn unsere Zeitordnung, soviel irgend andre Rücksichten es zulassen, um die Ziffern 12, 60 und 360 sich bewegt, so ist das eben

altererbte Wissenschaft von den Ufern des Euphrat, die Weisheit der Chaldäer des alten Testaments, die hierin heute noch die Welt regiert. Ganz ebenso war einst auch das Gewicht geteilt: das große Gewicht — das Talent der Griechen — zerfiel in 60 Manahs oder Minen, die Mine in 60 kleine Einheiten; und diese letzte Einheit, von der 3600 auf das Talent gingen, ist nichts anderes als jenes große Goldstück, der phokaische Stater vom dreifachen Gewicht unseres Friedrichsdor. Es war also das Guldensystem, wie wir es heute noch alle kennen, das hier zu Grunde lag; und ganz wie unserem Gulden, unserer Rechnung von sechzig Kleinmünzen auf die Großmünze, heutzutage das Stück von hundert Sous, der französische Fünffrankentaler Konkurrenz macht und dasselbe bedrängt und verdrängt, ganz ebenso ist es im Altertum gewesen. Auf die asiatische Mine gehen sechzig Münzstücke, auf die griechische funfzig Münzstücke oder hundert Münzeinheiten, hundert Drachmen. Der Kampf des decimalen Systems also mit dem duodecimalen, wie er heute noch unter unsern Augen geführt wird, ist nun bereits 3000 Jahre alt; und das Recht darin, soweit man von einem solchen hier sprechen kann, möchte wohl sich finden auf seiten der alten Chaldäer und ihrer heutigen Nachfolger, unserer lieben Brüder in Schwaben. Denn hinsichtlich der praktischen Bequemlichkeit für den täglichen Verkehr kommt der Zahl 60 in der Tat keine andere gleich, da sie für alle Zahlen bis 6 sowie für 10 und 12 gleiche Teile ergibt.

Auch der Gedanke, der heute noch wesentlich unsre Münzordnungen beherrscht und zerrüttet, der Versuch zwischen Gold und Silber ein festes Verhältnis zu finden und gesetzlich festzuhalten, schreibt sich her aus den Steuerpatenten der uralten Sultane des Ostens. Die Goldmünze ist älter als die silberne und steht darum auch zu dem Gewichtssystem in einem einfacheren Verhältnis; aber auch die Silbermünze ist nicht viel jünger, und was besonders beachtenswert ist, sie steht von Anfang an nicht selbständig da, sondern neben und unter der Goldmünze. Die älteste Ordnung, die die Münzen offenbaren, ist die des Persischen Reiches;

nach ihr wird das Silberstück etwas leichter geschlagen als das Goldstück, so daß jenes den neunzigsten, dieses den sechzigsten Teil der Mine wiegt; es gelten dann zwanzig dieser leichteren Silberstücke soviel wie ein Goldstück. Dies ergibt ein Verhältnis der beiden Metalle wie 3 : 40 oder ungefähr 1 : 13; und merkwürdig ist es, daß trotz aller Wechselfälle der Weltgeschichte, trotz Peru, Kalifornien und Australien dasselbe im großen und ganzen sich bis auf den heutigen Tag nicht sehr wesentlich verschoben hat. Soweit es übrigens verschoben ist, ist dies geschehen zum Vorteil des Goldes: dies ist heute reichlich funfzehnmal soviel wert wie das Silber. Was nun den gleichzeitigen Gebrauch der beiden edlen Metalle in der Wertmünze anlangt, so wäre leicht zu zeigen, wie die Finanzpolitiker des Altertums genau wie die neueren sich mit der Quadratur des Zirkels, mit der Fixierung eines nicht zu fixierenden Verhältnisses geplagt haben; wie das Nebeneinanderstehen der beiden Wertmetalle auch damals das Münzwesen zerrüttet und Krise nach Krise über die Völkerökonomie herbeigeführt hat; wie sodann im Altertum ebenso wie heutzutage alle Staaten, die von frei- und weitblickenden Staatsmännern geleitet wurden, das Silber aufgaben und zum ausschließlichen Goldverkehr übergingen, bis endlich in der spätrömischen Zeit nicht bloß der römische Kaiser, sondern auch das römische Gold allein die Welt regiert hat. Es wäre dies und manches andere zu sagen; aber es genügt hier daran erinnert zu haben, daß die Münzordnung fast so vollendet ins Leben getreten ist wie die Buchdruckerkunst und daß sie dem praktisch politischen Verstand ihrer namenlosen Schöpfer ebensolche Ehre macht, wie die Stempel der alten Münzen zeugen von dem frischen Aufblühen griechischer Kunst.

Die weitere Entwickelung des Münzwesens im Altertume kann hier nicht gegeben werden. Unsere Wissenschaft ist nicht so gering, daß sie sich in einen Fingerhut fassen und also davontragen ließe. Es sei mir nur gestattet als eine Exemplifikation von den Ergebnissen der geschichtlichen Münzbetrachtung schließlich im kurzen

Abriß die Geschichte einer einzelnen Münzsorte vorzuführen, die freilich unter allen wie die älteste so auch die dauerndste und geschichtlich merkwürdigste ist. Es ist dies keine andere als der schon genannte phokaische Goldstater. Seine Heimat ist, wie gesagt, Kleinasien; er ist ursprünglich die Stadtmünze Phokäas und anderer griechischer Freistaaten auf der kleinasiatischen Küste. Aus ihm geht dann ebenfalls in Kleinasien in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts vor Chr. hervor der sogenannte Stater des Krösos, einseitig geprägt wie der phokaische und bezeichnet mit dem halben Stier und dem halben Löwen, in den Trümmern von Sardes noch heutzutage häufig zu finden. Dieser ist nichts als die Hälfte des phokaischen Staters, eigentümlich aber ist ihm die reiche teils decimale, teils duodecimale Entwicklung der Teilmünzen. Nicht wesentlich verschieden von dem phokaischen Stater und offenbar aus ihm entwickelt ist auch die persische Reichsgoldmünze, nur daß die Ganzstücke hier sehr selten und die dem Krösischen Stater entsprechenden Hälften weit häufiger geschlagen sind; dies sind die sogenannten goldenen Dareiken, gleich den vorigen nur einseitig gestempelt und bezeichnet mit dem Bilde des Großkönigs als Bogenschützen: in königlichem Gewande, die Lanze in der Hand, ruht er auf dem einen Knie, im Begriff den Pfeil zu entsenden. Die Prägung des Dareikos begann unter Dareios, dem Vater des Xerxes, um das Jahr 500 vor Chr.; bemerkenswert ist es, daß dazu Teilmünzen in der Reichsprägung nicht vorkommen, wohl aber die von Dareios abhängigen halbfreien Fürsten und Städte dergleichen geschlagen haben. Hier zuerst scheint die Prägung der großen goldenen Courantmünzen als ein Reservatrecht des Großkönigtums aufgefaßt zu sein, während Kleingold und Silber zu schlagen auch den Satrapen und den freien Reichsstädten verstattet ward. Damit mag auch zusammenhängen, daß hier wohl zum erstenmal das Bild des Herrschers auf der Münze erscheint. In der älteren griechischen Prägung kommen diese Goldstücke nicht vor, da hier, wie schon gesagt ward, für die Goldwährung, wie sie in Persien und Kleinasien

neben und über der Silberwährung bestand, die Mittel nicht ausreichten; dagegen wurde das Silber zwar meistenteils nach der asiatischen Silberwährung ausgemünzt, aber in zwei großen Handelsemporien, in Korinth seit ältester Zeit und seit Solon auch in Athen, vielmehr geschlagen nach dem asiatischen Goldfuße; deshalb ist die attische Hauptmünze, das silberne Tetradrachmon, dem Gewichte nach dem phokaischen Goldstater gleich. Aber als ein griechischer König sich anschickte den Orient für sich und seine Nation zu erobern, als Philipp von Macedonien den Plan entwarf zum Umsturz des Persischen Reiches oder vielmehr der persischen Dynastie, da war es seine Kriegserklärung und ein Teil seiner Kriegsrüstung, daß er goldene Dareiken schlug oder, wie sie jetzt nach ihm und seinem großen Sohne heißen, goldene Philippeer und goldene Alexandreer. Freilich sind dies nicht mehr jene genau justierten, aber schwerfällig geformten und einseitig geprägten Goldstücke, wie der Perserkönig sie ausgab: es sind Münzen der vollendeten Technik und schönen griechischen Stils, mit dem Kopf des Apollon oder der Pallas auf der einen Seite, auf der andern mit Bildern, die an Philipps olympische Festsiege, das heißt an die durch ihn bewirkte monarchische Einigung Griechenlands, an Alexanders Siegesfahrt nach dem Osten erinnern. Die Bilder der Könige zeigen diese Münzen noch nicht; noch kämpfte in ihnen die altgriechische Politik mit dem Herrentum des Orients und sie verschmähten es noch, sich der griechischen Welt geradezu als orientalische Großkönige darzustellen.

Diese Goldstücke mit dem Namen Philipps und Alexanders, in ungeheuren Massen geschlagen, bezeichnen ebenso die Unterwerfung des Orients unter die griechischen Machthaber wie die des Occidents unter die Goldwährung des Ostens. Es folgten die Wirren nach Alexanders Tode; Jahrhunderte hindurch stand das persische Großkönigtum herren- und meisterlos, aber immer noch staatsrechtlich vorhanden; das Landesfürstentum gegenüber dem Großkönigtum tatsächlich allein oder doch übermächtig und doch noch in einer gewissen formell anerkannten Unterordnung und

nominellen Botmäßigkeit — ganz und gar wie es seinerzeit zuging in dem Heiligen römischen Reich mit seinen Schattenkaisern, seinen Kurfürsten, seinen vieljährigen Interregnen. Es ist charakteristisch, daß während dieser ganzen Epoche die Reichsgoldprägung ebenso ruht wie das Reich selbst oder, wenn sie geübt ward, nicht gemünzt wurde auf den Namen der zeitigen Machthaber, sondern auf den des großen Alexander. Dies galt nicht bloß im Umfang des Alexanderreiches — mit einziger Ausnahme von Ägypten, das auf eigenen Fuß sein eigenes Großgold geprägt hat; es galt selbst bei den barbarischen Nationen, zu denen niemals Alexanders Phalangen gedrungen waren. Während im übrigen Occident, in Italien, in Spanien überhaupt so gut wie gar kein Gold geschlagen ward, geschah dies in nicht geringem Umfang bei den keltischen Stämmen an der Loire und Rhone, aber durchaus nach dem Fuße, mit dem Wappen und selbst mit den Namen des makedonischen Königsgoldes: die ältesten Münzen, die man auf deutschem Boden, in den rheinischen Gebieten findet, sind Philippeer. Auch die römische Republik hat hieran nichts geändert. Sie unterwarf sich allmählich den größten und wichtigsten Teil der Monarchie Alexanders und trat tatsächlich als gebietende Schutzmacht in die Erbschaft der Perser und der makedonischen Könige ein; aber die Reichsmünze derselben war doch zu sehr Königsmünze, als daß die Republik Rom deren Prägung wieder hätte aufnehmen können. Von dem Augenblick an aber, wo in Rom die Republik unterging und die Monarchie begann, seit Cäsar das Regiment des Römischen Reiches an sich nahm, begann er auch aufs neue die seit Alexanders des Großen Tod im Orient unterbrochene Prägung des Reichsgoldes. Auch sein Goldstück zeigt sein Bildnis so wenig wie das Alexanders; auch er hat als Republikaner die Monarchie gegründet und es seinen Nachfolgern überlassen, diese letzte Konsequenz des Herrentums zu ziehen. Sein Goldstück ist zwar nach römischem Fuß reguliert, aber dennoch bis auf eine Kleinigkeit dem Philippeus gleich und offenbar mit Rücksicht auf diesen und nach dessen Muster geschlagen.

Von Cäsar an wird die Goldwährung, wie sie es lange im Orient war, so jetzt auch im Occident vorherrschend und beginnt allmählich die Silberwährung zu verdrängen. Vor allen Dingen aber haftet seit Cäsar das Recht der Goldprägung wie einst an dem orientalischen Großkönigtum, so jetzt an dem neuen Kaisertum des Occidents und des Orients. Das Münzrecht stand in der früheren Kaiserzeit nicht wenigen Kommunen und Klientelstaaten zu: manche Städte und Lehnfürsten Roms haben damals Silber, unzählige Kupfer geschlagen; die Prägung der kupfernen Reichsscheidemünze verwaltete nicht der Kaiser, sondern der Reichssenat; die Goldmünze aber ist nie anders geschlagen worden als im Namen und Auftrag des Kaisers. Sogar jenseits der Reichsgrenzen nahm, ganz wie in ältester Zeit, jetzt der römische Großkönig das ausschließliche Recht der Goldprägung in Anspruch: nie haben selbst die Arsakiden des mächtigen Partherstaates, nie der gewaltige Ostgotenkönig Theodorich unter ihrem Namen Gold geschlagen, und erst die Sassanidendynastie des Perserreichs im Orient, erst die fränkischen Könige aus der Zeit Justinians haben diese Regel durchbrochen. Noch ein Schriftsteller des sechsten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung sagt ausdrücklich, daß es nicht Rechtens sei weder für den König der Perser noch für einen andern König der Barbaren, Gold mit eigenem Stempel zu schlagen, mögen sie Gold haben soviel sie wollen; er setzt hinzu, daß solche nichtrömische Goldstücke auch von den Handelsleuten nicht genommen würden, nicht einmal wenn diese selbst Barbaren seien. Hierbei ist es geblieben, trotz aller politischen und finanziellen Krisen, welche die römische Monarchie so oft bis in die Grundfesten erschütterten, ja trotz der völligen Zerrüttung der römischen Münze selbst in der verhängnisvollen zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts. Das Goldstück, das nach Cäsars Ordnung etwa 7 $^{2}/_{3}$ Taler gelten sollte, und das bis in das dritte Jahrhundert hinein sich ziemlich auf dieser Höhe behauptet hatte, sank während des dritten Jahrhunderts durch fortwährende Münzverschlechterungen mit furchtbarer Geschwindigkeit. Hatte es in dem vorhergehenden Jahr-

tausend sich nur allmählich ungefähr um den achten Teil seines Gewichts verringert, so finden wir jetzt die Gewichte der neugeprägten Goldstücke fast funfzig Jahre hindurch nicht bloß sinkend, sondern auch so ungleich und schwankend, daß ohne Anwendung der Wage diese Münzen gar nicht haben umlaufen können. Als dann unter Konstantin dem Großen wieder eine feste Regel eintritt, ist das neue Konstantinische Goldstück auf 4 Tlr. 7 Gr., also auf die reichliche Hälfte des Cäsarischen gesunken. Mit dieser Konstantinischen Münzordnung nahm indes die römische Goldmünze einen neuen Aufschwung: bis tief in das Mittelalter hinab hat sie wesentlich unverändert sich behauptet; das neue Goldstück, der Solidus, oder wie es später heißt, der Byzantiner, ist bis weit über die Grenzen des einschwindenden Römischen Reiches hinaus noch beinahe ein halbes Jahrtausend hindurch das allgemeine Verkehrsmittel geblieben und der Ausgangspunkt der mittelalterlichen und damit der modernen Münzordnungen geworden. Man braucht dafür nur an den Namen dieses Goldstücks zu erinnern: dieser Konstantinische Solidus ist ja kein anderer als der italienische Soldo, der französische Sou — freilich sehr heruntergekommene Nachkommen ihres stattlichen Ahnherrn. Immer aber ist es eine vollständig erweisliche geschichtliche Wahrheit, daß der phokaische Goldstater, der persische Dareikos, der makedonische Philippeus, der Cäsarische Aureus, der Solidus Konstantins, der Besant des Mittelalters — Münzen, deren älteste in das siebente Jahrhundert vor Christus, deren jüngste in das fünfzehnte Jahrhundert unserer Zeitrechnung fallen und die zusammengenommen einen Zeitraum von mehr als zweitausend Jahren umspannen, daß sie alle nichts anderes sind als wechselnde Namen derselben Münzsorte und zwar derjenigen Münzsorte, mit der überhaupt die Prägung begonnen hat und an deren Prägerecht von den Zeiten des Dareios und Xerxes an bis herab auf Justinian der staatsrechtliche Begriff des Großkönig- oder des Kaisertums gehaftet, in dem dieser politische Begriff seinen anschaulichen Ausdruck gefunden hat.

Anhang.

Wenn hinsichtlich der in den vorstehenden Blättern entwickelten Ansichten der Sachkundige im allgemeinen ohne weitere Nachweisung wissen wird, wo er deren nähere Ausführung und wissenschaftliche Begründung zu suchen hat, so möchte dies doch nicht der Fall sein in Betreff der Angaben über das babylonische Gewichtsystem. Es wird darum wohl gestattet sein, über dieses hier nachträglich ein paar Worte beizufügen zum Überschlagen. — Erst vor wenigen Jahren ist uns über das babylonische Gewichtsystem authentische Kunde zugekommen durch die von Layard in den Ruinen von Ninive entdeckten Bronze- und Steingewichte, teils in Löwen-, teils in Entenform, die sich jetzt im Britischen Museum befinden und über die den sorgfältigsten Bericht Norris im 16. Bande des Journal of the Asiatic Society of Great Britain (1856) erstattet hat. Die meisten derselben tragen zwiefache und größtenteils mit Sicherheit erklärte Wertangaben teils in Keilschrift, teils in einem dem phönikischen verwandten Alphabet, teilweise auch die Namen assyrischer und babylonischer Könige. Das System ist ein zwiefaches; es findet sich eine leichtere und eine schwerere Reihe, die aber korrelat sind, indem die Einheit der leichteren Reihe genau die Hälfte der schwereren Einheit ist. Die Annahme von Norris, daß das schwerere System assyrisch, das leichtere babylonisch sei, ist, soweit ich urteilen kann, nicht begründet: daß von den beiden Dreißigminenstücken des leichteren Systems das eine einen König von Babylon, das andere einen König von Assyrien nennt und daß beide Reihen sowohl, wie es scheint, gemischt gefunden werden als auch in der äußeren Form der Gewichtstücke zusammentreffen, spricht vielmehr dafür, daß das schwerere und das leichtere System nebeneinander in Gebrauch gewesen sind. Auch geht durch das gesamte vorderasiatische

Münzsystem, das entschieden von diesem babylonischen Gewicht abhängt, dieselbe doppelte Einheit des phokaischen Staters und des Dareikos, von denen der letztere die Hälfte des ersteren ist; dabei scheint der Unterschied hervorzutreten, daß die städtische Prägung sich überwiegend der größeren, die königliche fast ausschließlich der kleineren Einheit bedient hat. Man wird vorläufig am besten tun, beide Gewichtsysteme als schweres und leichtes babylonisches Gewicht zu bezeichnen; die Benennung des Gewichts als babylonisches empfiehlt sich deswegen, weil Aelianos das leichtere der beiden Systeme unter diesem Namen anführt. — Das Merkwürdigste, was die in Ninive aufgefundenen Gewichtstücke gelehrt haben, ist das von dem griechischen wesentlich abweichende Teilsystem, das freilich von Norris und Hultsch verkannt wurde, aber bei genauer Betrachtung der vorliegenden Stücke sich mit schlagender Deutlichkeit ergibt und auch bereits von Hincks, wenn auch nur in einer beiläufigen Erwähnung, richtig aufgefaßt worden ist. Während nach der griechischen Ordnung die große Einheit — das Talent — in 60 Minen und jede Mine in 50 Stater oder 100 Drachmen zerfällt, wird dagegen die große Einheit des babylonischen Gewichts zwar auch in 60 Minen, die Mine aber nicht in 100, sondern wieder in 60 Einheiten geteilt, so daß das griechische Talent aus 3000 oder 6000, das babylonische aus 3600 Einheiten besteht. Es finden sich von der schweren Mine Teilstücke von $^1/_4$ (Löwen Nr. 12. 13) und $^1/_5$ (Löwe Nr. 14) sowie ein nicht ganz klares Stück wahrscheinlich von $^3/_{60}$ (Löwe Nr. 15), ferner von der leichten Mine Teilstücke von $^6/_{15}$ (Enten Nr. 3. 4) und $^8/_{30}$ (Ente Nr. 5). Alle diese Stücke sind mit ihren Werten bezeichnet und es hat die Keilschrift nachweislich besondere Zeichen für $^1/_{15}$, $^1/_{30}$, $^1/_{60}$ und $^1/_{1800}$ der Mine gehabt; ja Hincks sah im Britischen Museum eine Tafel, aus der ihm hervorging, daß die nach diesem System geführten Rechnungen gestellt waren auf Minen, Sechzigstel der Mine und Dreißigstel des Sechzigstels. Analog verfuhr die chaldäische Zeitmessung: der Saros von 3600 Jahren zerfällt in 6 Neren von 600 und in 60 Sosten von 60 Jahren, das Jahr von

360 Tagen in 12 Monate zu je 30 Tagen, der Tag in 24 Stunden zu je 60 Minuten. — Unter den aufgefundenen Gewichtstücken ergibt unter denen, die sichere und verständliche Wertangaben haben, das relativ höchste Effektivgewicht das Fünfminenstück der schwereren Reihe von 13 Pf. 6 U. 4 Scr. Troygewicht oder 5055 Grammen, wonach sich die leichte babylonische Mine auf 505,5 Gramm stellt*). Weniger kann das Normalgewicht nicht betragen haben, da ein Übergewicht des einzelnen Gewichtstücks nach allen Analogien im höchsten Grade unwahrscheinlich ist; daß es noch etwas höher gestanden hat, ist wahrscheinlich, obwohl die aufgefundenen Gewichte weit genauer justiert gewesen zu sein scheinen als die gewöhnlichen griechischen und römischen Gewichtstücke. — Allerdings gibt Aelianos an, daß das babylonische Talent 72 attische Minen wiege, welche mit Recht von Norris auf das leichtere babylonische Talent bezogene Angabe für dessen Mine das fühlbar höhere Gewicht von 524 Gr. ergeben würde. Aber wahrscheinlich beruht diese Differenz hauptsächlich darauf, daß das babylonische Talent vielmehr gleich 72 euboischen Minen war und Aelianos nach der Gewohnheit der Griechen die euboische Mine ungenau der attischen gleich achtet, während sie vielmehr sich zu ihr verhielt wie 39 : 40. Nach der euboischen Mine berechnet, stellt sich die babylonische jener Angabe zufolge auf 510,8 Gr.; was als Normalgewicht betrachtet zu den höchsten Effektivgewichten der Funde von Ninive sehr wohl stimmt.

Vergleichen wir nun mit diesen babylonischen Gewichten die Münzen der ältesten vorderasiatischen Prägung, so fügen sich diese in der einfachsten Weise jenem System ein. Legen wir das wahrscheinliche Normalgewicht von 510,8 Gr. für die leichte und 1021,6 Gr. für die schwere babylonische Mine zu Grunde, so stellt sich die kleine Einheit oder das Sechzigstel von jener auf 17, von

*) Diesem zunächst steht ein Dreißigminenstück der leichteren Reihe, das 40 Pf. 4 U. 4 Scr. 4 Gr. Troy = 15 061 Gr. wiegt, also eine Mine von 502 Gr. ergibt. Sehr groß sind, wenn man die Beschädigungen einzelner Stücke in Betracht zieht, auch die Abweichungen der übrigen nicht.

dieser auf 8,5 Gr. Die beiden ältesten Goldsorten aber, denen wir in Vorderasien begegnen, sind der phokaische Stater und der Dareikos, dieser die Hälfte von jenem, wiegend in den schwersten Exemplaren jener 16,57, dieser 8,49 Gramm. Also sind diese Stücke offenbar geschlagen auf die beiden babylonischen Minen als deren Sechzigstel. — Auch die älteste Silberprägung beruht auf demselben System. Sie ist der Goldprägung insofern korrelat, als auch sie sich um zwei Einheiten bewegt, von denen die kleinere die Hälfte der größeren ist: das größere Stück, das reichlich 11 Gr. wiegt, ist wie das Goldstück der schweren Mine besonders in der städtischen Prägung vertreten, das kleinere ist der sogenannte Silberdareikos oder vielmehr, wie ich dies anderswo nachgewiesen habe, der medische Sekel (Siglos) der Griechen, welcher in den schwersten Exemplaren bis 5,63 Gramm wiegt. Sie sind auf die babylonischen Minen in der Weise geschlagen, daß das schwere Silberstück $^1/_{90}$ der schweren, das leichte $^1/_{90}$ der leichten babylonischen Mine ist, welches ein Normalgewicht für jenes von 11,33, für dieses von 5,66 Gramm ergibt. Daß in der Silberprägung nicht, wie in der des Goldes, das Sechzigstel, sondern das Neunzigstel zu Grunde gelegt ward, beruht darauf, daß die Silberprägung, obwohl sehr alt, doch jünger ist als die Goldprägung und in Vorderasien nicht selbständig auftritt, sondern die Silbermünze hier von Anfang neben und unter der goldenen und in einem festen Verhältnis zu dieser gestanden hat. Dabei war teils das relative Wertverhältnis der Metalle maßgebend, welches im Persischen Reich nach Herodots Angabe dahin festgesetzt war, daß man dem Gold den dreizehnfachen Wert des Silbers beilegte; teils war es für die Bequemlichkeit des Verkehrs erforderlich, die Zahl der auf das Goldstück gehenden Silberstücke abzurunden. Beides geschah in gebührender Weise, indem man das Silberstück nicht auf $^1/_{60}$, sondern auf $^1/_{90}$ der Mine ausbrachte und zwanzig solcher Silberstücke dem Goldstück gleichsetzte. Es gab dies einerseits einen bequemen Umsatz, andrerseits als legales Wertverhältnis der Metalle $^1/_{60}$ Mine Gold $=$ $^{20}/_{90}$ Mine Silber oder $3:40$ oder $1:13^1/_3$, was

eben das von Herodot gemeinte und nur nicht ganz genau angegebene Verhältnis ist*).

Doch verdient schließlich Erwägung, wie die Griechen mit diesem babylonischen Talent umgegangen sind. Es ist dasselbe deutlich die Grundlage ihres gesamten Gewicht- und Münzwesens geworden, die Anwendung aber doch sehr eigentümlicher Art. Zunächst ließen sie in der Prägung der Teilmünzen das strenge Sexagesimalsystem fallen und teilten entweder decimal oder häufiger duodecimal, wie denn bekanntlich in dieser Beziehung der Stater von zwei Drachmen und zwölf Obolen für die Griechen hauptsächlich maßgebend gewesen ist. Sehr maßgebend sind hierfür die Teilmünzen des Krösischen Staters vom Gewicht des Dareikos**), von denen Herr v. Prokesch in seiner reichen Sammlung eine wahrscheinlich vollständige Reihe besitzt: es sind Drittel, Sechstel

*) Ein sehr achtbarer und sorgfältiger Forscher auf diesem Gebiet, Herr Hultsch in Dresden, hat in einem kürzlich veröffentlichten kleinen Aufsatz das Problem, das die ninivitischen Gewichte stellen, in anderer, aber wie mir scheint nicht glücklicher Weise zu lösen versucht. Er geht wie Norris davon aus, daß die Centesimalteilung der Mine die primäre sei; die Behauptung aber, daß unter den Teilstücken der Mine sich solche von $^1/_{25}$, $^3/_{200}$, $^1/_{100}$, $^1/_{200}$ der Mine finden, widerstreitet den Tatsachen, wie jeder finden wird, der die Wertangaben und die Gewichte der fraglichen Stücke unbefangen prüft. Die Hypothese ferner, daß Gold und Silber anfänglich sich wie 10:1 verhalten und 1 Goldstater von $^1/_{50}$ der babylonischen Mine gleich 10 gleichschweren Silberstatern gestanden habe, ist nicht bloß problematisch, sondern unmöglich, da Goldstatere von diesem Gewicht notorisch nicht existieren. Daß dann das Gold im Preis gestiegen und deshalb die Goldmünze von $^1/_{50}$ auf $^1/_{60}$ der Mine herabgesetzt sei, daß später das Silber weiter gesunken sei und man darum bei Steuerzahlung in Silber einen Zuschlag von $^1/_{12}$ erfordert und, um diese Forderung zu legalisieren (?), das Silber auch in der Münze um $^1/_{12}$ des früheren Gewichts schwerer, also statt auf $^1/_{50}$ ungefähr auf $^1/_{46}$ der Mine ausgebracht habe, sind gleichfalls unbewiesene und wenig wahrscheinliche Hypothesen, denen überdies die vorhandenen, keineswegs so, wie sie hiernach es müßten, in dem Gewicht schwankenden Silbermünzen entschieden widerstreiten. Ich kann aus der ganzen, übrigens sorgfältigen und scharfsinnigen Untersuchung des genannten Gelehrten nur entnehmen, daß das Problem überhaupt unlösbar ist, wenn man fortfährt, die griechische Centesimalteilung der Mine für die ursprüngliche auch des orientalischen Gewichtssystems zu halten.

**) Von diesem selbst gibt es Teilmünzen überhaupt nicht.

und Zwölftel, ferner Fünftel und Zehntel. Fünfzehntel, Dreißigstel, Sechzigstel dagegen sind bisher nirgends nachgewiesen und wahrscheinlich nie vorhanden gewesen; sie beschränken sich auf das rein orientalische Gewichtsystem und sind der von Haus aus hellenischen Prägung fremd. — In dem Gewichtsystem aber wurde schon angegeben, daß die Griechen die Mine statt in 60 vielmehr in 50 oder 100 Teile zerlegten und dadurch auf ein großes Ganze von 3000 oder 6000 statt von 3600 Einheiten kamen, dabei aber doch die einmal gegebene Gewichtnorm als Grundlage festhielten. Dieses letztere nun konnte in doppelter Weise geschehen: man konnte entweder die große Einheit, die Mine oder das Talent des babylonischen Systems festhalten und also mittelst des veränderten Teilungsprinzips zu einer andern Normierung der kleinen Einheit gelangen, oder man hielt die nach dem babylonischen Gewicht normierten Gold- und Silbermünzen als Einheiten fest und bildete aus diesen abweichende große Einheiten, andere Minen und Talente. Die Griechen sind den letzteren Weg gegangen. Das wirkliche leichte babylonische Talent beträgt 30649, dessen Mine 510,8 Gr., woraus sich das Goldstück von $^1/_{3600}$ des Talents, $^1/_{60}$ der Mine = 8,5 Gr. entwickelt. Indem das euboische System das gleiche Goldstück auf $^1/_{50}$ Mine und $^1/_{3000}$ des Talents ansetzt, erhält es ein Talent von nur 25441, eine Mine von nur 425,7 Gr. Das wirkliche schwere babylonische Talent beträgt 61298, dessen Mine 1021,6 Gr., woraus sich das Silberstück von $^1/_{5400}$ des Talents, $^1/_{90}$ der Mine = 11,35 Gr. ergibt. Indem dieses Silberstück als $^1/_{3000}$ des Talents aufgefaßt wird, erhält man dasjenige Talent von etwa 34050 Gr., welches Herodot das babylonische nennt und aus dem später das äginäische hervorging. Die kleine Einheit also, von der beide Systeme ausgehen, ist nicht bloß dem uralten babylonischen Gewicht, sondern geradezu der vorderasiatischen Prägung entlehnt und wenigstens das letztere System kann nicht aufgekommen sein, bevor die Prägung der Silbermünzen begonnen hatte.

ÜBER DIE RÖMISCHEN ACKERBRÜDER.

VORTRAG, GEHALTEN IN DER SINGAKADEMIE ZU BERLIN, 22. JANUAR 1870*).

Gar wenig kennen wir von der ältesten römischen Welt, die länger, als man es sich vorzustellen pflegt, in der altheimischen Abgeschlossenheit verharrt hat, unberührt von dem fremden Kriegsmann wie von dem fremden Kaufmann. Bis nach Sicilien hin erstreckten sich die Kreise, die der gewaltige Zusammenstoß des Ostens und des Westens bei Marathon und Salamis rings umher zog; bis an die südfranzösische Küste und die Meerenge von Gibraltar siedelten die Kaufleute aus dem Osten sich an, Hellenen und Phönikier um die Wette; über die Alpen hinüber, hinein in die reiche Ebene der Lombardei und in das schöne Hügelland Toscanas strömten die Vorfahren der heutigen Gälen und Iren. Aber das westliche Mittelitalien, die latinische Landschaft, obwohl in die Mitte des Völkergewoges gestellt und zu Wasser wie zu Lande den gleichen Stürmen preisgegeben, blieb im wesentlichen den Latinern eigen. Es war wohl nicht zunächst die größere Kraft dieses Stammes, die ihn vor der Überflutung geschützt hat; auch nicht zunächst der Umstand, wie schwer er auch ins Gewicht fällt, daß die kaufmännische Eroberung durchaus den Inseln den Vorzug gibt vor dem Festland. Hauptsächlich hat wohl mitgewirkt, daß Latium dem begehrlichen Fremden keine besonderen Vorteile darbot. Hier gab es keine Ackerfluren, wie die um Mailand und Neapel, keine Silbergruben, wie die von Cartagena; hier mangelte es an Häfen, und keine großen Karawanenstraßen liefen

*) Grenzboten XXIX. Jahrg. (1870) S. 161—178.

hier ans Meer, wie bei Marseille die Zinnstraße von Britannien her, wie bei Triest und Venedig die Bernsteinstraße von der Ostsee. Harte Arbeit fanden die Fremden überall, hier aber fanden sie auch nur mäßigen Lohn. So sind sie ferngeblieben und kein Strahl einer vorgeschrittenen Kultur fällt in das Morgengrauen der latinischen Geschichte.

Auch der Menschengeist selbst hat in dieser Landschaft sich erst spät zu regen begonnen. Man darf wohl zweifeln, ob wirklich in Latium energisch die göttliche Morgendämmerung gewaltet hat, in welcher reicher angelegte Nationen jenen geheimnisvollen Grundstamm erzeugten, den wir Sage zu nennen pflegen, den Keim alles Dichtens und Sinnens, den ewigen Born aller Kunst und Philosophie. Freilich wie wer kein Poet geworden ist, sich damit beschwichtigen mag, daß die besten Dichter ihre Gedichte nicht aufgeschrieben haben oder vielleicht auch die aufgeschriebenen Gedichte nur zufällig keinen Verleger oder doch keine Leser fanden, so hat man auch wohl von Latium behaupten wollen, daß dort ebenfalls homerische Epen und Hymnen einstmals gequollen und gesungen und daß sie nur leider spurlos verschollen und verklungen sind. Aber es sind dies lose und genau genommen gottlose Reden; denn wie unbarmherzig die Natur gegen das Individuum ist, sie ist es nicht gegen die Gattung. Auch darin waltet die Vorsehung, daß uns von den Ägyptern allein das Handwerk, von den Griechen allein die Kunst, von den Römern allein der Staat in vollem und reinem Bilde überliefert sind. Vollkommene Formen, einmal entwickelt, sind auch von Dauer. — Schwerlich also hat es jemals eine latinische Volkssage und Volkspoesie im wahren Sinne des Wortes gegeben; und auch von dieser Seite her fällt kein Licht auf die früheste Geschichte dieses Stammes.

Das Wenige, was wir von den ältesten Zuständen Roms wissen, hat sich größtenteils in der religiösen Überlieferung erhalten. Zwar ist auch diese in früher Zeit von der farben- und gestaltreicheren griechischen Religion so überflutet worden, daß die einzelnen Göttergestalten, wo auch sie einen ursprünglich

lateinischen Namen tragen, mehr oder minder unter dem Einfluß der analogen griechischen stehen und wir darauf verzichten müssen, von dem nationalen Götterkreis ein deutliches und vollständiges Bild zu gewinnen. Aber das Ritual ist stetiger als das Dogma, und in jenem lebt noch manches uralte Lebensbild, freilich erstarrt und selten verstanden. Wir kennen den Römer, wo er in der Stadt öffentlich erscheint, nur in dem leichten kleidsamen Wollmantel, unbedeckten Hauptes und ohne Stock in der Hand. Aber das Ritual zeigt, daß einstmals der Bürger auf der Straße dicken Doppelüberwurf trug, den aus der selbstgewonnenen Wolle die Ehefrau dem Gatten selber spann und selber wob; daß es einstmals als unschicklich galt, öffentlich barhaupt zu erscheinen, und daß der Römer auf der Straße eine Lederkappe trug, oben in eine Spitze auslaufend, beinahe wie die unserer Helme, oder auch allenfalls die Kapuze des Umwurfs über den Kopf zog; daß der Bürger nicht anders ausging, als mit dem Stock in der Hand, nicht dem Zierstöckchen unserer Commis, sondern einem handfesten Stab, den wahrscheinlich späterhin die Polizei verbannt oder vielmehr für sich selber reserviert hat. Ebenso können wir aus diesem Ritual nachweisen, nicht bloß daß die Getreidemühle und das gebackene Brot den Römern einstmals als unerhörte Neuerungen erschienen sind, sondern auch, daß Leinwand statt der Wolle eine Zeitlang ebenso galt, wie unseren frommen Tanten die Krinoline; daß man einstmals auf der harten Erde schlief und das später allgemein übliche Schlafsofa, der Lectus, gleichfalls als die übliche und weichliche Sitte bei den damaligen Lobrednern der guten alten Zeit verfemt war.

In diesen Kreis zunächst führt unsere heutige Betrachtung. Es hat unter vielen anderen geistlichen Genossenschaften in Rom auch eine gegeben, die, wie die Wolfsgilde dem Hirten-, so recht eigentlich dem Bauernleben angehört, die Ackerbrüder oder die *fratres Arvales.* Politische Bedeutung hat dieselbe nie gehabt und darum ist in der geschichtlichen Überlieferung kaum jemals von ihr die Rede, obwohl sie uralt ist und nachweislich mindestens

ein Jahrtausend hindurch bestanden und in ihrer Art etwas bedeutet hat. Der Umstand, der sie für uns in hervorragender Weise merkwürdig macht, ist zufälliger Art: es ist die einzige römische Korporation, von deren Akten wir umfassende Überreste besitzen. Dies beruht teils darauf, daß die übrigen Genossenschaften wohl das Verzeichnis ihrer Mitglieder in ihrem Versammlungslokal in Stein eingehauen aufstellten, ihre übrigen Akten aber in gewöhnlicher Buchform führten; die Arvalen dagegen nicht in älterer Zeit, aber seit ihrer Reorganisation unter Augustus die geführten Protokolle am Schlusse jeden Jahres in die Tempelmauern oder sonstigen Steinwände in ihrem Amtslokal eingraben ließen. Teils hat auch der Umstand eingewirkt, daß das Amtslokal nicht in Rom sich befand, sondern, wie es für die Priester der Flur sich schickt, vor den Toren von Rom, in der Campagna, fünf Miglien von der Hauptstadt, in der heutigen Vigna Ceccarelli. Das Winzerhäuschen in dieser ist aufgeführt auf den noch wohl erhaltenen Fundamenten des Rundtempels der Arvalen. Obwohl begreiflicherweise die Marmorblöcke und Marmortafeln von dort großenteils nach Rom geführt worden sind, um dort für bauliche Zwecke zu dienen — man hat Trümmer davon an vielen Stellen gefunden, die größte und merkwürdigste aller Arvaleninschriften ward im Jahre 1778 bei der Grundlegung einer Kapelle der Peterskirche entdeckt — so wurden doch schon im Jahre 1570 neunzehn Protokollfragmente und sieben Basen von Statuen kaiserlicher Mitglieder des Kollegiums in jener Vigna ausgegraben, und seitdem sind ebendaselbst ähnliche, wenn auch minder bedeutende Funde wieder und wieder gemacht worden. Seit langem war es der lebhafte Wunsch aller auf unserem Gebiet tätigen Forscher in diesem engbegrenzten und von Gebäuden freien Raum eine planmäßige Durchforschung vorgenommen zu sehen. Ein neuer Fund im Jahre 1866, der eine große Tafel aus Caligulas Zeit in derselben Vigna zum Vorschein brachte, bewog das Archäologische Institut in Rom mit einer solchen Ausgrabung den Anfang zu machen, woran sich denn auch die meisten Mitglieder der hiesigen Archäologischen Gesell-

schaft durch Privatbeiträge beteiligten. Aber die beschränkten Mittel des römischen Instituts und die sparsamen Taler der Berliner Gelehrten würden für die, wenn auch verhältnismäßig geringen Kosten des Unternehmens weitaus nicht zugereicht haben, wenn nicht I. M. die Königin von dem Unternehmen vernommen und unaufgefordert demselben ihre tätige Teilnahme gewidmet hätte. Sie sowohl wie demnächst des Königs Majestät haben die letzten vier Jahre hindurch diesen Ausgrabungen eine stetige und den Erfordernissen entsprechend gesteigerte Förderung zugewandt; und preußisches Geld und preußisches Glück haben also dem lateinischen Inschriftenschatz eine Bereicherung zugeführt, wie sie bisher noch nie durch eine planmäßig unternommene Grabung erreicht worden ist. Gegen dreißig mehr oder minder vollständige Jahrprotokolle, außerdem wichtige und beträchtliche Reste des von den Arvalen unter Augustus aufgestellten Kalenders, der Monats- wie der Jahrtafel, sind zum Vorschein gekommen, die bisherige Masse der Arvalakten ist ungefähr auf das Doppelte vermehrt. Die beschwerliche Arbeit des Zusammensetzens dieser meist in unzähligen Stücken und Stückchen zum Vorschein kommenden Tafeln fiel insbesondere den Herren Professor Henzen und Dr. Bormann zu. Wenn dieses mühsamste und schwierigste aller Geduldspiele durch ihre emsige Gewissenhaftigkeit und ihren gelehrten Scharfsinn glücklich durchgeführt worden ist, so darf dabei nicht vergessen werden, daß, wenn dieselben Trümmer vereinzelt und allmählich durch den Zufall ans Licht gekommen wären, ohne Frage die meisten derselben als unbrauchbar und wertlos unerkannt zu Grunde gegangen sein würden. Jetzt sammeln wir die Brocken, auf daß nichts umkäme; und was aus diesen Brocken geworden ist, zeigt insbesondere der von Herrn Henzen im Herbst des J. 1868 veröffentlichte große Gesamtbericht, wenngleich auch in diesem die jüngsten Funde noch fehlen. Ob viel mehr als bisher zu Tage gekommen ist sich wird entdecken lassen, muß die Zeit lehren; die Grabungen dieses Winters sind bis jetzt nicht vom Glücke begünstigt gewesen. Indes die Hoffnung haben wir, daß

diese Grabungen aufhören werden, nicht, wie gewöhnlich, wenn das Geld zu Ende ist, sondern wenn verständigerweise keine Hoffnung mehr bleibt auf weitere namhafte Funde.

Das Kollegium der Arvalen ist gleich dem der Luperker den Römern erschienen als so alt, ja älter als Rom; wie dies die Überlieferung in ihrer Weise ausdrückt, indem sie als die ersten Arvalen die Kinder der Ziehmutter des Romulus bezeichnet und bereits den Romulus in die damals also schon bestehende Körperschaft eintreten läßt. Das unvordenkliche Alter derselben beweist bestimmter noch jenes uralte Gedicht, das die Arvalen am Haupttage ihres großen Festes in ihrem Tempel sangen und tanzten, und das auf uns gekommen ist als Bestandteil eines unter dem Kaiser Elagabalus im J. 218 aufgenommenen Protokolls; das einzige zusammenhängende Stück, das wir besitzen in ältestem Latein, welches bereits vierhundert Jahre vor Cicero eine veraltete Sprache gewesen sein muß. Es ist eine Bitte an den Mars und die Lasen oder Laren um Abwendung des Verderbens, wie es scheint, zunächst von der Saat und den Feldfrüchten; geschrieben in einem bewegten Rhythmus, den man ebensowenig Prosa nennen, wie auf ein eigentliches metrisches Schema zurückführen kann und dessen hauptsächliche Eigentümlichkeit ist, daß ein jeder der kurzen Sätze, aus denen das Gedicht sich zusammensetzt, dreimal hintereinander gesungen und gesprungen wird — man nennt dieses Dritttreten (*tripodare*). — Einen neuen Beweis des hohen Alters dieser Stiftung haben die letzten Ausgrabungen geliefert. Wir wußten schon, daß die Töpfe, die *ollae*, bei den heiligen Gebräuchen der Arvalen eine Rolle spielten; erst die neu gefundenen Inschriften haben uns gelehrt, daß dies die Breitöpfe waren aus jener Zeit, wo man das Korn noch nicht zum Brote buk, sondern einen Brei stampfte, und daß die Ackerpriester den Topf oder den Brei mit frommem Gebet besprachen. Aber auch die Töpfe selbst sind jetzt zum Vorschein gekommen; in dem Winkel einer seit römischer Zeit nicht berührten Grube der Arvalenvigne fanden sich zusammen achtzehn Scherben von Gefäßen rohester Fabrik, ohne Drehscheibe

aus freier Hand verfertigt, wie sie sonst in Latium nirgends begegnen außer in jenen merkwürdigen urältesten Funden unter dem Peperin, das heißt unter der Lava der, bevor es eine Geschichte Latiums gibt, erloschenen Vulkane des Albanergebirges. Offenbar ist es der Kochtopf der Urzeit, den hier das Ritual festgehalten hat, als den rechten Zeitgenossen jenes uralten Marsgesanges.

Zwölf Brüder sind es, denen das Gedeihen der Fluren anvertraut ist, eine Brüderschaft nicht in dem Sinne, wie das Wort in den neuern Sprachen gebraucht zu werden pflegt, denn diese Bezeichnungsweise ist nicht lateinisch; sondern es sind die Priester gedacht als zwölf Geschwister, zwölf Söhne desselben Vaters. Ohne Zweifel liegt dabei zu Grunde die Vorstellung des Jahres, wie es der Landmann kennt, des Sonnenjahres mit seinem durch die zwölf Monde wechselnden und in sich selbst zurückkehrenden Arbeitskreise; und schicklich faßten die ältesten Ordner diese zwölf Monate als die Söhne derselben Sonne, die in stetig sich ablösender Kette Saat und Ernte vollbringen. Das Jahr dieser Körperschaft beginnt im Mittwinter — der 17. December ist für die Arvalen der Neujahrstag; so daß, wie der Tag von Mitternacht zu Mitternacht reichend die Lichtzeit vollständig umfaßt, so auch dies Bauernjahr von Mittwinter zu Mittwinter gerechnet den Kreislauf der Feldarbeiten vollständig einschließt. Daher ist dies Arvalenneujahr als der Anfang des Bauernjahres zugleich ein ländliches Fest, gefeiert nicht zunächst von dem Kollegium, aber von der ganzen Bevölkerung als das Fest des Säegottes, des Saturnus. Denn ein Saatfest sind die ursprünglichen Saturnalien, die Vorläufer unserer Weihnachten, immer ein Fest jubelnder Fröhlichkeit und ausgelassenen Behagens, aber ursprünglich begangen im ernsten Hinblick auf die auch im beginnenden Jahr bevorstehende harte und stetige Arbeit um die goldene Frucht. — Darin aber tritt wieder die Altertümlichkeit dieser Einrichtungen hervor, daß das Kollegium auch in späterer Zeit sich nicht völlig dem Julianischen Jahr gefügt hat, sondern hier noch Reste übrig geblieben

sind von dem ältesten römischen bürgerlichen Kalender, der statt des Schalttags einen Schaltmonat ansetzt und zwischen zwölf- und dreizehnmonatlichen Jahren abwechselnd verläuft; denn darauf beruht es, daß das Hauptfest der Brüderschaft entweder am 19. oder am 29. Mai, in der Regel in umgehender Folge, gefeiert wird.

Ohne Zweifel, obwohl es allerdings bezweifelt worden ist, ist dies das Fest, von dem Virgil in den Georgiken singt:

> Ehre die Götter zunächst und bringe der mächtigen Ceres
> Jährlich die Andacht dar, ihr dienend auf grünender Aue,
> Wenn sich zu Ende der Winter geneigt und wieder der Lenz lacht,
> Dann ist am fettsten das Lamm; am lieblichsten gleitet der Wein dann;
> Dann ist anmutig der Schlaf im Schatten des laubigen Abhangs.
> Alles Gesinde der Flur du heiße die Ceres verehren,
> Spreng' ihr die Waben mit Milch und lieblichem Safte der Traube,
> Und dreimal zum Heil umwandle das Lamm dir die Neufrucht.

Der Mittelpunkt der Festfeier tritt bei dem Dichter deutlicher hervor, als in unseren Akten: es ist das Fest für das Gedeihen der jungen sprossenden Saaten, gefeiert in der neubegrünten Flur, mit dem fetten Lamm und reichlichem jungem Weine. Im wesentlichen stimmen damit auch die Protokolle; aber die Schutzgottheit der Ackerbrüder und der Äcker selbst heißt hier nicht Ceres oder Ops, sondern die göttliche Göttin, *dea Dia* — ein sonst nirgends vorkommender, offenbar auch dem höchsten Altertum angehörender Name. Die Festfeier selbst ist in seltsamer Weise zusammengesetzt aus alten und neuen, zum Teil recht fremdartigen Bestandteilen; es soll hier nur versucht werden, von dem Hauptttag derselben, mit Übergehung der Ankündigungsceremonie wie der Vor- und Nachfeier, ein Bild zu entwerfen.

Vom Janiculum auslaufend zieht sich am rechten Tiberufer ein niedriger Hügelzug bis zur Mündung des Flusses. Zwischen diesen Hügeln und dem Flusse läuft von Porta Portese ab die

Feldstraße, die *via Campana*, an deren fünftem Meilenstein das Festlokal der Arvalen sich befand. Wie es in älterer Zeit beschaffen gewesen, wissen wir nicht; seit das kaiserliche Marmorrom die alten Ziegelbauten der Republik verdrängt hatte, hatte auch das Arvalenheiligtum sich prächtig geschmückt. Auf den Hügeln zu rechter Hand der Feldstraße, wenn man von Rom kommt, innerhalb des heiligen Haines mit seinen uralten nie von der Axt berührten Bäumen stand der Tempel der Göttin, ein Rundgebäude von mäßigem Umfang, dessen Fundamente das jetzige Winzerhaus tragen. In der Ebene unterhalb des Haines und, wie es scheint, auf der linken Seite der Feldstraße, aber immer noch in einiger Entfernung von dem Fluß, finden sich die Überreste des Versammlungshauses der Brüderschaft, das unter dem Namen *Caesareum* oder *Tetrastylum**) auftritt; es war ein viereckiges Gebäude mit einer von vier Säulenreihen eingefaßten Halle in der Mitte, zunächst zum Speisesaal eingerichtet, aber zugleich ein Tempel der vergötterten Kaiser, deren Bildsäulen die Halle schmückten und denen auch wohl vor dem Tempel geopfert ward. Endlich wieder auf den Hügeln neben dem Hain sind die Trümmer eines anderen Neubaues zum Vorschein gekommen, in welchem man mit großer Wahrscheinlichkeit die Rennbahn der Arvalen erkannt hat.

Man sieht schon hier, daß nichts gespart war, um die fromme Landpartie den Teilnehmern wo nicht erbaulich, doch erfreulich zu machen; und auch in anderen Dingen erscheint

---

*) Die Identität beider Gebäude ist bisher verkannt, aber meiner Meinung nach unzweifelhaft. Das Caesareum wird zuerst in den Akten des J. 81 genannt, das Tetrastylum zuerst in denen des J. 91. Beide stehen nie neben-, aber offenbar füreinander, indem die Mahlzeit bald im Caesareum, bald im Tetrastylum eingenommen wird. Es kann auch nicht auffallen, daß das Gebäude eine doppelte Bezeichnung trug, einmal nach seiner religiösen Zweckbestimmung — es findet sich auch *aedes Caesarei* — und dann nach seiner architektonischen Anlage. Der Ruinenhaufen, in dem Pellegrini die Trümmer des Caesareum hat erkennen wollen, muß zu dem Tempel oder den dazu gehörigen Baulichkeiten, insbesondere der Ara am Eingang des Hains gehören; diese war im Boden fest und vielleicht von bedeutendem Umfang.

dieselbe Fürsorge. — Es war aber auch eine glänzende Gesellschaft, — wenigstens seit Augustus in seiner restaurierten Republik die alten schlichten Gebräuche mit dem Prunk des Hofluxus zu verschlingen gewußt hatte, — welche an diesem Maifest auf das Feld zog und die göttliche Göttin anrief um Verleihung des täglichen Brotes. Beispielsweise am 22. Mai des J. 39 n. Chr waren im Haine anwesend der Kaiser Gaius, der sogenannte Caligula, der in diesem Jahre den Vorsitz in dem Kollegium zu führen übernommen hatte; war er auch nicht früh genug aufgestanden um das erste Opfer selber darzubringen, so hatte er doch für die Mahlzeit und die Rennspiele sich rechtzeitig eingefunden. Neben ihm opferten, speisten und schauten die Träger zweier seit einem halben Jahrtausend mit Roms Geschichte verknüpften Geschlechter, M. Furius Camillus, der letzte Sprößling des Siegers von Veji, des Triumphators mit den Sonnenrossen, und Paullus Fabius Persicus, ein Nachkomme des Besiegers des Königs Perseus und so vieler anderen gefeierten Helden des erlauchten Fabischen Geschlechts; ferner die Vertreter der plebejischen, aber kaum weniger adligen Häuser der Junii Silani, der Domitii Ahenobarbi und der Calpurnii Pisones, alle oftmals die Träger des Purpurs und des Lorbeers der stolzen Republik; endlich zwei Männer von den unter Augustus emporgekommenen Familien: Taurus Statilius Corvinus, der Enkel des berühmten Feldherrn Augusts, der während der Actischen Schlacht das Landheer kommandierte, und L. Annius Vinicianus, der einzige unter allen diesen, der nicht durch Geburt zu dem höchsten Adel der Zeit zählte, aber ohne Frage auch einer der angesehensten Männer Roms, da bald darauf nach Caligulas Tode nicht wenige daran dachten, ihn auf den erledigten Kaiserthron zu heben. Es war ein erlauchter Kreis, der an jenem Tage mit dem Kaiser das Lamm schlachtete für das Gedeihen der Saaten; aber er war weder ehrwürdig, noch ehrbar, noch geboren unter glücklichen Sternen. Nicht ehrwürdig: denn wie der Kaiser selbst, so hatten auch die meisten seiner Kollegen noch das dreißigste Jahr

nicht erreicht oder kaum überschritten, und nur ein einziger unter den achten war ein angehender Vierziger. Aber noch weniger waren diese hochadeligen Herren ehrbar. Zwei derselben, Gnäus Domitius und Fabius Persicus, sind namhaft wegen beispielloser Lasterhaftigkeit in einer beispiellos lasterhaften Zeit; und auch von den übrigen ist keiner, der durch kriegerische und staatsmännische Tüchtigkeit sich irgend hervorgetan hätte, — selbst den besten Mann darunter, den Gaius Piso, der späterhin als Führer der berühmten Verschwörung unter Nero sein Ende fand, nennt Tacitus einen von Sittenstrenge weit entfernten, dem müßigen Luxus ergebenen Mann. Die Kaiser ernannten jetzt zu diesen Priestertümern; und wenn außer der Ahnenprobe von diesen geistlichen Herren noch etwas gefordert ward, so kann es höchstens eine Trinkprobe gewesen sein*). Der ganze priesterliche Kreis war des tollen kaiserlichen Buben würdig, um den er an diesem Tag als um seinen Oberen und Meister sich scharte; und fast alle Glieder desselben haben ähnlich wie ihr Meister geendet. Unter den sieben Priestern, die außer ihm an jenem Tage an dem glänzenden Landfeste teilnahmen, finden wir zwei Gatten von Urenkelinnen Augusts, also verschwägert mit dem regierenden Hause, finden wir den Vater des Kaisers Nero und den der Kaiserin Messallina, und nicht weniger als drei Männer, die unter den folgenden Regierungen auf den Thron erhoben zu werden Aussicht hatten, — aber wir finden auch, daß fünf von diesen sieben durch Henkershand endigten oder, um dem Henker zu entgehen, Hand an sich selber legten. Silanus und Taurus wurden auf Befehl des Kaisers Claudius wegen Hochverrats oder auch nur wegen ihrer Reichtümer hingerichtet. Camillus und Vinicianus versuchten gegen denselben die dalmatinischen Legionen unter die Waffen zu bringen und endigten in gleicher Weise, als diese Empörung scheiterte. Endlich Piso war von den Verschworenen unter Nero bestimmt,

*) Es ist bemerkenswert, daß namentlich im ersten Jahrhundert im Arvalenkollegium die namhaftesten Wüstlinge der Aristokratie sich fast vollzählig finden, dagegen nur wenige der Besseren.

den erledigten Kaiserthron einzunehmen und büßte den vergeblichen Versuch mit dem Leben, zugleich mit dem philosophischen Staatsminister Seneca. Wem es gegeben gewesen wäre, mit der Gabe des zweiten Gesichts jenem lustigen Maifest zuzuschauen, der würde einen ernsten Hintergrund gefunden haben für jeden einzelnen Gast sowohl wie für das Schauspiel überhaupt, den Mörder oder den Henker hinter sechs von diesen acht jugendlichen, aber bereits vom Laster gezeichneten Gestalten und hinter dem ganzen Fest das jähe und blutige Ende der von dem großen Diktator begründeten Dynastie, deren letzter Sprößling an jenem Tage den Schmaus gab. Hier haben Sie sie vor sich, jene Selbstvernichtung der alten republikanischen Aristokratie, welche die zweite Hälfte der Julischen Epoche ausfüllt; zunächst das sittliche Verkommen, sodann den physischen Untergang des regierenden Hauses sowohl wie des ganzen beispiellos großartigen Adelskreises, zu dem es gehörte. Nur wenige Decennien noch, und diese Welt ist zu Ende, wie das Venedig der Dandolo und Renier, der Foscari und der Emo; der Kaiserthron löst sich von der altrömischen Adelsherrschaft los und mehr und mehr von der Stadt Rom selber; die Fabier und die Claudier, die Camiller und die Scipionen sinken in dieselbe Gruft wie die mächtigen Julier; was einst der adligste Name war, wird zur Herrscherbenennung und diese neuen Titularcäsaren, die Enkel von Bauern aus der Sabina, von spanischen Halbrömern, beherrschen das nur dem Namen nach noch römische Reich; verständiges Regiment und mäßige Sitten, freilich auch Nüchternheit und Öde treten an die Stelle jener tollen Mächtigen, die die Welt zerschlagen, um mit ihren Trümmern ihr Spiel zu treiben, jenes Cäsarenwahnsinns, der die Signatur der Zeit ist, mag er nun greisenhaft auftreten, wie bei Tiberius, oder bubenhaft, wie bei Caligula und Nero, oder, wie bei Claudius, als Blödsinn.

Aber kehren wir zurück von der Weltgeschichte zum Maifest im Haine und versuchen wir wenigstens in einigen Zügen ein Bild zu geben von seinem Verlauf. Am frühesten Morgen fand der

vorsitzende Priester in dem Versammlungshaus sich ein und legte das Amtskleid an, die Toga mit dem Purpursaum, wie sie auch die römischen Beamten trugen. Dann begab er sich zu einem vor dem Eingange des Hains errichteten Altar und opferte hier das gewöhnliche Sühnopfer für die Betretung des heiligen Raumes und die dort vorzunehmenden Verrichtungen, zwei Schweinchen, sowie an einem zweiten im Circus am Haine aufgestellten tragbaren Altar von Silber mit grünem Rasen geziert der Göttin des Tages die weiße Ehrenkuh. Darauf wurden die Opfertiere zubereitet, und während das Opferfleisch briet und kochte, versammelten sich allmählich die Kollegen. War das Fleisch gar, so fand der Magister mit den Mitpriestern wieder am Altar sich ein, um Stücke von den im Topf gekochten Eingeweiden — den *exta aulicocta*, wie sie in unseren Akten heißen — nach bekannter Sitte in die Altarflamme des Kochherdes zu werfen. Nach Verrichtung dieser heiligen Handlungen begab der Vorstand sich wieder zurück in das Versammlungshaus, wo er sowie die übrigen an der Handlung beteiligten Priester in das Protokollbuch des Kollegiums eigenhändig sich als anwesend eintrugen, eben wie das heute noch die katholischen Geistlichen nach gelesener Messe zu tun pflegen. Darauf legten die geistlichen Herren ihre Amtsgewänder ab und setzten sich zum Frühstück, wobei, was von jenen Schweinchen die Göttin übrig gelassen hatte, seine passende Verwendung fand. Alsdann zog sich jeder in sein Zelt zurück und der Mittagsschlaf auf grünender Aue am laubigen Abhang, von dem der Dichter singt, wurde in civilisierter Weise von den vornehmen Herren gehalten.

Nach Mittag erschienen sie wieder und nun fand das Hauptopfer statt, das Opfer des fetten Lammes. Wieder mit dem Amtskleide angetan, aber jetzt in feierlichem Zuge, unter Vortritt von platzmachenden Dienern, die das Volk beiseite wiesen, auf dem Haupt das eigentümliche Abzeichen des Kollegiums, den Ährenkranz mit dem flatternden weißen Bande, stiegen die Priester aus dem Versammlungshause den Hügel hinauf zu dem heiligen Walde

und der Vorstand opferte im Tempel selbst auf dem tragbaren Brandherde der göttlichen Göttin das fette Lamm. Alsdann wurden von den Anwesenden die Eingeweide des Opfertiers beschaut und von einem jeden der Göttin das Sprengopfer dargebracht und Weihrauch auf den flammenden Opferaltar geworfen. Nachdem diese Handlung geschlossen war, begaben sich nach einer Pause die Priester abermals in den Tempel und verehrten die auf dem Altartisch aufgestellten Töpfe — jene Kochtöpfe ältester Art, von denen früher die Rede war. Sodann traten sie vor die Tür des Tempels und verehrten wiederum die Göttin auf dem Rasen, spendeten am Altar eine fromme Gabe in den Tempelschatz, gossen aus silbernen Bechern ihr Wein aus und schwenkten die Weihrauchpfannen. Nun wurden zwei Priester entsendet, von den neuen sprossenden Ähren zu pflücken; diese Ähren gingen dann durch die gesamte Priesterschaft von Hand zu Hand, von jedem Mitglied mit der Linken empfangen, mit der Rechten weitergegeben; sodann in derselben Weise durch die ganze Reihe wieder zurückgereicht und endlich dem letzten der Priester von den Dienern abgenommen. Wieder gingen die Priester in den Tempel, schlossen die Türen und berührten und besprachen mit frommem Gebet die Breitöpfe, dann öffneten sie die Pforten, nahmen die Töpfe und warfen sie den Hügel hinab — Zweck und Sinn dieses Poltermorgens ist nicht viel klarer als der unseres heutigen Polterabends. Dann erschienen die Diener und verteilten den auf den Marmorbänken des Haines ausruhenden Priestern lorbeerbekränzte Brötchen — sie waren den Tag vorher dazu geweiht worden. Sodann wurden die Bildsäulen der Gottheiten, die im Tempel standen, von den Priestern gesalbt, wie denn gleich den Menschen auch die Götter der Alten an ihren Festtagen mit duftender Salbe geehrt zu werden pflegten. Alsdann hatten alle nicht zum Kollegium gehörenden Personen den Tempel zu verlassen; die Tür wurde geschlossen und eingeschlossen in dem heiligen Raume gürteten die Priester ihr Gewand zum Tanze auf und sangen und sagten nun jenes heilige Lied aus ältester Zeit, ihnen so unverständlich wie das

Kyrie eleeson dem heutigen Mesner, weshalb denn auch jedem Priester vorher sein Textbuch von den Dienern überreicht ward. War dieser „Dreitritt" zu Ende, so wurden die Tempeltüren wieder geöffnet und die Diener erschienen abermals, nahmen den Geistlichen die Textbücher ab und reichten ihnen Kränze, mit welchen jeder Priester den Altar berührte und dann die Bildsäulen der Gottheit krönte. Damit war die heilige Handlung geschlossen. Es wurde noch die Wahl des Vorstandes für das nächste Jahr vorgenommen; sodann rief einer dem andern das übliche Glückauf zu — *felicia!* — und man verließ den Hain, um in dem Versammlungshaus das Amtskleid mit dem bequemen Tafelgewand zu vertauschen und sich zu Tisch zu setzen oder vielmehr zu legen — denn dies war kein Imbiß mehr, den man sitzend einnahm, sondern ein eigentliches Mahl, und wenn kein Diner, doch mindestens ein ernsthaftes *Déjeuner dinatoire.* Der fromme Speisezettel ist nicht erhalten, aber die Schüsseln erschienen im festlichen Zug, jede auf besonderer Trage, und man wird den einsichtigen Vätern zutrauen dürfen, daß sie für Erholung von der überstandenen Mühwaltung gesorgt haben werden. Daß jedem Mitglied auch sein besonderer Weinkrug hingestellt wurde, haben unsere Akten nicht versäumt zu bemerken.

Nach aufgehobener Tafel und nachdem unter die Anwesenden Rosensträuße verteilt sind, folgt nun das Schauspiel. Wieder in Prozession und mit dem Purpur geschmückt, aber diesmal in griechischer oder, was fast auf dasselbe hinauskommt, in Frauentracht, das Purpurtuch über das Haupt gezogen, mit dem Rosenkranz geschmückt und an den Füßen die bequemen Pantoffeln, begeben sich die Priester nach dem Circus und hier beginnen die Festspiele — nicht Tragödien von bedenklichem Ernste oder auch Komödien wenigstens von bedenklicher Länge, sondern was allenfalls auch nach der Tafel vertragen werden kann, der Circus Renz: Wettfahren und Wettreiten, insbesondere das beliebte Reitkunststück von einem Pferd zum andern springend zwei zugleich zu regieren. Einer der Priester führte den Vorsitz und entschied,

wenn der Sieg zweifelhaft war; den Sieger lohnte eine Palme und ein silberner Kranz.

Damit ist die Hainfeier zu Ende, aber noch nicht das Fest. Die fromme Gesellschaft begibt sich zurück nach Rom und hier folgt nun, nachdem das Bad eingenommen ist*), im Hause des Vorstehers auf jenes gründliche Frühstück ein wirkliches Diner, von dem unsere Akten nicht viel zu melden wissen, was mit den göttlichen Dingen in Zusammenhang stände; daß für die menschlichen in genügender Weise gesorgt worden ist, läßt sich um so eher erwarten. Wie aber bei dem Hainopfer durch all die Sitte und Unsitte späteren Luxus und griechischen Ursprungs noch ein Kern uralter einfältiger Gebräuche durchscheint, so ist auch hier noch manches von ursprünglicher Weise zu erkennen. Vor allem der alte römische Gebrauch, daß die heranwachsenden Knaben den Vater überallhin begleiten, in den Ratsaal sowohl, wie wo er eingeladen wird als Tischgast, und daß also bei jedem Männergastmahl auch die Söhne des Hauses wie die der Gäste mitspeisen, nicht zu Tisch liegend wie die Väter, sondern am untersten Ende des Speisesofas sitzend, und nicht an allen Gängen und Gerichten teilnehmend, — dieser alte Gebrauch erscheint noch bei den Arvalenmahlzeiten festgehalten im Ritual. Für jedes der vier Sofas, auf denen die zwölf Brüder sich verteilen, wird ein Knabe erfordert, womöglich der Sohn eines der Anwesenden, aber auf jeden Fall ein Sohn lebender Eltern von senatorischem Rang. Es sind dies nicht Opferknaben, wie man wohl gesagt hat, denn wie würden diese bei der heiligen Handlung selber fehlen und erst

*) Die in einiger Entfernung von dem Arvalenhain gefundenen Bäder (Bullettino 1858, 4) können nicht, wie Pellegrini annimmt, als zu dem Arvalenlokal gehörig betrachtet werden. Des Bades gedenken unsere Urkunden nur in der Schilderung des ersten in der Stadt gefeierten Festtags und zwar, wie immer (Becker Gallus 3, 111) als unmittelbar der Cena voraufgehend; man geht *a balneo* zu Tisch. Auch am zweiten Festtag, in Beziehung auf welchen vom Bade nicht die Rede ist, kann dasselbe nur nach der Rückkehr der Arvalen aus dem Hain vor die Cena gesetzt werden. Jene Badeeinrichtung wird demnach zu irgend einer benachbarten Villa gehört haben.

zur Tafel erscheinen? sondern es sind die mit den Vätern speisenden Söhne oder deren Stellvertreter, die denn freilich auch bei dem Tischopfer Dienst tun, insbesondere nach vollendeter Mahlzeit die Schalen mit den heiligen Ähren, mit denen die Tafel geschmückt ist, zu dem im Speisezimmer aufgestellten Altar hintragen und der Göttin zum Opfer darbringen. Auf diese heilige Handlung folgt der festliche Beschluß des Mahles: die Gäste werden mit Salben übergossen und mit Kränzen geschmückt, Konfekt und anderer Nachtisch und ungebundene Rosen unter sie verteilt, bevor sie mit abermaligem Glückauf von dem Gastgeber sich verabschieden.

Überhaupt, die auch sonst vielfältig bezeugte innige Wahlverwandtschaft der römischen Kirche und der römischen Küche erscheint in unseren Urkunden aufs neue aktenmäßig bestätigt; es ist ein Vorzug derselben, daß sie uns deutlicher als irgendwelche andere Berichte ein Bild geben von einem nach römischer Weise wohl durchgegessenen Tage, mit *gustatio*, *prandium* und *cena* oder, faßlicher ausgedrückt, mit Imbiß, Luncheon und Diner; wobei nicht vergessen werden darf, daß bereits das erste Frühstück in Spanferkel besteht und daß die göttliche Göttin von ihren Dienern schon am nächstfolgenden Tage die Abhaltung eines abermaligen nicht minder vollkommenen Diners erheischt. Weiter führen unsere Akten nicht; wir haben nur noch zu berichten, daß selben zufolge für jedes Couvert aus der Stiftungskasse 100 Denare oder etwa 24 Taler gezahlt wurden, und stellen das Weitere der Küchenphantasie des geneigten Publikums anheim.

Vorgänge wie die geschilderten sind keine geschichtlichen Ereignisse, und niemand wird in solchen Aufzeichnungen unmittelbar geschichtliche Berichte zu finden erwarten. Dennoch sind dieselben auch in dieser Beziehung von großer Bedeutung. Wie stereotyp auch die steinernen Denkblätter sind, die Schlaglichter wie die Schlagschatten der Weltgeschichte gleiten oft durch dieselben, und nicht bloß von berühmten Namen sind sie erfüllt, sondern auch voll von Spuren historischer Ereignisse. Allerdings ist darin, wie es die Epoche mit sich bringt, von großen und stolzen Taten

wenig verzeichnet, umso mehr des Kleinen und Gemeinen, des Nichtswürdigen in der langen Stufenleiter menschlicher Erbärmlichkeit. Schon die sogenannten Vota gehören hierher. Es war dies eine religiöse Ceremonie, die am dritten Januar eines jeden Jahres im ganzen Römischen Reich, insbesondere von dem ganzen Beamtenpersonal, militärischem wie bürgerlichem und geistlichem, vorgenommen ward und die bestand in der Ableistung von Gelübden für das Wohlergehen des regierenden Kaisers und der Seinigen, sowie beiläufig auch für das des Staates. Diese Vota in ihrem festen Schema mit stetig wechselnden Namen, diese Reihe von Kirchengebeten, durch mehrere Jahrhunderte sich erstreckend in einer Monarchie, wie die römische gewesen ist; diese gleichen Bitten der vornehmen Klerisei heute für den Mörder wie gestern für den Ermordeten; diese obligate Loyalität, unerschütterlich in ihrer Verehrung für den zeitigen Machthaber, die Rinder mit vergoldeten Hörnern dem höchsten besten Jupiter und der Königin Juno und der Minerva und der Salus gleichmäßig gelobend für das nächste Lebensjahr Domitians wie für das nächste Lebensjahr Traians in immer gleicher tiefster Ergebenheit, also ohne Gedächtnis wie ohne Scham — es ist ein Studium für Timon, und auch historisch. — Aber außer diesen sich stetig wiederholenden Gelübden begegnen in unseren Akten eine Menge außerordentlicher Dank- und Bitt- und Erinnerungsfeste, von denen die meisten mit den kaiserlichen Persönlichkeiten zusammenhängen. Geschichtlich besonders merkwürdig sind die Gelübde für die glückliche Vollendung der beiden Donaukriege Traians und des Alemannenkrieges unter Caracalla*); alle drei Dokumente gehören den neuesten Funden an. Sie sind einmal chronologisch von großer Wichtigkeit, weil sie die vielbestrittenen Epochen dieser Feldzüge

*) Auch in Beziehung auf den Suebenkrieg Domitians im J. 89 erscheinen ähnliche Gelübde; das Verzeichnis der Götter nennt Jupiter, Juno, Minerva, die Salus, die Fortuna, die heimkehrende Victoria und den Schutzgeist des römischen Volkes. Ist es vollständig, was zweifelhaft ist, so sind die Zwölfgötter in solchen Fällen im ersten Jahrhundert noch nicht angerufen worden.

aktenmäßig feststellen und die Tage uns kennen lehren, an welchen die Kaiser aus der Hauptstadt zum Heere abgingen; dann aber auch, weil sie uns einen eigentümlichen bisher nicht bekannten Zwölfgötterkreis oder vielmehr zwei solcher Kreise kennen lehren derjenigen Mächte, die als die eigentlichen Kriegsgottheiten von der römischen Gemeinde angerufen wurden. Bei Traians erster Abreise aus Rom am 25. März des J. 101 und wahrscheinlich in gleicher Weise auch bei der zweiten im Anfang Juni 105 gelobte das Kollegium für die glückliche und siegreiche Heimkehr des Kaisers aus den Ländern und Gebieten, die er zu Lande oder zu Wasser betreten würde, sechs Göttern und sechs Göttinnen je ein großes Opfertier. Die sechs Götter sind der höchste beste Jovis vom Kapitol und der Sieger Jovis, die für zwei zählen, der Vater Mars und der Sieger Mars, die ebenfalls als verschiedene Individuen nebeneinander stehen, der Vater Neptunus und der Hercules Sieger; jedem von ihnen wird ein Stier gelobt, nur den beiden Jupitern, denen kein Stier geopfert werden darf, statt dessen Ochsen. Die sechs Göttinnen sind die Königin Juno vom Kapitol, die Minerva vom Kapitol, die Salus, die Victoria, die heimführende Fortuna und die Mutter Vesta; jeder von ihnen geloben die Priester eine Kuh. Diese Opfer wurden dargebracht für den glücklichen Ausgang derjenigen Kriege, durch welche Siebenbürgen römisch ward und die den Grund gelegt haben zu der heutigen Nation der Rumänen. — In der Hauptsache stimmt damit überein das Opfer, das ein Jahrhundert später am 11. August 213 gelobt wird, als der Kaiser Caracalla von Rom abgeht um den rätischen Grenzwall zu überschreiten und die Landesfeinde auszurotten — jener Grenzwall ist der heute noch vorhandene Pfahlgraben nördlich von Augsburg, und mit den auszurottenden Landesfeinden sind unsere lieben Landsleute am Main gemeint, die damals zuerst in der Geschichte auftretenden Alemannen. Und als dann dieser Zweck, wenigstens den kaiserlichen Depeschen zufolge, glücklich erreicht ist und unsere Urväter ausgerottet sind, wird den zwölf Göttern das Opfer dargebracht am 6. Oktober desselben Jahres;

es sind dieselben Gottheiten, wie unter Traian, nur daß statt des einen Mars, des Hercules und des Neptunus eingetreten sind die beiden Kriegsschutzgeister, die militärischen Laren und der Schutzgeist des Kaisers; ferner statt der Mutter Vesta der Schutzgeist der Kaiserin Mutter — man sieht auch hier, wie die Staatstheologie immer mehr sich lossagt von der alten nationalen Grundlage und über dem wüsten Göttergemisch als die einzige greifbare Gestalt die des regierenden Kaisers schwebt, als des lebendigen Gottes dieser gesunkenen und versinkenden Welt. — Im ganzen genommen aber begegnen in den spätern Akten dergleichen politische Festlichkeiten sehr selten; es scheint, daß das nüchterne Regiment, wie es besonders Traian ordnete, an den obligaten Opfertieren der römischen Klerisei kein besonderes Wohlgefallen weiter fand und sogar finanzielle Bedenken gegen den Weihrauch hatte, der in jeder Hinsicht auf seine Rechnung ging. Auch das plötzliche Aufhören unserer Urkunden in der Mitte des dritten Jahrhunderts wird vermutlich mit den damaligen Finanzbedrängnissen des Staates zusammenhängen; man wird unserer Brüderschaft kein Unrecht tun, wenn man ihnen bei dem Versiegen der öffentlichen Schmausgelder die Einstellung ihrer gottseligen Arbeiten beimißt. Dagegen im ersten Jahrhundert bis hinab zu Domitian sind unsere Urkunden ein getreues Echo aller Haupt- und Staatsaktionen der römischen Politik und vielfältig unmittelbar geschichtlich belehrend. Nicht bloß die Geburts- und die Antrittstage — die *dies imperii* — der Kaiser finden wir von dem Kollegium festlich begangen, auch andere geringere Gedenktage werden gefeiert, so unter Caligula der Tag, wo er zuerst in Rom einzog; unter Nero der Tag seiner Adoption und der seines Pontifikats und seines ersten Konsulats; vor allem unter Nero, Otho und Domitian die Tage, an denen ihnen durch den Akt, den man damals allgemeine Volksabstimmung nannte, von dem souveränen Volke die Ausübung der Volkssouveränität anvertraut wurde — oder, um die offizielle Sprache dieser Zeit zu reden, die Tage der Komitien, welche dem neu eintretenden Kaiser die tribunicische Gewalt übertrugen. Diese

merkwürdige Kundgebung des verfassungsmäßigen Absolutismus, den man das römische Kaisertum nennt und den in folgerechter Selbstvernichtung die römische Demokratie aus sich entwickelt hat, haben zum erstenmal unsere Urkunden, und zwar die neugefundenen, uns kennen gelehrt. Es ist wohl nicht zufällig, daß die Zahl dieser persönlichen Festlichkeiten um so größer wird, je nichtswürdiger die Regenten sind; es war ganz angemessen, daß unter Herrschern wie Caligula, Nero und Domitian kein Monat verging, wo nicht sämtliche geistliche Körperschaften der Hauptstadt ihnen das offizielle Hosianna riefen, bis der Mörder kam. Aber nicht des Kaisers allein, auch ihrer Ahnen gedachten die geistlichen Herren, das heißt unter der Julisch-Claudischen Dynastie; denn nach Neros Tode findet sich nichts dergleichen. Es ist dies ein merkwürdiger Beleg dafür, daß nur Cäsar, der Diktator, es verstanden hat, die dynastische Idee in das Volk zu pflanzen, — so lebendig und gewaltig sie bestanden hat für das Julische Haus und was an dies sich anlehnte, so ist doch seit dem großen Zusammensturz nach Neros Tod nie einem römischen Regenten wieder ein Gleiches gelungen; oder vielmehr es fehlte den neuen Dynastiestiftern selber der Glaube an sich selbst und an ihre Zukunft, der also Gewaltiges wirkt, und Vespasian und Traian galten sich selber als bloße Reichsverweser und Verwalter. Aber in der ersten Dynastie sieht es anders aus. Vor allem Augustus und dessen Gemahlin werden auch nach ihrem Tode stetig gefeiert. Besonders die schlechtesten Regenten gehen hierin noch viel weiter — Caligula, dessen Pietät gegen seine Ahnen auch sonst bekannt genug ist, scheint seine sämtlichen Vorfahren von Augustus abwärts also haben verehren zu lassen, seines Großvaters Exequien nicht minder wie seiner Großeltern und Eltern Geburtstage gefeiert zu haben. Ebenso wird unter Nero der Geburtstag seiner leiblichen Eltern, des früher genannten Gnäus Domitius und der Agrippina von dem Kollegium festlich begangen. — Freilich folgt dann auf den 6. Nov. des Jahres 58, wo Agrippinas letzter Geburtstag mit einem, insbesondere der Eintracht zwischen

Sohn und Mutter gewidmeten Opfer gefeiert wurde, am 28. März 59 ein anderes Opfer, das namenlos ist, aber sicherlich dargebracht ward wegen der einige Tage zuvor glücklich vollbrachten Ermordung der Mutter durch den Sohn — es ist das einzige Mal, wo auch unsere Urkunden vor Scham schweigen. Wegen glücklich abgewandter Verschwörungen wird mehrfach, unter Caligula, Nero, Domitian, den Göttern der Dank des Kollegiums dargebracht, und so begegnen noch zahlreiche zum Teil bis jetzt keineswegs genügend ermittelte Beziehungen unserer Akten auf die Ereignisse des Tages. Gerade in dieser Hinsicht hat über den neuesten Ausgrabungen ein günstiger Stern gewaltet. Wenn über das Ritual, das wir besonders aus den Urkunden des dritten Jahrhunderts in seiner ganzen Vollständigkeit kennen lernen, nicht gar viel Neues ans Licht gekommen ist und die meisten früheren Rätsel auch jetzt noch ungelöst sind, so ist das meiste und wichtigste politischer Art, das dieselben ergeben, erst in den jüngsten Funden zum Vorschein gekommen. So hat der Zufall es gefügt — und damit lassen Sie mich diesen flüchtigen Überblick schließen —, daß von dem Vierkaiserjahr, dem Jahr 69 n. Chr., in welchem Galba, Otho, Vitellius und Vespasianus sich gefolgt sind, das für die ersten fünf Monate fast vollständige Protokoll sich gefunden hat, ein merkwürdiger Kommentar zu den ersten Büchern der Historien des Tacitus, die dieselbe Epoche schildern. Am 1. Januar wird geopfert für Galbas Konsulat; am 3. nach gewohnter Weise das Gelübde dargebracht für glückliche Vollendung dieses Regierungsjahres, am 10. ein Dankfest abgehalten wegen der Adoption des Piso oder, wie er hier heißt, des Cäsars Galba; dies alles unter dem Vorsitz des alten Kaisers selbst. Fünf Tage darauf ist Galba eine Leiche; nun opfert das Kollegium unter Vorsitz des neuen Kaisers für den glücklichen Regierungsantritt Othos und in rascher Eile, als hätte man die vom Schicksal so kurz gesteckte Frist geahnt, folgen nun die Feste für diesen: am 26. Januar für seine Wahl zum Konsul, am 30. für das glückliche Regiment bis zu den nächsten Voten des 3. Januar; am 26. Februar wird dem Kaiser Galba als Mit-

glied des Kollegiums ein Nachfolger gegeben; am 28. die Bestätigung der Kaiserwahl Othos durch die Volksabstimmung festlich begangen; am 1. März der über die Roxolaner, eine Völkerschaft an der Donau, von den kaiserlichen Truppen erfochtene Sieg; am 5. März die Wahl des neuen Kaisers zum Mitglied der vier höchsten geistlichen Kollegien Roms; am 9. die Wahl desselben zum Oberpontifex; endlich am 14. März bringt das Kollegium die Gelübde dar für die glückliche und siegreiche Heimkehr des Kaisers, der an diesem Tage die Hauptstadt verließ, um gegen die deutschen Legionen seines neuen Rivalen Vitellius die kaum gewonnene Krone zu verfechten. Freilich ist bei dieser letzten Festlichkeit das Kollegium nur durch ein einziges Mitglied vertreten; die bei den früheren anwesenden Priester, insbesondere die Brüder der beiden Rivalen Otho Titianus und L. Vitellius — dieser fehlt fast bei keiner zu Othos Ehren abgehaltenen Festlichkeit — sind mit Otho zum Heere abgegangen, und wie leer Rom geworden ist, zeigen unsere Protokolle noch deutlicher als Tacitus' Berichte. Einen Monat darauf ist die Schlacht bei Bedriacum geschlagen, Otho durch eigene Hand gefallen; bereits am 30. April begeht das Kollegium die Festfeier wegen der Volksabstimmung über den neuen Herrn Vitellius Germanicus, der zugleich wie Otho an Galbas, so jetzt an Othos Stelle als Magister des Kollegiums tritt; alsdann am folgenden Tage, dem 1. Mai, nachträglich diejenige wegen seines Regierungsantritts, der festgesetzt ward auf den 19. April, den Tag, wo die Nachrichten von dem Siege des Vitellius nach Rom gelangten und der Senat denselben als Kaiser anerkannte. Das Folgende ist nicht vollständig erhalten; wir sehen nur, daß bald nachher ein besonderes Opfer gebracht ward dafür, daß der Kaiser glücklich nach Rom gelangen möge, sowie ein anderes zu Ehren seiner Gemahlin Galeria an deren Geburtstag. Aber es fehlt noch ein Zug in dem Bilde. Das Jahr des Kollegiums endigt am 16. December; damals saß noch Vitellius, freilich nur noch für wenige Tage, auf dem kaiserlichen Stuhl und hatte zugleich als Magister des Arvalkollegiums das Jahr-

protokoll aufzustellen. Der Schreiber, der für ihn das Redaktionsgeschäft besorgt, hat im übrigen getreulich niedergeschrieben, was das Jahr gebracht hatte, die wechselnden Magisterien wie die wechselnden Imperien; aber als er an den Tag des 14. März kam, an dem das Kollegium für Othos Sieg und Vitellius' Verderben die großen Opfer gelobt hatte, ward er denn doch bedenklich und fand, sei es seiner Sicherheit wegen oder im Interesse des Kollegiums, die Geschichte der Verbesserung bedürftig. Er hätte den Paragraphen auslassen können; aber er hat es nicht getan, sondern ist auf einen sinnigeren und eines kaiserlichen Historiographen oder doch Protokollanten würdigeren Ausweg verfallen. Das Gelübde des 14. März bringt nach ihm das Kollegium dar für den Sieg und die Rückkehr nicht des besiegten Kaisers Otho, sondern des siegreichen Kaisers Vitellius. So war alles in Ordnung, die Sache dargestellt wo nicht wie sie war, doch wie sie hätte sein sollen, und die Vollständigkeit der Akten ebenso gewahrt wie die in dieser ihrer Anticipierung wahrhaft divinatorische Loyalität des Kollegiums. Zwar fuhr wenige Tage nachher der rächende Meißel der Flavianer, der überall das Andenken des Vitellius getilgt hat, auch über die Tafeln des Arvalenhains und löschte in ihnen den verhaßten Namen; aber es ist genug davon stehen geblieben, um in dem erzählten Vorgang uns einen drastischen Nachtrag zu Tacitus' Schilderung des Vierkaiserjahrs zu bewahren.

DIE KATAKOMBEN ROMS.

VORTRAG, GEHALTEN IM BERLINER UNIONSVEREIN, 13. JANUAR 1871*).

„Als ich ein junger Mann war“, sagt der heilige Hieronymus, „und in Rom studierte, da pflegte ich mit meinen Alters- und Studiengenossen an den Sonntagen die Gräber der Apostel und Märtyrer zu besuchen und oft gingen wir hinein in die Gewölbe, die, in die Tiefe der Erde gegraben, zu beiden Seiten der Wandelnden an den Wänden die Körper der Begrabenen zeigen, und alles darin ist so dunkel, daß fast erfüllt wird das Prophetenwort**) ‘und müssen sie lebendig in die Hölle fahren’, und nur selten ein von oben herab einfallender Schimmer die düstere Finsternis unterbricht; so daß mehr wie durch einen Spalt als durch ein Fenster das Licht einzufallen scheint, und du wieder vorsichtig weiterschreitest und von finsterer Nacht umfangen es dich gemahnt an das Vergilische Wort:

Grausen erschreckt dich durchaus und vor allem das grausige Schweigen.“

Diese Beschreibung, wie sie vor anderthalb Jahrtausenden der fromme Kirchenvater von den Katakomben Roms gab, gilt heute noch und wer je in diesen wunderbaren und wunderlichen Räumen verweilt hat, erinnert sich jenes Wandelns in den schmalen Gängen mit den endlosen Reihen der Grabbetten auf beiden Seiten, jener Finsternis, die der Lichtschimmer nur noch dunkler und unheim-

*) Im neuen Reich 1871 S. 113—128.

**) Psalm 55, 16.

licher macht, des Hinabfahrens zur Unterwelt bei lebendigem Leibe. Es gibt wohl bessere und sicherere Führer durch jene finsteren Bereiche als ich Ihnen sein kann. Meine Studien gehören im ganzen der Oberwelt an und nur beiläufig führt mich mein Weg hinab zu diesen Geistern der Tiefe. Aber ich bin doch manches Mal durch diese Räume gegangen und öfter noch für diesen oder jenen Zweck veranlaßt gewesen, mich wissenschaftlich auf diesem Gebiet umzusehen; einiges kann ich Ihnen wohl berichten, das dann eine kundigere Hand ergänzen mag.

Wir reden alle von den Katakomben Roms; wohl wenigen aber ist dabei bewußt, wie spät und genau genommen unrichtig diese Bezeichnung ist. Das philologische Marterwerkzeug, mittelst dessen jedes Wort zum Geständnis seines Ursprungs gebracht werden kann, hat auch bei diesem seine Schuldigkeit getan, aber ihm übel mitgespielt; in der Regel muß es sich von dem griechischen *τύμβος*, dem Stammvater des spätlateinischen *tumba*, des französischen *tombe*, *tombeau* ableiten lassen, und man hat dann weiter die Wahl und die Qual, ob die ersten Silben *cata* die griechische Präposition sind, also „neben“ oder „bei“ bedeuten, oder das spanische *catar*, sehen, schauen. Die eifrigen Herren Inquisitoren haben dabei nur eins übersehen: daß das Wort in seinem ursprünglichen Gebrauch gar mit Gräbern nichts zu tun hat. Es begegnet bereits im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung und zwar zuerst als Bezeichnung einer bestimmten Örtlichkeit in der nächsten Umgebung der Stadt Rom, an der südlich nach Capua führenden Appischen Straße, unweit des Grabes der Cäcilia Metella, unmittelbar vor der Aurelianischen Stadtmauer, bei dem ehemaligen Appischen Tor, jetzt Porta S. Sebastiano. Von dem Circus des Romulus — es ist dies auch ein *divus Romulus*, aber nicht der alte Herr, den König Numa zum Gott gemacht hat, sondern der Enkel Maximians, der Sohn des Maxentius, ein in der Zeit Konstantins des Großen allzufrüh der Welt entrückter und deshalb dem Himmel überwiesener angehender Thronkandidat — von diesem noch heute vor Porta S. Sebastiano stehenden Circus des

Romulus berichtet eine nicht lange nach seiner Erbauung abgefaßte Chronik: *fecit circum in catecumpas;* und die hier befindlichen frühchristlichen Grabgrotten, in welchen der Sage nach die Gebeine der Apostel Petrus und Paulus ein Jahr und sieben Monate geruht haben, bevor sie dahin gebracht wurden, wo noch heute die Pauls- und die Peterskirche stehen, werden gleichfalls regelmäßig bezeichnet als die Grotten *ad catecumbas* oder *catacumbas.* Diese *catecumbae* selbst haben gewiß weder mit dem Circus noch mit diesen Grotten einen anderen Zusammenhang, als daß eben die Örtlichkeit, wir wissen nicht warum noch seit wann, also benannt war. Erst im neunten Jahrhundert beginnt die Bezeichnung allgemeiner auch für andere christliche Grabesgrotten gebraucht zu werden, und allmählich hat sich dann der heutige Sprachgebrauch gebildet. Die Herleitung des Wortes von seiner jetzigen Bedeutung ist also gerade so berechtigt, wie wenn man Frascati zwingen wollte, auf gut deutsch Sommerfrische zu bezeichnen.

Überhaupt, wer das römische Katakombenwesen richtig verstehen will, muß sich vieler jener Vorstellungen von specifischer Heiligkeit, ja von specifischer Christlichkeit entschlagen, die jetzt in dieser Beziehung im Gange sind, und mit denen diejenigen, die ihren eigenen Geist gefangen geben, um die Geister anderer zu fangen, Katholiken sowohl wie solche Protestanten, für die Luther umsonst gelebt hat und die man mit Befriedigung und Nutzen den Papstgläubigen wieder zurückstellen würde, mehr vorteilhafte als reinliche Geschäfte machen.

Orient und Occident sind allerdings, wie in allem andern, so auch in der Sitte des Begrabens im Gegensatz: „der Grieche verbrennt seine Toten“, sagt Lucian, „der Perser begräbt sie“; er hätte neben dem Griechen auch den Römer, neben dem Perser auch den Ägypter und den Juden nennen können. Dieser Gegensatz erscheint in gewisser Weise auch in Rom; aber er ist mehr nationaler als religiöser Art. In Vigna Randanini, dicht bei dem Circus des Maxentius und jenen ursprünglichen Catecumpen, hat

sich vor reichlich zehn Jahren eine unterirdische Grotte gefunden, die den christlichen Grabstätten Roms in aller Weise gleicht, aber auf den Grabsteinen nicht ein einziges eigentlich christliches Symbol zeigt, dagegen häufig den siebenarmigen Leuchter und andere sicher jüdische Embleme; ohne Zweifel ist dies eine jüdische Katakombe, und dem Alter nach — sie gehört wahrscheinlich dem zweiten Jahrhundert an — geht sie den christlichen eher voran als nach. Eine andere jüdische Katakombe hat sich in Rom in Trastevere gefunden, dem alten Judenquartier, vor Porta Portese. — Aber auch diesem Gegensatz des heidnischen Verbrennens und der christlichen Beerdigung ist nicht allzuviel Gewicht beizulegen. Denn einmal ist der Gebrauch, die Toten zu beerdigen, auch der ursprünglich griechische wie römische und erst später, es scheint hauptsächlich aus Rücksichten der Gesundheitspolizei, durch das Verbrennen verdrängt; ja das römische Pontifikalrecht hat insofern stets festgehalten an der Notwendigkeit der Beerdigung, als kein Begräbnis für genügend vollzogen galt, wenn nicht wenigstens ein Gebein des Toten unter die Erde gebracht war; weshalb immer auf die Verbrennung die Beisetzung, wenn auch nur eines Knöchelchens, folgte. Aber auch die Sitte des Verbrennens ist zu keiner Zeit so allgemein geworden, daß daneben die Beisetzung sich nicht behauptet hätte. Wenn auch in Rom die Kostbarkeit des Bodens und die in der großen Weltstadt geringere Gewalt des Herkommens sich dazu vereinigten, dem Verbrennen das Übergewicht zu verschaffen, so verschwand doch auch hier die ältere Weise nicht ganz; und mehr noch blieb sie im Gebrauch in den Landstädten. Mochte man nun Steinkisten dazu verwenden, oder, wo man geeigneten Felsboden hatte, dem Toten in diesem selbst die Stätte bereiten, Betten, auf denen der Verstorbene den ewigen Schlaf schlief — denn dies ist die alte Vorstellung dabei — hat es auch bei den Heiden zu allen Zeiten gegeben. Insofern sagt ein christlicher Schriftsteller aus der Zeit Severs mit gutem Grund, daß die Christen zwar nicht des törichten Glaubens lebten, als sei die leibliche Wiederauferstehung unvereinbar mit der Verbrennung der

Leiche, daß sie aber der alten und besseren Sitte der Beerdigung den Vorzug gäben und gern den toten Menschenleib betrachteten wie den Baum, der in Winterstarrheit doch die Hoffnung des Frühlingsgrüns in sich birgt. Allerdings war das Beerdigen auch gute alte heidnische Sitte; die Christen taten in dieser Beziehung nur, was jeder Heide ebenfalls tun durfte und mancher tat; die Vorstellung der letzten Ruhestätte, des *κοιμητήριον*, wie es die Griechen, des *accubitorium*, wie es die lateinischen Afrikaner nennen, ist keineswegs eine den Christen eigentümliche.

Ebenso ist es jetzt von den namhaftesten Forschern anerkannt, daß die heidnische Weise, das Grabmal auszustatten und zu heiligen, im ganzen genommen von den ältesten Christen nur beibehalten worden ist. Ja man kann hinzufügen, daß unser ganzes Kirchenwesen aus dem heidnischen Gräberkult hervorgegangen ist. Öffentliche Begräbnisplätze in unserem Sinne kennt das Altertum bekanntlich überhaupt nicht; zunächst wird jeder auf seinem Grundstück beigesetzt und ihm dort, wenn man das will, das Gedächtnishaus errichtet, die *cella memoriae*, wie eine neu gefundene heidnische Inschrift sie nennt, die über der Gruft sich erhebend und mit Sitzplätzen versehen an den dem Verstorbenen gewidmeten Gedächtnistagen, vor allen Dingen an dem Sterbetage geöffnet wird, und wo dann die Nachkommen und Freunde des Verstorbenen sich vereinigen zum frommen Erinnerungsmahl. Es ist keine Profanation, wenn ich Sie an das Gedächtnishaus in Charlottenburg erinnere. Solche Gedächtnishäuser gab es im römischen Staat, namentlich seit der früheren Kaiserzeit, in großer Menge; und nicht anderer Art sind die Gräber der Apostel und Märtyrer, von denen Hieronymus spricht, und was daran sich anschließt: die Anfänge der Kapellen und Kirchen, die nach meiner Meinung mehr noch als an die städtischen Versammlungs- und Bethäuser anknüpfen an die verehrten Grabstätten der Zeugen und Diener des Glaubens; ferner die Liebesmahle der ältesten christlichen Gemeinden. Nichts Besonderes ist das Christentum der ältesten

Zeit, nichts Specifisches und Exklusives, wie das, was heutzutage dafür ausgegeben wird; die Christen lebten in und mit ihrer Zeit und nach deren Gebräuchen.

Aber eines allerdings ist den Juden wie den Christen hinsichtlich ihres Begräbniswesens von jeher eigentümlich gewesen: es ist das die Scheidung im Tode von den Andersgläubigen und, was damit eng zusammenhängt, die Tendenz an die Stelle der nach heidnischem Gebrauch wesentlich privaten Grabstätte einen für die ganze Gemeinde bestimmten Friedhof zu setzen. Vor einigen Jahren hat sich in Rom eine Grabschrift gefunden, worin ein gewisser Valerius Mercurius seinen Freigelassenen und ihrer Nachkommenschaft nach römischer Weise das Recht gewährt, in demselben Grabe sich bestatten zu lassen, vorausgesetzt, daß sie seines Glaubens sind — *ad religionem pertinentes meam*, wie es auf dem Denkmal heißt. Es ist das eine auf heidnischen Grabstätten unerhörte Klausel, und wahrscheinlich gehört die Schrift eben einem Juden oder auch einem Christen. *Religio* bezeichnet im Altertum bekanntlich nicht, was wir heute Religion nennen, nicht ein gewisses Dogma, sondern die Gewissenspflicht. Insofern wird auch schon in guter Zeit, von Tacitus und selbst von Cicero, das Wort von denjenigen Verpflichtungen gebraucht, die insbesondere bei den Orientalen mit der Nationalität sich verknüpfen; in diesem Sinne wird auch auf Inschriften einzeln die *religio Judaica*, die jüdische Observanz erwähnt. Zu diesen jüdisch-christlichen Observanzen gehörte auch die Bestattung nicht bloß ohne Verbrennung, sondern auch abgesondert von den Heiden, während die Heiden derartige Gewissenspflichten und Nationalvorschriften niemals gekannt haben. So tritt der Charakter der ursprünglich nationalen, mehr und mehr aber zur konfessionellen sich entwickelnden Absonderung im Tode mehr noch hervor als im Leben. Dazu gesellt sich der eigentümlich christliche Gedanke der *ecclesia*, der Gemeinde der Gläubigen, die auch im Tode gern wie im Leben sich vereinigt. So entstehen die besonderen christlichen Begräbnisstätten, die ohne Zweifel niemals Nichtchristen aufgenommen haben

und in denen wohl schon früh die Christen der großen Mehrzahl nach die letzte Ruhestätte fanden.

Diese großen gemeinschaftlichen Ruhestätten, die über den engen Kreis des Hauses hinausgreifend der ganzen *ecclesia fratrum* dienen, sind allerdings eine Schöpfung des Christentums; wie denn überhaupt der große und tiefe Gedanke der Gemeinde erst durch das Christentum in die Welt gekommen ist. Auch im Gegensatz zu den Juden zeigt sich dies; wenigstens in ihrer Heimat sind die Grabstätten, wie ähnlich sie auch sonst den römischen Katakomben sind, doch durchaus Familiengräber. Selbst von den ältesten christlichen gilt noch dasselbe, und gesetzliche Vorschrift ist das Begraben auf dem gemeinsamen Friedhof für die Christen niemals gewesen; aber dennoch ist der in der ältesten christlichen Gemeinde sich vollziehende Entwicklungsprozeß des Friedhofs so offenbar wie bedeutsam, ja das eigentliche Distinktiv des christlichen Gräberwesens. Daran knüpft sich noch ein anderer bereits angedeuteter Unterschied. Die christlichen Grabplätze dienen der ganzen Gemeinde nicht bloß als letzte Ruhestätte für alle ihre Glieder, sondern auch als Stätte des gemeinsamen Andenkens an die verstorbenen Frommen, das heißt der Gemeindeandacht. Zu diesem Zwecke ist auch ihre innere Einrichtung verändert. Die unzähligen heidnischen und auch die jüdischen Grabkammern öffnen sich nur den Toten; darum ist ihr Eingang fest versperrt, die einzelne Leiche aber nicht notwendig weiter abgeschlossen. Dagegen in der christlichen Grabstätte wird jede einzelne Leiche entweder in einem Steinsarg beigesetzt oder gewöhnlicher in einer in den natürlichen Fels gehauenen und nach der Beisetzung der Leiche mit einer Stein- oder Ziegelplatte zugesetzten und fest vermauerten Nische, dem sogenannten *loculus*, während die Gänge jedem jeder Zeit offen stehen und der Besucher zu jedem Grabe gelangen kann. Auch fehlt es späterhin selbst in den unterirdischen Friedhöfen nicht an geräumigeren Kammern, in denen eine gewisse Anzahl von Personen sich vereinigen kann. Diese Vereinigung der Andacht mit der Bestattung, die Entwickelung

des Grabes zum Friedhof, des Friedhofs zur Kirche ist recht eigentlich christlich, man kann vielleicht sagen, ist das Christentum.

Die großen Grundgedanken der christlichen Gemeinde sind natürlich überall dieselben; im übrigen aber ist das Begräbniswesen der Christen keineswegs allgemein und gleichförmig entwickelt, vielmehr je nach klimatischen und Bodenverhältnissen und vor allem nach Landessitte gestaltet. Das specifisch römische Christentum hat es verstanden, sich als allein maßgebend hinzustellen, als katholisch, wie man sagt, das heißt für alles und alle geltend; und nicht zum wenigsten zeigt sich dies an den Katakomben. Die Vorstellung, daß die frühere christliche Zeit in solchen Grotten ihre Toten zu begraben gewohnt war, ist ebenso häufig wie irrig. Tertullianus unter Severus erzählt von den Karthagern, daß in einem der Aufläufe gegen die dortigen Christen die Menge auch gegen die christlichen Friedhöfe ihre Erbitterung gerichtet habe in dem wilden Ruf: Nieder mit den Friedhöfen! *areae non sint.* Und ebenso heißt es in einer Inschrift aus dem numidischen Cäsarea:

> Den Gräberfriedhof gab des Wortes Diener her
> Und baute ganz auf seine Kosten auch das Haus,
> Der heiligen Kirche dies Gedächtnis stiftet' er.
> Euch, Brüder, reinen Herzens und einfältigen,
> Segnet Euelpius, Kinder euch des Heiligen Geists*).

Diese Beweise und anderes mehr setzen es außer Zweifel, daß die afrikanischen Christen ihre Toten nicht in Grotten begruben, sondern *in areis*, das heißt auf Höfen oder Flächen, wie es jetzt üblich ist. Während es also alte und ausgedehnte Christengemeinden gegeben hat, die ihre Toten nicht in Grotten beisetzten, hat es andrerseits auch heidnische Ortschaften gegeben, die dies

---

*) *Aram at sepulchra cultor verbi contulit*
et cellam struxit suis cunctis sumptibus.
Ecclesiae sanctae hanc reliquit memoriam.
Salvete fratres puro corde et simplici,
Euelpius vos satos sancto spiritu.

zu tun pflegten; insbesondere Alexandrien in Ägypten hat eine derartige Nekropole, bekannt unter dem Namen der Bäder der Kleopatra. Allem Anschein nach ist dies System überall da entwickelt, wo in einer Großstadt das Bedürfnis hervortrat, für Beisetzung unverbrannter Leichen die erforderlichen Räumlichkeiten zu schaffen. So gut wie die unter dem Namen der Taubenhäuser bekannten heidnischen Begräbnisstätten der geringen Leute lediglich aus dem Bedürfnis hervorgegangen sind, für die Aufstellung von Aschenkrügen in möglichst billiger Weise den Raum zu gewinnen, und so gut wie diese Columbarien fast ausschließlich in der Stadt Rom, hier aber auch massenweise vorkommen, so sind auch die christlichen Grottengräber eine aus den besonderen Verhältnissen der Großstadt Rom hervorgegangene bauliche Anlage.

Die ursprüngliche Benennung dieser Gräber ist *crypta*, woraus das moderne *grotta* der Italiener und die Grotte unserer Kunstgärtner geworden ist, das unterirdische Gewölbe. Man hat lange gemeint, daß dieselben hervorgegangen sind aus den um Rom herum zahlreichen Sand- und Puzzolangruben, die dann von den Juden und Christen erworben und für ihre Bestattungen eingerichtet worden wären. Aber genauere und einsichtigere Prüfung, besonders von seiten des Herrn Michele de Rossi, des Bruders des berühmten Begründers der wissenschaftlichen Durchforschung der Katakomben, Giambattista de Rossi, hat diese Meinung als irrig erwiesen. Die Anlagen beschränken sich durchaus auf solche Lokalitäten, in denen weder der brauchbare Baustein bricht, noch die brauchbare Puzzolane sich findet; durchgängig sind sie gebrochen in die geringeren, leicht zu bearbeitenden Tuffsorten, wie sie massenweise der Boden dort darbietet. Auch die Anlagen selbst zeigen es; die ungemein schmalen Gänge, die zuweilen nur einen halben, in der Regel drei Viertel Meter breit sind und also häufig von einem einzigen Mann ganz ausgefüllt werden, dagegen nicht selten drei bis vier Mannslängen hoch senkrecht aufsteigen und immer auf kurze Entfernungen scharf im rechten Winkel sich schneiden. Wäre es darauf angekommen hier Steine oder Sand

zu gewinnen, so hätte man es nicht ungeschickter anfangen können, da man von der Masse viel mehr, als der Stütze wegen nötig ist, stehen ließ und sich gar keine Transportwege beschaffte. Offenbar sind diese Grotten vielmehr zu dem Zwecke angelegt, in dem gegebenen Raum möglichst viel Wandfläche zu schaffen von solcher Tiefe, daß in dieselben von beiden Seiten die Totenbetten eingelassen werden konnten. An einigen Stellen haben sogar innerhalb der Katakomben sich wirkliche Puzzolangruben gefunden, aber von ganz verschiedener Anlage, mit weiten Gängen und mit Vorrichtungen um den Sand an die Oberfläche zu fördern; diese Gruben aber sind augenscheinlich älter und von den Herstellern der Katakomben entweder durch Quermauern abgesperrt oder auch durch Zwischenmauern für ihre Zwecke brauchbar gemacht. Die ungeheure Anlage der Gräbergrotten des christlichen Rom, in ihrer Ausdehnung wohl nicht zurückstehend hinter dem Kloakensystem des republikanischen, ist allerdings ein Werk derjenigen Gemeinde, an die der Apostel Paulus den Römerbrief gerichtet hat, und ein redendes Zeugnis von ihrer der gewaltigen Hauptstadt entsprechenden großartigen Ausdehnung. Die lächerliche Vorstellung, als seien solche Anlagen im geheimen und den bestehenden Gesetzen zuwider entstanden, wird man schon im Interesse der kaiserlichen Polizei der Hauptstadt abzuweisen haben; es hätte der Magistrat von Schilda dazu gehört um dergleichen Bauten nicht zu bemerken. Auch ist ein entscheidender Beweis dafür, daß diese Gräber so gut wie die gleichzeitigen heidnischen in durchaus gesetzmäßiger Weise angelegt worden sind, der merkwürdige Umstand, daß diese Grotten sämtlich außerhalb der Aurelianischen Stadtmauer sich befinden, keine einzige innerhalb des nach den gesetzlichen Bestimmungen dieser Zeit gräberfreien Stadtraumes, aber auch keine weiter als eine halbe deutsche Meile von der Aurelianischen Mauer entfernt. Die feuchten und den Überschwemmungen ausgesetzten Täler und Niederungen sind bei der Anlage vermieden; die christlichen Grabarchitekten, die *fossores*, haben durchaus die Hügel gewählt und zwar diejenigen,

deren Kern Festigkeit genug hatte, um Grotten und Galerien darin auszuarbeiten und die zugleich frei von Quellwasser waren. Wie in den Häuserbauten über der Erdfläche, ist hier unter derselben ein regelmäßiges Gräberstockwerk über das andere gesetzt, auch wohl ein Halbgeschoß in die zwischenliegende Deckfläche gebrochen, ferner Luft- und Lichtlöcher (*luminaria*) von der Oberfläche her in dieselben eingeführt. Die Gräber liegen regelmäßig acht bis funfzehn Meter unter der Oberfläche; selten sinkt die Tiefe bis auf zwanzig bis zweiundzwanzig Meter. Die Zahl der Stockwerke übereinander erhebt sich bis auf vier, höchstens fünf; die Verhältnisse sind also ziemlich ähnlich wie in den römischen Wohnhäusern, die auch nach den Vorschriften der römischen Baupolizei die Höhe von siebzehn bis zwanzig Meter nicht übersteigen durften. Daß alle diese Grabgrotten untereinander zusammenhängen, ist eine Fabel und sogar materiell unmöglich; aber das scheint allerdings richtig zu sein, daß in dem bezeichneten Umkreis kaum ein Platz sich findet, der durch seine Beschaffenheit sich zur Anlage solcher Grotten eignet und nicht zu diesem Zweck verwendet worden wäre. Nach den Bestimmungen des römischen Rechtes setzt dies voraus, daß die also unterhöhlten recht beträchtlichen Grundstücke sämtlich im Eigentum sei es einzelner dem Christentum geneigter und mit dieser Verwendung einverstandener Personen, sei es der Kirchengemeinden selbst standen. Daß besondere gesetzliche Privilegien hier eingegriffen haben sollten, ist durchaus unwahrscheinlich. Daß es dagegen den Christen gelungen ist allmählich in den Besitz all dieser Grundstücke zu gelangen, ist wohl bemerkenswert, aber nicht gerade befremdend. Diejenigen Genossenschaften der geringen Leute, die sich der Bestattung ihrer Mitglieder wegen zusammentaten, wurden von dem sonst gegen das Associationswesen sehr strengen kaiserlichen Regiment nicht bloß geduldet, sondern gefördert; und unter diesem Gesichtspunkt stand solchen Erwerbungen ein rechtliches Hindernis im allgemeinen nicht im Wege. Die christlichen Gemeinden aber haben von Haus aus eben auf

dieses Begräbniswesen ihre Anstrengungen gerichtet; es war Gewissenspflicht der vermögenden Mitglieder, für die Bestattung der ärmeren zu sorgen und noch der heilige Ambrosius gestattet den Kirchen selbst den Abendmahlskelch zu verkaufen, um die für die Gläubigen bestimmten Grabstätten zu erweitern. Was mit solchen Mitteln in dem gewaltigen Rom geschaffen werden konnte, das zeigen die Katakomben. Auch wenn die fabelhafte Ausdehnung, die man ihnen wohl gibt, auf das richtige Maß zurückgeführt wird, bilden sie in ihrer Gesamtheit ein grandioses Werk, unschön und schmucklos, in Architektur und Schrift nicht bloß den Pomp und die Phrase, sondern auch die Sauberkeit und die Korrektheit verschmähend, fern abgewandt von dem Glanz und der Herrlichkeit wie auch von dem Flitter und der Eitelkeit des über ihnen hin sich treibenden und drängenden großstädtischen Lebens, die rechte Erläuterung zu den Worten Jesu: Mein Reich ist nicht von dieser Welt.

Nachdem also im allgemeinen die christliche Totenstadt Roms skizziert ist, will ich weiter versuchen, wenn auch nur mit wenigen Zügen, Ihnen ein Bild zu geben von einer der ältesten dieser Grotten, der jetzt der Domitilla beigelegten, sowie von der berühmten Grotte der Bischofsgräber und alsdann mit einem Blick auf den Untergang dieser merkwürdigen Einrichtung schließen.

Unter den zahlreichen Opfern, die wegen Abfalls von der Landesreligion und Hinneigung zum jüdischen Aberglauben unter Domitian zur Verantwortung gezogen wurden, nennt der heidnische Geschichtschreiber Cassius Dio den Konsul des Jahres 95 n. Chr. T. Flavius Clemens, den Brudersohn des regierenden Kaisers Domitianus, wahrscheinlich zugleich Tochtersohn des verstorbenen Kaisers Vespasian; denn des Clemens Vater T. Flavius Sabinus scheint die Tochter seines Bruders, des nachmaligen Kaisers Vespasian geheiratet zu haben. Er war kein Mann von hervorragender Bedeutung; vielmehr stand er seiner Schwäche und Trägheit wegen allgemein in geringem Ansehen; aber er war der Stammhalter des regierenden Hauses, der einzige unter dessen

Angehörigen, der Söhne hatte, und insofern erregte das Todesurteil, das in seinem Konsulat selbst wegen seiner religiösen Ansichten über ihn gefällt wurde, das ungeheuerste Aufsehen. Mit ihm derselben Schuld bezichtigt ward eine andere Prinzessin Flavia Domitilla, ob seine Gattin oder, wie es eher scheint, seine Schwester, ist nicht ausgemacht. Auch diese Enkelin Vespasians wurde verurteilt und zu lebenslänglicher Verbannung auf die Insel Ponza gesandt, von wo sie auch nach dem Sturze Domitians nicht zurückgekehrt zu sein scheint; wie ja denn Traians Regierung den Christen keineswegs günstig war. Noch im vierten Jahrhundert pilgerten die frommen Christen nach den Gemächern, welche die vornehme Dame auf Ponza in ihrer Verbannung bewohnt hatte. — Es ist nicht zu bezweifeln, daß das Judentum, von dem hier der heidnische Schriftsteller spricht, in der Tat der christliche Glaube ist, von dessen Ausbreitung in dieser Periode selbst in den höchsten Kreisen Roms hier ein merkwürdiges Beispiel vorliegt. Von um so größerem Interesse würde es sein, wenn in den christlichen Gräbern Roms Spuren sich fänden von Stiftungen ebendieser Domitilla; und in der Tat ist dies die Ansicht der ersten Autorität auf diesem Forschungsgebiet, des ebenso scharfsinnigen wie gewissenhaften Giambattista de Rossi. Ich kann indes nicht leugnen, daß mir die von ihm vorgebrachten Beweise nicht auszureichen scheinen, insbesondere der Punkt, worauf alles ankommt, daß die bei den Kirchen der Heiligen Nereus und Achilles und der h. Petronilla an der Ardeatinischen Straße befindliche Gräbergrotte ursprünglich *coemeterium Domitillae* geheißen hat, nicht erwiesen dünkt. Der Beweis beruht einzig auf einem Verzeichnis der römischen Cömeterien, das sich in einer Handschrift des 15. Jahrhunderts gefunden hat und mit den gewöhnlichen Namen dieser Grotte: Nereus, Achilles, Petronilla den der Domitilla verknüpft. Nun ist aber der bei den Kirchenhistorikern seit Konstantins Zeit gefeierte Name der frommen Enkelin Vespasians auch in die Legende von dem Martyrium des Nereus und des Achilles früh eingedrungen; wie nahe lag es also einem christlichen Schreiber,

sei es des fünfzehnten sei es des sechsten Jahrhunderts, das *coemeterium Nerei et Achillei* auch als *coemeterium Domitillae* zu bezeichnen! Es ist richtig, daß eine in derselben Gegend gefundene heidnische Grabschrift als Schenkerin der betreffenden Grabstätte die Flavia Domitilla nennt und daß somit dieselbe in dieser Gegend Grundbesitz gehabt zu haben scheint; aber bevor eine so wichtige Tatsache, wie die Stiftung eines christlichen Friedhofes in der Stadt Rom durch die Enkelin Vespasians vor dem Jahre 95 unserer Zeitrechnung ist, als historisch gesichert angesehen werden kann, wird man doch bessere Beglaubigung für die Existenz der Grotte der Domitilla fordern müssen.

Wie dem aber auch sein mag, diejenige Krypta, die Rossi der Domitilla zuschreibt, gehört unzweifelhaft zu den ältesten Roms und wenn sie auch nach den dort gefundenen Ziegeln und der sonstigen Beschaffenheit ihrer sparsamen inschriftlichen Reste eher in die Zeit von Hadrian und Pius fallen mag als in die der Flavischen Kaiser, so gibt sie uns doch ein deutliches Bild der Anfänge der Katakomben. Diese Gruft ist, schon nach ihrem ursprünglichen bescheidenen Umfang, kein Friedhof, sondern noch eine Privatgrabstätte für den Erbauer und seine Nächsten. Der Eingang der späteren Katakomben ist nicht gerade versteckt, aber doch so wenig wie möglich bezeichnet; eine bescheidene Öffnung führt in der Regel durch eine Treppe in die eigentliche Grabstätte und nie finden sich in ihnen Inschriften anders als in den innern Räumen. Hier dagegen ist das Grab nach außen hin durch Türen geschlossen, über denen einst die Grabschrift zu lesen war. Die Gänge sind breit, Gewölbe und Wände mit Stuckatur bedeckt, wesentlich verschieden von den schmalen in der Regel roh gelassenen Galerien der gewöhnlichen Katakomben. Vor allem bemerkenswert aber ist es, daß in dem ursprünglichen Teil dieser Anlagen die Steinbetten, die recht eigentlich die späteren Katakomben bezeichnen, noch gar nicht vorkommen, dagegen größere Nischen in die Wände eingelassen sind zur Aufnahme von Sarkophagen. Später allerdings sind schmalere Gänge in die Wände

und in deren Seitenwände Steinbetten gebrochen, aber, wie um den Übergang deutlich zu bezeichnen, sind diese Steinbetten hier noch mit einer Corniche umfaßt, die ihnen die Formen von Sarkophagen gibt. Die Reste der offenbar der ursprünglichen Anlage gleichzeitigen Fresken geben allein den Beweis, daß wir es hier nicht zu tun haben mit einem Grabe solcher Heiden, die des Verbrennens sich enthielten, sondern in der Tat mit einer von Haus aus christlichen Anlage. Sie sind, besonders in den bloßen Ornamenten, von seltener Schönheit; des Gewölbes insonderheit mit den reizenden Rebenguirlanden, den traubenpickenden Vögeln und den lesenden und kelternden Flügelknaben würde kein Dekorativmaler der Augustischen Zeit sich zu schämen brauchen. Auch kleine Landschaften finden sich, die in den späteren christlichen Gräbern niemals erscheinen. Minder vorzüglich sind die auf den Wandflächen befindlichen Gruppen; unter den erhaltenen sind die merkwürdigsten der stehende Daniel zwischen zwei Löwen, der gute Hirt, die Arche Noahs mit der Taube und die Darstellung einer Mahlzeit, die im übrigen wenig von der gewöhnlichen antiken Behandlung abweicht — zwei auf dem Speisesofa sitzende Männer sind dargestellt, vor ihnen der mit Speisen besetzte runde Tisch und daneben der bedienende Sklave — aber durch die auf dem Speiseteller dargestellten Brote und den Fisch deutlich den christlichen Einfluß anzeigt.

Dies sind die Anfänge der specifisch christlichen Gräber; folgen Sie mir nun in die große Gruft, die von dem späteren Papst Callistus um das Jahr 200 angelegt worden ist und während des größten Teiles des dritten Jahrhunderts als Grabstätte der römischen Bischöfe gedient hat. Sie befindet sich, wie die eigentlichen Katakomben, an der Appischen Straße, eine halbe Miglie von diesen, näher nach der Stadt zu, entfernt. Die alten Berichterstatter nennen sie die Grotte des Callistus; sie führt den Namen von dem Papst dieses Namens, der wahrscheinlich von 217 bis 222, also gleichzeitig mit dem Kaiser Elagabalus, den römischen Bischofsstuhl eingenommen hat. Aber nicht als Papst hat er sie

angelegt, sondern, wie der kürzlich aufgefundene Bericht des Zeitgenossen Hippolytos angibt, als Diakon seines Vorgängers Zephyrinus, der den Callistus, wie Hippolytus sagt, über den Friedhof setzte. Diese Kammer, wahrscheinlich in den Zeiten der schweren Diokletianischen Verfolgung verschüttet und dann am Ende des vierten Jahrhunderts für die frommen Besucher der Märtyrergräber wiederhergestellt, ist vor wenigen Jahren unter Rossis Leitung wiederaufgedeckt worden. Die Grabschriften der römischen Bischöfe des dritten Jahrhunderts Urbanus, Anteros, Fabianus, Lucius, Eutychianus fanden sich an Ort und Stelle, alle in griechischer Sprache geschrieben, ohne weiteren Zusatz, als daß nach dem Namen die Bezeichnung *ἐπίσκοπος* folgt; eine späte Hand hat den Fabianus noch außerdem als Märtyrer bezeichnet. Keine Altersangabe, kein Datum, kein frommer Wunsch ist auf den Tafeln enthalten. Der ausschließliche Gebrauch der griechischen Sprache ist bezeichnend dafür, daß die römische Christengemeinde damals noch überwiegend aus eingewanderten Orientalen bestand. Der Kunstwert der Wandbilder, die nicht in dem Bischofsgrab selbst, aber in den dazugehörigen und gleichzeitigen Grabkammern sich in ziemlich leidlicher Beschaffenheit erhalten haben, ist mäßig, wenn auch nicht gerade viel geringer als der der gleichzeitigen heidnischen Arbeiten; sie sind aber merkwürdig, weil sie uns in lebendigerer Weise als die schmucklosen Mauern und die wortkargen Grabschriften die noch verfolgte Christengemeinde vor Augen bringen. Ich will eines dieser Gemächer Ihnen in kurzem schildern; vielleicht versetzt uns dies einigermaßen in den Gedankenkreis jener Epoche. Bilder aus dem Alten und Neuen Testament wechseln ab. Wir sehen auf der ersten Wand einen Mann mit einem Stabe an den Felsen schlagend; aus dem also eröffneten Born zieht ein Fischer an der Angel den Fisch; weiterhin dient dasselbe Wasser als Taufborn, aus welchem ein Mann den vor ihm stehenden Knaben die Hand auf sein Haupt legend tauft. Ohne Zweifel ist Christus hier gedacht als der Felsen, wie es im Korintherbrief heißt: „sie tranken aber von dem geistlichen

Fels, der mitfolgte, welcher war Christus"; und der Mann, der an den Felsen schlägt, ist wohl eher Petrus, der oft als der neue Moses bezeichnet wird, als Moses selbst. Vom Fischer Petrus, der zum Menschenfischer berufen ward, ist es überflüssig zu reden; wie denn auch das geheimnisvolle Spiel mit den griechischen Anfangsbuchstaben der Worte Jesus Christus, Gottes Sohn und Heiland, die zusammen gelesen *ΙΧΘΥΣ*, dies ist eben Fisch, bedeuten, hinreichend bekannt ist. Die Taufe wird hier nicht durch Eintauchen vollzogen, sondern durch Bespritzen des im Wasser stehenden Täuflings. — Es folgt das Bild des Lahmen, der sein Bett auf den Schultern davonträgt. — Auf der Mittelwand finden sich auf beiden Seiten die oft in den Katakomben dargestellten Grabarbeiter, die *fossores*, immer die Steinhacke in der Hand, zuweilen auch vor dem Felsen, den sie zu öffnen im Begriff sind. Das Hauptbild ist dreiteilig. Die erste Gruppe zeigt, wie in der sogenannten Grotte der Domitilla, einen runden Tisch mit Broten und Fischen, daneben einen Mann, der den Fisch zu segnen scheint, und eine betende Frau. Auf dem zweiten Bild erscheint das heilige Mahl selbst; auf der Tafel, an der sieben Männer sitzen, stehen Teller mit Broten und Fischen, daneben sieben oder acht, auch mehr Körbe Brotes, wobei zunächst offenbar die Speisung des Volkes mit den fünf Broten und zwei Fischen dargestellt ist. Die Siebenzahl der Gespeisten und daß es stets Männer sind, mag wohl zusammenhängen mit der Erzählung von dem auferstandenen Christus, der an dem See Tiberias sieben seiner Jünger speiste. Ob auch eine Anspielung auf das Sakrament des Abendmahls beabsichtigt ist, wie dies ohne Zweifel auf andern Bildern der Fall ist, wo der geheimnisvolle Fisch im Wasser schwimmt mit dem Brotteller und dem Weinkelch auf dem Rücken, mag dahingestellt bleiben. — Das dritte Bild auf dieser Wand sind Abraham und Isaak, beide betend, neben ihnen der Sündenbock und das zum Brandopfer hergerichtete Holz. Da dieses Opfer des Sohnes durch den Vater mit dem Opfertod Christi zusammengestellt zu werden pflegte, so ist hier ohne Zweifel an die Passion zu denken. —

Auf der dritten Wand stand wahrscheinlich die Auferweckung des Lazarus; der Tote schreitet aus der Grabkammer hervor, vor ihm steht Christus in ruhiger Haltung, den Stab auf der Schulter. — In einer oberen Reihe finden wir weiter die bekannten Darstellungen der Schicksale des Jonas in drei Bildern: zuerst den Propheten gelagert unter dem Kürbisbaum; dann wie er aus dem Schiff in das Meer gestürzt wird, in welchem das Ungeheuer ihn zu verschlingen sich bereitet; endlich wie dasselbe ihn wiederum ans Land speit. Dunkel endlich ist die Erklärung des letzten Bildes, das die Reihe schließt: ein hoch sitzender Mann, der aus einer Rolle zu lesen scheint; unter ihm eine andere männliche Gestalt, die mit einem Eimer Wasser aus dem Brunnen schöpft. Man hat an die Erzählung erinnert im vierten Kapitel des Evangelium Johannis, wo Jesus von der Samariterin zu trinken fordert, mit den Worten: „Wenn du erkenntest, wer der ist, der zu dir saget: gib mir zu trinken, du bätest ihn und er gäbe dir lebendiges Wasser", und die Erklärung mag wohl das Richtige treffen, obwohl die schöpfende Figur hier männlich ist. Die Behandlung der biblischen Gegenstände im einzelnen ist nach antiker Weise eine ziemlich freie, die sich nach Umständen von der Überlieferung entfernt und mit den Nebenmotiven wechselt.

Diese wenigen Züge und Bilder, herausgegriffen aus einer Masse gleichartiger, mögen Ihnen, meine verehrten Zuhörer, eine Andeutung davon geben, wie die lebendige Erfassung der frühchristlichen Epoche in Rom an den Katakomben einen reichen Schatz von Erläuterungen findet. Ich schließe mit wenigen Worten über das Aufhören dieser merkwürdigen Begräbnisform. Soweit wir urteilen können, gehören ihre Anfänge, wenigstens was wir davon kennen, dem zweiten, die große Masse dieser Grabanlagen dem dritten und vierten Jahrhundert an. Daß die Christenverfolgungen dabei mitgewirkt haben, ist keine Frage. An sich verboten und geheim sind diese Grabstätten gewiß nicht gewesen; aber was die Christen gegen Prohibitivgesetze ausführen wollten, zog ohne Frage regelmäßig in diese schwer zugänglichen Schlupf-

winkel sich zurück, und von den Zerstörungen, denen wir darin begegnen, kommt wahrscheinlich kein geringer Teil auf die Christenverfolgungen. Indes nicht die Freigebung des christlichen Bekenntnisses durch Konstantin hat dieser Begräbnisform ein Ende gemacht; die offenkundig christlichen Gräber an der Oberfläche beginnen wohl um diese Zeit, wie begreiflich, aber die Grottengräber überwiegen zunächst noch durchaus. Erst gegen das Ende des vierten Jahrhunderts werden die letzteren allmählich sparsamer, wie es scheint zunächst weil die dazu geeigneten Plätze erschöpft waren und der Raum zu mangeln begann. Die so häufige Verschüttung älterer Galerien, um neue anlegen zu können, die vielfältigen später unter Beschädigung älterer Anlagen in die Wände eingebrochenen Gänge, die oft bis an und über die Grenze des baulich Zulässigen getriebene Ausnutzung des Raumes zeigt den beginnenden Verfall. Die Grotten wurden allmählich ein Hauptteil der heiligen Stätten, welche die nach Rom wandelnden Pilger besuchten und zu diesem Zweck am Ende des vierten Jahrhunderts von Papst Damasus neu eingerichtet und zugänglich gemacht; ich erinnere in dieser Hinsicht an die zu Anfang beigebrachten Worte des heiligen Hieronymus. Aber selbst in diesen urchristlichen Räumen, nahe den Gebeinen der Heiligen und Märtyrer die letzte Ruhestätte zu finden, ward immer mehr eine ebenso vielbegehrte, wie seltene Auszeichnung, die andern zum guten Beispiel sogar Papst Damasus sich selber versagte. Allein das Ende der Katakombengräber hängt zusammen mit dem Ende der gewaltigen Stadt selbst, die in ihrem Übermut sich sogar in der offiziellen Sprache die ewige nannte. Der Gotensturm brach über Italien herein, freilich reichlich verdient durch die schwere Schuld der Regierung und die schwerere des Volkes und vor allem der Hauptstadt. Das tiefgesunkene römische Volk stand längst nur noch dem Namen nach an der Spitze der politischen und kaum noch dem Namen nach an der Spitze der geistigen Bewegung der Welt; aber allerdings war Rom noch im Anfange des fünften Jahrhunderts weitaus die volk- und geldreichste und weitaus die üppigste Stadt

der Erde. Diejenigen Adelsfamilien, deren Jahresrente auf eine halbe Million Taler unseres Geldes sich belief, bildeten in der Schatzung erst die zweite Klasse des Senats; die jährlichen Revenuen der der ersten Klasse angehörigen Häuser erreichten oder überstiegen den Betrag von 4000 Pfund Gold, über eine Million Taler, ungerechnet die Eingänge in Naturalien. Die Bevölkerung kann nicht unter anderthalb Millionen Köpfe angeschlagen werden, was beispiellos ist im ganzen Altertum. Von dem Übermut und der Hoffart auch des Rom dieser Zeit hat uns ein Schriftsteller, der nur wenige Jahrzehnte vor Alarich geschrieben hat und der unter allen uns erhaltenen lateinischen der ernsthafteste und wahrhafteste ist, Ammianus Marcellinus, ein unmutiges Bild überliefert: Kleiderpracht und Kochkünstler wie nirgends sonst in der Welt; aber die Bibliotheken verödet und von den Künsten keine blühend als Musik und Tanz. Werden bei arger Teuerung die Fremden ausgewiesen, so werden die Professoren ohne Ausnahme über die Grenze gebracht, aber die dreitausend Balletttänzerinnen, und was von Musikanten dazu gehört, nimmt der Präfekt aus. Kein ernstes Geschäft wird betrieben; die Familie ist zerrüttet und Freundschaft gibt es nur noch in Spielklubs. Was außerhalb der Stadtgrenze ist, das kennt der Römer nicht und verachtet es; und für die Fremden hat er unter dem Anflug zuvorkommendster Höflichkeit im Grunde nichts als verachtende Hoffart. So war die Stadt, die Italien zu ihrem Weichbild gemacht hatte; und die Regierung war, wie solche Regierte sie zu haben verdienten: ein nichtiger in steigender Impotenz verkommender Hof, Glücksritter meistens aus den Fremden an der Spitze der Armeen, der Senat so hoffärtig wie feige. Den Einfall Alarichs und seiner Goten hatte man mutwillig selbst über sich heraufbeschworen. Palastintriguen, über den ohnmächtigen Kaiser Honorius hinweg von den Hofbeamten und Bedienten gesponnen, zerrütteten auch die Beziehungen zu dem Herzog der Goten; was der eine Minister versprochen, hielt der andere nicht; der römische Senat nahm mit Begeisterung die Erklärung auf, daß den Barbaren nicht Wort gehalten zu werden brauche, aber die

Legionen, die den neuen Hannibal fernhalten sollten, kaufte man von den Hunnen. So kamen die Goten über die fast wehrlose Stadt und die Belagerung oder vielmehr die Belagerungen begannen. Trotz der ungeheueren Ausdehnung der Mauern wurden die zwölf Tore alle besetzt, der Verkehr auf dem Tiberfluß gesperrt; die Hungersnot brach ein, man fing an das Brot auf den Kopf zu verteilen, dann nur halbe, zuletzt Drittelsrationen auszugeben, wie die Not allmählich stieg. Pestilenz und Seuchen begannen ihre fürchterliche Arbeit in dem umschlossenen Raum; man konnte nicht einmal die Toten mehr begraben, da die Friedhöfe alle in der Gewalt der Feinde waren. Die Belagerten drohten mit Massenausfall; der Gote lachte und erwiderte: je dichter das Gras, desto besser schneidet die Sichel. Die Regierung saß fern in dem unzugänglichen und in seinen Sümpfen unbezwinglichen Ravenna; sie schickte Truppenhaufen zum Entsatz, aber sie reichten nicht und wurden einzeln aufgerieben. Vielfach bemühte sich der Gote einen Frieden zu erwirken; er forderte Geld- und Getreideleistungen und die Abtretung von Venetien, Noricum und Dalmatien. Man bot ihm Gold und Silber, so viel er wollte, aber weiter war nichts zu erreichen. Dagegen schwor der Kaiser Honorius selbst — in Ravenna versteht sich —, daß er nie mit Alarich Frieden machen, sondern ewig gegen ihn Krieg führen werde; und den gleichen Eid, zu dem der leitende Minister die kaiserliche Puppe veranlaßt hatte, nahm derselbe sämtlichen Beamten ab. So blieb denn nichts als die Gewalt; und Feuer und Schwert vollzogen ihr entsetzliches Werk, zum Verderben Roms und nicht zum Heil der Goten. In welchem Grade Rom getroffen ward durch diese Belagerungstage, an deren letztem und schrecklichstem, dem 24. August 410, die Goten die seit achthundert Jahren von keinem ausländischen Heer angegriffene Ringmauer mit stürmender Hand durchbrachen, in welchem Grade, wie gesagt, Rom litt, davon berichten wohl die Schriftsteller, von den mit Silber und Gold hochgetürmten Beutewagen der Goten, von den auf die Inseln und nach Afrika sich zerstreuenden Städtern,

von den überall seitdem herumbettelnden, ehemals reichen römischen Flüchtlingen. Aber deutlicher als diese Berichte über die Überlebenden spricht die Totenstadt Roms. Seit dem Jahre 410 ist keine Leiche mehr in den Katakomben beigesetzt worden. Ohne Zweifel führte die Belagerung zu einer gründlichen Verwüstung der Grotten; Alarichs christlicher Sinn wird hier so wenig im stande gewesen sein das Unheil zu hemmen wie bei den Verhandlungen mit dem eigensinnigen Hof zu Ravenna. Er war eben ein Werkzeug geworden in der Hand eines mächtigeren Herrn; und ob er fühlte oder nicht fühlte, was er zerstörte, es war sein Schicksal die tausendjährige Stadt, ihre unvergleichliche Herrlichkeit wie ihre unvergleichliche Schlechtigkeit miteinander zu vernichten. Die Armut trat an die Stelle des Reichtums, Verzagtheit an die Stelle des Übermutes; die Tradition und die Kunst auch der christlichen Grabarchitekten ging mit so vielen anderen Künsten damals bis auf die dürftigen Reste zu Grunde und die verödete Campagna bot jetzt wenigstens Raum genug um die wenigen Leichen zu begraben, ohne, wie einst, darum hinabzusteigen in die Eingeweide der Berge.

DIE GERMANISCHE POLITIK DES AUGUSTUS.

VORTRAG, GEHALTEN IM WISSENSCHAFTLICHEN VEREIN IN KÖLN

23. MÄRZ 1871 *).

Wenn der Staat das Volk ist und die Vollendung des menschlichen Daseins es fordert, daß die zusammengehörigen Stämme, sei es durch freiwilligen Entschluß, sei es durch den unwiderstehlichen Zwang außerordentlicher Verhältnisse, sich zu einem Staat zusammenfassen, so ist das entsprechende negative Gegenbild die dauernde Unfreiheit und Dienstbarkeit einer zu eigener Herrschaft und Herrlichkeit geschaffenen Nation. Es ist den Römern beschieden gewesen, wie viele andere politische Phasen und Institutionen, so auch diese beiden Gegensätze mit einer Schärfe und einer Großartigkeit zu gestalten, die diesen ihren Bildungen gewissermaßen den Charakter der Allgemeingültigkeit verleiht, dem Volksstaat wie der Völkerfrone, dem *populus Romanus* nicht minder wie der *provincia populi Romani*.

Auch das römische Volkstum, jener *populus*, ist nicht mit leisem Druck, nicht mit milder Hand zusammengefügt worden; die öden Täler Samniums, die verkümmerten Reste des einst im glänzenden Städteschmuck prangenden Großen Griechenlands, Capua, das für seinen Versuch mit Rom zu wetteifern zum Dorf herabgesetzt ward, konnten davon erzählen, daß in Italien das Einigungswerk nicht mit dem schonenden Messer des Arztes durchgeführt worden war. Wo jetzt im gleichen Falle alle berechtigten und manche unberechtigte Eigentümlichkeiten geschont werden, wo der Bezwungene nicht ganz abgeneigt ist sich bezwingen zu lassen und andererseits nicht selten eine schwächliche Gutmütigkeit der

*) Im neuen Reich 1871 S. 537—556.

historischen Mission des Zwingenden in den Arm fällt, da waltete in jener fernen Zeit die Konsequenz des Partikularismus in ihrer ganzen fürchterlichen Unbedingtheit und vernichtete da, wo wir jetzt annektieren. Und dennoch war auch das Einigungswerk jener Zeit eine große segens- und zukunftsreiche Tat. An dem römischen Bürgermut brach die überlegene Civilisation der Phönikier, das unvergleichliche Genie ihres großen Führers. Daß nicht Kunst und Geist, sondern der entschlossene Mut eines einigen Volkes die mächtigste Macht auf der Erde ist, das zeigen die beiden größten Kriege der Weltgeschichte, der Hannibalische Italiens und der neue nordamerikanischer Bürger gegen die Sklavenaristokratie. Italien ist mehr noch in Rom aufgegangen als Rom in Italien; der Zwang war die Grundlage ihrer Ehe und manches in den historischen Vorgängen dabei erinnert an jene uralteste Brautwerbung, wo nicht das schmeichelnde Wort, sondern der harte Griff des Freiers das Mädchen zwingt dem Mann zu folgen. Aber Zwangsehe ist nicht immer böse Ehe. Ich weiß nicht ob die jüngste Schwester im Kreise der historischen Wissenschaften, die Statistik, die in ihrer übermütigen Jugendlaune gar manches berechnen möchte, was sich nicht berechnen läßt, schon Tabellen darüber aufgestellt hat, wie die Ehen, die der Vater, und die Ehen, welche die Liebe schließt, in ihrem Ergebnis sich zueinander verhalten; was die Völker anlangt, so fragt die Geschichte wenig nach dem Einigungsgrund, wenn nur das Ziel erreicht, nur die tatsächliche Einheit formuliert und konstituiert, das Volk zum Staat zusammengefaßt wird. Im Altertum ist es allein Rom oder, wenn man will, die latinische Nation, die dieses Ziel voll erfaßt und ganz erreicht hat, und dies meinen wir, wenn wir die Römer in besonderem Sinn ein geschichtliches Volk nennen. Das *nomen Latinum* ist die erstgeborene der Nationalitäten, welche frei in und durch sich selbst zum Staat zusammengefaßt wurden.

Aber wo die Götter walten, sind die Teufel nicht fern. Der *populus Romanus* schuf sein Gegenstück, die *provincia populi Romani.* Wie dies gekommen ist, wie das neugeschaffene italische

Volk auf den heillosen Weg geführt ward die angrenzenden der Assimilation unfähigen Nationen sich botmäßig zu machen, ihre Territorien nach dem Ausdruck des römischen Staatsrechts in Landgüter des römischen Volkes umzuwandeln, das kann hier nicht auseinandergesetzt werden; aber im allgemeinen muß doch daran erinnert werden, was geschichtlich unbestreitbar feststeht, daß nicht die Eroberungslust auf diesen Weg geführt hat, sondern die Philisterfurcht. Sehr wohl haben die Römer es begriffen, daß, wie die Eroberung, solange sie das Volk zusammenfaßt, Selbsterhaltung ist, sie ebenso Selbstvernichtung wird, sowie sie die nationalen Grenzen überschreitet; und ebenso haben die Römer der Republik klar begriffen, daß man Italien latinisieren konnte, nicht aber das wesentlich griechische Sicilien, geschweige denn die ferner liegenden Küsten, oder daß, wenn man es konnte, wie es ja denn in der Tat späterhin in Afrika, Spanien, Gallien großenteils durchgeführt worden ist, dies nur eine andere Form war die zum Staat geschaffene latinische Nation in das unstaatliche Konglomerat aufzulösen, welches jetzt unter dem Namen der lateinischen Rasse ein namhaftes Element der politischen Konfusion ist. Dies alles haben die Römer wohl verstanden, und wie es den Bürgermeistern der Republik unbedingt gestattet war die Grenze gegen die Alpen hin auszudehnen, so gelüstete den Senat keineswegs nach Syrakus und Athen, nach Karthago und Marseille. Aber Ruhe wollte man haben vor dem Nachbar. Man begnügte sich nicht mit dem wohlbegründeten Bewußtsein militärischer Übermacht, sondern die Kriegsmänner jener Zeit wünschten den Nebenbuhler in solche Ohnmacht zu versetzen, daß er nicht daran denken könne den Kampf zu erneuern, und das Philistertum der Massen, immer eine furchtbare politische Macht und vor allem, wenn man es dazu gebracht hat sich zu fürchten, rief solchen Patrioten lauten Beifall, die den Legionen das Marschieren an die ferne Grenze oder gar die Fahrt über das Meer hin ersparten. So nahm man Sicilien, nicht um es zu haben, sondern damit die Karthager es nicht hätten und nicht von da aus Italien an-

greifen könnten, und als diese Berechnung sich falsch erwies, als Karthago dennoch angriff und Italien an den Rand des Untergangs brachte, da schlug man mit heldenhaftester Anstrengung den Feind nieder, aber den Frieden diktierte abermals die durch den entsetzlichen Krieg aufs äußerste gesteigerte und freilich auch entschuldigte Philisterfurcht. Man nahm Spanien, dann nach einigem Schwanken und Zögern auch die griechische Halbinsel, auch Asien; und die freie latinische Nation fand sich zu ihrem eigenen Entsetzen wieder als den Kerkermeister der angrenzenden Nationen, verstrickt in das Netz der sogenannten Weltherrschaft. So kam der *populus Romanus* dazu seinen Gegensatz zu schaffen. Das Zeugnis aber muß man den Römern geben, daß dieselbe Folgerichtigkeit und, was eng damit zusammenhängt, dieselbe praktische Vollendung in dieser Einrichtung waltete wie in der Einigung der latinischen Nation. Dadurch, daß die herrschende Nation sich selbst in den freiesten Formen regierte, hat der Gegensatz hier in seiner vollen Schroffheit sich ausarbeiten können, während er sonst in der Regel durch den Absolutismus abgestumpft, ja aufgehoben wird, welcher auf der sogenannten herrschenden wie auf den beherrschten Nationen gleichmäßig lastet. Solange dieser Absolutismus z. B. in Osterreich bestand, waren die verschiedenen Gebiete eben alle Kronländer und es kam nicht gar viel darauf an, welche seiner Sprachen der zeitige Habsburger am wenigsten unvollkommen handhabte. Wäre es möglich, was es nicht ist, daß eines dieser Länder die Suprematie erlangte, so würde man an seiner Stellung — beispielsweise Ungarns gegenüber Steiermark und Galizien — lernen können, was die alte Welt wirklich hat erfahren müssen in dem Verhältnis Roms zu Spanien und Afrika. Hierin liegt die historische Rechtfertigung Cäsars und überhaupt der römischen Monarchie. Die latinische Nation hatte erst die Einheit und Freiheit für sich und dann den großen Völkerzwinger gebaut. Zurückstellen konnte man den Zeiger der Weltgeschichte nicht; das vernichtete Gleichgewicht der Nationen ließ sich nicht wiedererzeugen, der fürchterliche Widerspruch, der in jenem Regiment

lag, nicht dadurch ausgleichen, daß man die Knechte wieder zu Herren, sondern nur dadurch, daß man auch die Herren zu Knechten machte. So kam es denn, und mindestens die bisherigen Knechte gewannen bei diesem Tausche.

Die Monarchie der Cäsaren stand der großen Frage der Nationalitäten durchaus anders gegenüber als die alte Republik. Diese hätte nie erobern sollen und wo sie es tat, da geschah es deshalb mit zagender Hand und bösem Gewissen. Jeder Landstrich, den man sich weiter unterwarf, machte den Widerspruch der Zustände unerträglicher; die besseren Männer fühlten mit jedem neuen Sklavenhaufen, den man in den Zwinger einschloß, die Kraft der Herren weiter sinken. Darum hat der Senat, solange er aufrecht stand, die Reichserweiterungen mehr über sich ergehen lassen als erstrebt, mehr aus Schwäche und Inkonsequenz, wie sie einem alternden kollegialischen Regiment innewohnen, als in bewußtem Abfall das Prinzip der Nationalität verleugnet, aus dem Rom seine Lebenskraft zog. Für Cäsar und die Cäsaren war das Prinzip von Haus aus nicht vorhanden. Die Rechtfertigung der Monarchie lag ja eben darin, daß damit jener unnatürlichen Herrschaft des einen Stammes über alle übrigen ein Ziel gesetzt ward, daß, wenn auch mit vielfachen Übergängen und Milderungen, Italien aus seiner gebietenden Stellung in die gemeinsame Untertänigkeit gegen das neue Oberhaupt eintrat. Diese Monarchie also umfaßte von Anfang an und notwendig verschiedene Nationen, und wie sie einmal war, konnte sie ihrem Wesen unbeschadet erweitert werden. Darum ist es gerechtfertigt und wiederum ein Beweis der scharfen und klaren Ausprägung, die alle politischen Bildungen Roms auszeichnet, daß der Begründer der neuen Monarchie zugleich den großartigsten, ja man kann vielleicht sagen den einzigen wirklichen Eroberungskrieg geführt hat, den die römische Geschichte verzeichnet. Ich meine natürlich die Eroberung des Gebietes zwischen dem Rhein und dem Altantischen Ocean, Nord- und Mittelfrankreichs und des linksrheinischen Deutschlands, durch den Statthalter der beiden Gallien

Gaius Cäsar. Dies große Gebiet, die feste Burg desjenigen Volksstammes, der wie der Erbfeind so auch der unfreiwillige Begründer der italischen Nationalität gewesen ist, wurde durch einen aus freiem Entschluß unternommenen, mit geringen Streitkräften und unter schweren militärischen Wechselfällen und politischen Verwickelungen meisterhaft durchgeführten achtjährigen Krieg dem Römischen Staat unterworfen und sofort, ohne das sonst übliche Zaudern und Schwanken, in ein Reichsland verwandelt. Genau dasselbe Gebiet, das Schauplatz des jetzt eben abgeschlossenen gewaltigen Krieges war, ist auch Schauplatz von Cäsars gallischen Kämpfen gewesen, und an welthistorischer Bedeutung gibt der Krieg, welcher vor zwei Jahrtausenden die romanische Rasse zum Herrn von Frankreich gemacht, dem Kriege nichts nach, der sie jetzt mit eisernem Griff in ihre rechten Schranken zurückgewiesen und die alten Grenzsteine deutscher Nation mit jungem deutschen Blut wieder gefestigt hat. Jener Krieg Cäsars bewies es, daß nicht die alte Republik, wohl aber die neue Monarchie erobern konnte und erobern wollte, und als der Cäsarismus in Rom sich befestigte, als er die im Todeskampf mehr als in ihrer Altersschwäche furchtbare Partei der Republik schließlich überwand, da mochte der römische Dichter mit gutem Grund den Kelten und Britannern zurufen auf ihrer Hut zu sein. Es ist das Verhängnis solcher Staatenbildungen, die von der Nationalität sich loslösen, daß es für sie keine Schranken mehr gibt. Wo war die Grenze Alexanders? warum am Taurus und nicht vielmehr am Euphrat? warum am Euphrat und nicht vielmehr am Indus? warum war der erste Napoleon verurteilt in ähnlicher Weise das Werk des babylonischen Turmbaus so lange höher und höher zu führen, bis es über seinem Haupt zusammenbrach? die römische Nation war auf dem Punkt angelangt, wo die Grenzen des Staates bestimmt werden entweder durch das resignierende Geltenlassen des zufälligen *status quo* oder durch den wahnwitzigen Lauf nach dem immer nahen und doch immer wieder zurückweichenden Horizont der Weltbeherrschung.

Dem Begründer der neuen Monarchie war es nicht beschieden dem Schicksal eine Antwort auf die Frage zu geben, welchen dieser beiden Wege Rom einschlagen werde. Ein zwanzigjähriger Bürgerkrieg raffte ihn und mit ihm den besten Teil der Nation hinweg; aber die Monarchie überdauerte die Krise und ging, wenn auch geschwächt und zu wesentlichen Kompromissen genötigt, doch im ganzen als Sieger aus derselben hervor. Was der Oheim begonnen hatte, sollte der Neffe vollenden; mit der andern ungeheuren Erbschaft kam an den zweiten Cäsar, den ersten Augustus, auch die schwere Wahl zwischen der Politik des dauernden Friedens und der Politik der fortgesetzten Eroberung.

Augustus hat, wie in so vielem andern, auch hier geschwankt. Die dämonische Sicherheit, mit der Cäsar seine Entschlüsse faßte, war nicht auf ihn übergegangen; wenn jener vielleicht nicht frei war von der Verirrung des Genies, des Unmöglichen sich zu unterfangen und die Bedingtheit alles menschlichen Wollens und Wirkens zu vergessen, so war diesem im Gegenteil das Maßhalten, das Rücksichtnehmen, das Ausgleichen angeboren und ward ihm mehr und mehr zur andern Natur. Viele seiner Aufgaben hat er von mancherlei Seiten angegriffen, oft seine politischen Pläne verworfen und die gezogenen Linien wieder korrigiert. Diese Aufgabe war in der Tat von der Art, daß ein Schwanken wenn nicht gerechtfertigt, doch begreiflich ist.

Was Krieg ist, wissen wir jetzt, und wenige werden bestreiten, daß auch der gerechteste und glücklichste Krieg dem Volke nie unmittelbar das ersetzt, was er unmittelbar zerstört, daß es die Moral eines jeden Krieges ist, dem gedankenlosen Menschengeschlecht die Notwendigkeit des Friedens wieder zum lebendigen Bewußtsein zu bringen. Und doch gibt es vielleicht besondere Verhältnisse, wo es für einen Staat ich sage nicht ein Glück, aber das mindere Unglück ist wieder und wieder auf die Bahn der Eroberung gelenkt zu werden; und vielleicht hat eben der römische nach dem Ende der Republik sich in dieser Lage befunden. Das Selbstregiment war unwiderbringlich zu Ende. Mochte das, was

man bisher Freiheit genannt hatte, diesen Namen verdienen oder nicht, mochte Titelsucht und Habsucht auch noch so oft in dem vornehmen Gewande der alten Volksfreiheit sich drapieren, es war dennoch ein vernichtender Schlag für die Nation, als aus den Ruinen der morschen Republik der neue Thron sich erhob. Es war der Übergang vom Leben zum Sterben. Längst war das Gemeinwesen krank gewesen; jetzt war es tot. Es war sehr übel, daß die Wahlstimmen gekauft wurden, aber noch übler, daß jetzt sich wohl noch Verkäufer, aber keine Käufer mehr fanden, daß künstliche Mittel angewendet werden mußten, um nur die verfassungsmäßig erforderlichen Volkstribune und Ädilen zu beschaffen. Die Rede wie die Schrift waren in dem wüsten Parteitreiben hüben und drüben gemißbraucht, für Parteizwecke die Geschichte verfälscht, die Justiz geschändet, die Poesie vergiftet worden; aber noch viel schlimmer war es, daß nun die Talente auf einmal versiegten, daß, nachdem die Generation ausgestorben war, die bei Philippi mitgefochten, Rom keine Redner und Dichter mehr hervorgebracht hat. Frivolität und Absurdität, hohle Bildung und leeres Genießen, Gleichgültigkeit gegen Ehre und Pflicht und schließlich gegen das Leben selbst — das ist die Signatur der Zeit. Der Fluch des Absolutismus lag auf dem Staate, und um so entsetzlicher, als er in keiner Weise von ihm genommen werden konnte; denn der Absolutismus war ja notwendig, war ja die Vergeltung, die der *populus Romanus* wegen der *provinciae Romanae* und durch diese erfuhr. Man empfand das auch. Verschwörungen und Aufstände füllen die Geschichte des Kaiserreichs; aber nicht eine Verschwörung, nicht ein Aufstand hat stattgefunden um die Republik wiederherzustellen. Es war alles zu Ende gegangen, auch das Wünschen und Hoffen.

Man muß sich diesen Zustand vergegenwärtigen, wenn man darüber entscheiden will, ob in der Augustischen Epoche eine erobernde Politik gerechtfertigt werden kann. Ohne irgendwelche ideale Ziele, ohne irgend ein über das arme Ich hinausgreifendes, in das Allgemeine eingreifendes Streben kann der Mensch, der

einmal erfahren hat, was Civilisation ist, nicht bestehen; ohne diese Lebensluft erstickt er. Und wie tief auch die Heergemeinschaft unter der Bürgergemeinschaft steht, wo sie nicht auf dieser beruht, etwas das besser ist als der gemeine Egoismus waltet in jedem Heer, selbst in dem Söldnerhaufen, selbst in der Truppe des reinen Militärstaats. Wo einmal das freie Gemeinwesen unmöglich geworden ist, da ist das Institut des nicht bloß stehenden, sondern auch schlagenden Heeres der letzte Überrest idealen Strebens, mit seiner Gleichheit aller vor der Gefahr, mit seiner Notwendigkeit freiwilligen Gehorsams, mit dem Ringen aller nach einem nicht bloß dem individuellen Egoismus förderlichen Erfolg, mit der herzstärkenden Notwendigkeit des Mutes und der Aufopferung. Das hatte Cäsar wohl begriffen, als er sein Volk erobern lehrte, als er jenen meisterlichen Krieg mit einer Handvoll Leute gegen ein großes und tapferes Volk begann. Jene Soldaten, die zugleich die zeitweilige Hauptstadt Galliens belagert und die zum Entsatz herbeiströmenden Heere der Kelten geschlagen, die gegen zehnfache Übermacht nach zwei Seiten hin Front machend in fremdem Lande den Sieg erfochten hatten, die Veteranen der gallischen Legionen, sie fochten freilich in Aussicht auf Stellen und Orden, auf Siegesgeschenke und Ackerland, aber doch nicht bloß um Dekorationen und Invalidenversorgung. Hier ging der Julische Stern auf, der ein Jahrhundert geleuchtet hat; hier knüpfte sich das geheimnisvolle Band zwischen Feldherrn und Soldaten, das noch die nichtigen Enkel Cäsars auf dem längst verwirkten Throne hielt; hier ward die persönliche Herrschaft möglich, hier die Dynastie gegründet. Es gibt höhere politische Ziele als die Eroberung, tiefere und mächtigere Ideale als Siegesruhm und Kriegserfolg; der Lorbeerbaum treibt geringfügige Blüten und wertlose Frucht. Aber wenn die inneren Kämpfe eine Nation so weit herabgewürdigt haben wie die römische herabgewürdigt worden ist durch die Oligarchie Sullas und die gleichzeitige Demokratie der Gasse, wie die französische durch die wüste Konvents- und die faule Direktorialherrschaft, dann ist die Gloire an ihrem

Platz, dann ist es gerechtfertigt den Cäsar zu vergöttern und die Napoleonische Legende zu dichten. So gewiß Nordamerika, dessen Geschichte keine Helden kennt, hoch über Frankreich steht mit dessen glänzender Reihe von militärischen Berühmtheiten, so gewiß ist es besser, daß der französische Bauer sich ein sehr gemeines Individuum zum *père Violette* idealisiert, als daß er die Regierungen so, wie diese ihn, abschätzt nach dem Maße der Steuern.

Wenn also Augustus Ursache hatte die Befestigung der neuen Monarchie auf demselben Wege zu suchen, welcher zu ihrer Begründung geführt hatte, so sprach doch auch manche wichtige Erwägung für die Politik des Friedens. Das fiel vielleicht am wenigsten ins Gewicht, daß der jetzige Monarch nicht selber eine hervorragende militärische Kapazität war; denn meisterhaft wie er es verstand innerhalb seines nächsten Kreises Feldherren zu finden und zu verwenden, war es für die neue Monarchie vielleicht ersprießlicher, daß die Kriegserfolge sich an ihre Fahnen überhaupt und nicht gerade an die Persönlichkeit des Regenten knüpften. Aber die Rücksichten auf die innere Politik machten den Angriffskrieg außerordentlich schwierig. Das von den Bürgerkriegen furchtbar erschöpfte Land bedurfte und forderte Ruhe; die Auflösung der ungeheuren Heermassen, mit denen durchaus die Parteischlachten geschlagen waren, war Augustus' nächste Sorge und eines der wesentlichsten Momente in seiner „Wiederherstellung des Gemeinwesens“. Die spätere Republik, in ihrem unsicheren und verkehrt konservativen Wesen, hatte wohl immer Truppen auf den Beinen, aber doch streng genommen kein stehendes Heer gehabt; wenn ein solches zu schaffen unerläßlich war, so ist es begreiflich, daß man den Bestand desselben so niedrig griff wie nur irgend möglich. Abgesehen von der schwachen Garde und den nicht viel zahlreicheren Marinetruppen betrug das stehende Heer, wie es Augustus nach der Befestigung der Monarchie ordnete, ungefähr 200 000 Mann, und mit diesen waren der Euphrat, die Donau und der Rhein, waren Ägypten, Spanien und Afrika zu decken und die zahlreichen unbotmäßigen Völkerschaften in den weitgestreckten

Provinzen des gewaltigen Reiches im Zaum zu halten. Eine Reserve gab es nicht; bei der durchschnittlich zwanzigjährigen Dienstzeit wäre mit Heranziehung der entlassenen Soldaten zu weiterem Dienst wenig gewonnen worden; nur ausnahmsweise und meistens mißbräuchlich, nicht aber in gesetzlich reguliertem Wege ist in Rom gewiß der Nachdienst vorgekommen. Nicht einmal eine eigentliche Feldarmee war vorhanden; man hatte, nach unsern heutigen Begriffen ausgedrückt, eigentlich nur Festungstruppen und bei jedem irgend über das gewöhnliche Maß des Sicherheitsdienstes hinausgehenden Vorfall mußte man die Garnison von anderen oft sehr weit entlegenen Punkten wegziehen, um den bedrohten zu verstärken. Solche Ordnungen wären unmöglich gewesen, wenn das Römische Reich nicht in gewissem Sinn militärisch so für sich allein gestanden hätte, wie etwa heutzutage die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Sie machen uns aber begreiflich, daß man von Angriffskriegen absah; ja man darf sagen, daß Augustus das Militärwesen in einem Grade auf die Defensive beschränkte, der diese selbst unzulänglich zu machen drohte.

Dementsprechend finden wir Augustus im Anfang seiner Regierung jedes Angriffskrieges sich enthaltend. Insbesondere tritt dies in Beziehung auf die östlichen Nachbarn hervor. Cäsar war eben im Begriff gewesen an den Parthern für die Niederlage von Karrhä Revanche zu nehmen, als der Tod ihn abrief. Seitdem hatten die Parther ihre Schuldrechnung noch vermehrt durch die zeitweilige Überschwemmung von Syrien und Kleinasien und durch die Loslösung des Zwischenstaats Armenien aus der römischen Klientel; aus dem unmittelbaren römischen Gebiet zurückgeschlagen, hatten sie dem Kollegen Cäsars in der höchsten Gewalt auf armenischem Boden die empfindlichsten Verluste zugefügt und zu den Adlern, die sie den Legionen des Crassus abgenommen, weitere römische Trophäen gesammelt. Die neue Monarchie hatte alle Ursache diesen Handschuh aufzuheben; sie viel weniger als die frühere Republik durfte solche Flecken auf der militärischen Ehre Roms dulden. Augustus hat es dennoch getan und das ungedul-

dige römische Publikum ohne Krieg beschwichtigt; er hat auf diplomatischem Wege die Differenzen beigelegt und es als einen Hauptterfolg seiner Politik betrachtet, daß der anderweitig bedrängte Partherkönig durch geschickte Unterhandlungen bestimmt ward, in die Herausgabe jener Siegeszeichen zu willigen. Hier schieden sich die Wege des Oheims und des Neffen. Der Diktator wollte und brauchte den Krieg, nicht bloß um seiner Erfolge, sondern um des Krieges willen; Cäsar Augustus wollte womöglich, und insbesondere in dem ersten Drittel seiner Herrschaft, den Frieden.

Anders lagen die Dinge in dem nördlich von Italien und Griechenland sich erstreckenden Gebiet. Das träge und schwache Regiment der Republik hatte es nicht vermocht, die Nordgrenze sicherzustellen, Macedonien vor den Angriffen der nördlichen Barbaren zu schirmen, die Alpen wenigstens so weit zu unterwerfen, daß die großen Emporien der Küste und die blühenden Städte nördlich vom Po ihrem Handel und Ackerbau ungestört nachgehen konnten. Erst Augustus hat dies nachgeholt; noch bevor er zur Alleinherrschaft gelangt war, trug er die römischen Waffen hinüber auf den nördlichen Abhang der Istrischen und Dalmatischen Alpen bis an die Save.

Es war dies ein wichtiger Schritt vorwärts, und hier war mehr zu gewinnen als im Osten. Sehr wohl erkannte die römische Regierung, daß der Schwerpunkt des Reiches im Westen lag, in den vom Hellenismus unberührten Gebieten Mitteleuropas, nicht aber im inneren Asien. In der Tat wäre jede Ausdehnung des Reiches über die syrische Küste nach Osten eine Schwächung desselben gewesen; dort war nichts zu gewinnen, als um hohen Preis unfruchtbare Siege. Aber war es richtig Halt zu machen am Rhein und am Nordabhange der Alpen? Man kann es wohl begreifen, daß auch diejenigen römischen Staatsmänner, die, wie der Kaiser selbst, einer eigentlichen Eroberungspolitik abgeneigt waren, diese Frage doch nicht ohne weiteres bejahten. Wenn man von der Rheinmündung die Grenze stromaufwärts bis nach Basel führte,

das bereits kurz nach Cäsars Tode zur Römerstadt eingerichtet worden war, und von diesem Punkte aus die Donaumündung zu erreichen suchte, trafen die beiden Linien im stumpfen Winkel aufeinander und Großdeutschland, wie die Römer es nennen, schob sich wie ein Keil zwischen dieselben hinein. Auch schied die beiden großen Nationen der Kelten und der Germanen schon damals nicht unbedingt der Rhein. In dem Gebiet der Maas und am unteren Rhein fand bereits Cäsar eine überwiegend deutsche Bevölkerung vor. Das obere Elsaß, der deutsche Teil von Lothringen und die Rheinpfalz scheinen durch Cäsar den Überresten der unter Ariovist nach Gallien gekommenen Germanen zum Wohnsitz angewiesen und also germanisiert worden zu sein. Die Trierer, obwohl ursprünglich keltisch, waren von germanischen Elementen durchsetzt und ließen sich lieber Germanen nennen als Gallier. Köln war eine deutsche und zugleich eine römische Stadt geworden durch Agrippa, der hier einer römisch gesinnten und deshalb von den Stammesgenossen hart verfolgten deutschen Völkerschaft, den Ubiern Sitze angewiesen hatte. In der Tat scheint die Grenze der Nationalitäten so, wie sie im wesentlichen noch jetzt besteht, sich kurz vor oder bald nach Cäsar festgestellt und die Ausbreitung der Germanen auf das linke Rheinufer großenteils durch römischen Einfluß sich vollzogen zu haben. Man begreift es wohl, daß, solange der Kampf zwischen den Römern und Kelten währte oder nachwirkte, jene mit solchen Splittern der germanischen Nation leichter auszukommen meinten, als mit der kompakten keltischen Masse; von den Ubiern wird ausdrücklich gesagt, daß sie in Köln angesiedelt worden sind als römische Wacht am Rhein gegen ihre Landsleute. Aber nicht erst in unserer Zeit erwachte der Gedanke diese Wacht anders zu verstehen. Als ein Jahrhundert nach der Gründung Kölns das Geschlecht Cäsars zu Ende gegangen war und die Deutschen, sich in der Zeit versehend, das Ende des Römischen Reiches gekommen meinten und, über den Rhein hinüberströmend, für den Augenblick die Legionen sich untertänig machten, da beschickten die freien Germanen die Kölner

und forderten sie auf, zunächst den Göttern der Nation und vor allem dem Kriegsgott zu danken, daß sie wieder zur deutschen Gemeinschaft und zum deutschen Namen gekommen seien, sodann die unter ihnen lebenden Römer auszutreiben, die Mauern niederzureißen und fortan in der offenen Stadt als Freie unter Freien zu leben. Solche Gedanken lagen also doch damals schon in der Luft, und die Römer unter Augustus mußten wohl einsehen, daß dieser von ihnen selbst wo nicht geschaffene, doch erweiterte deutsche Grenzstreif in seiner engen Berührung mit den freien rechtsrheinischen Germanen ihrer Herrschaft weit gefährlicher war als das Flackerfeuer im Keltenland und der Elan seiner Patrioten. Dies ließ sich nicht mehr ändern; aber um so näher lag es auch die freien deutschen Stämme den schweren Arm des großen Militärstaats empfinden zu lassen. In der Tat blieb Roms Herrschaft über Gallien unsicher und schwankend, solange die Germanen am andern Ufer des Rheinstroms in offener Feindschaft mit den Römern beharrten. Eben um diese Zeit — 738 d. St., 16 v. Chr. — hatten die Völkerschaften an der Lippe die bei ihnen sich aufhaltenden römischen Kaufleute aufgegriffen und ans Kreuz geschlagen, dann den Rhein überschritten und nicht bloß weithinein das Land geplündert, sondern auch in einer förmlichen Schlacht den römischen Feldherrn M. Lollius geschlagen und den Adler der fünften Legion heimgebracht — den ersten, der seinen Weg zu den heiligen Stätten der deutschen Nation fand. In den fast zwanzig Jahren, die seit der Schlacht bei Actium verflossen waren, hatte die Monarchie sich konsolidiert, Italien sich erholt; des Kaisers Schwiegersohn Agrippa, seine beiden Stiefsöhne Tiberius und Drusus waren fähige und bewährte Führer und standen dem kaiserlichen Hause nahe genug, um auch in einem Staate, in dem politische Gründe es verboten ein großes Kommando einem anderen als einem Prinzen anzuvertrauen, Verwendung zu finden. Ob Augustus ganz von freien Stücken sich dazu entschloß, die Friedenspolitik zu verlassen, oder ob er dem Drängen der Seinigen nachgab, die Niederlage des Lollius gab den Ausschlag: er selbst

ging im Sommer 738 nach Gallien; der Plan wurde gefaßt den Rhein und das Vorland der Alpen zu überschreiten und in umfassendster Weise die römischen Waffen von Gallien aus ostwärts, von Italien und Macedonien aus nordwärts zu tragen.

Der erste Schritt dazu war, daß man Fuß faßte in der Schweiz und in Tirol und der Pässe der Hochalpen sich bemächtigte. Dies geschah im Jahre 739 der Stadt, 15 v. Chr., hauptsächlich durch einen von Italien aus unter Führung des jungen Drusus an und über den Brenner durchgeführten Angriff, den dann der ältere Bruder Tiberius vom Rhein her unterstützte. Man setzte sich fest am Bodensee, an den Donauquellen, es scheint selbst bei Augsburg, das dieser Expedition seinen Ursprung verdanken mag. Über die Befestigung und Sicherung dieser beherrschenden Stellung am Nordabhang der Hochalpen mögen einige Jahre hingegangen sein; erst im zweiten und dritten Jahre nach jenem Vorspiel folgte der eigentliche Angriff. Wie jenes war auch dieser kombiniert: er richtete sich teils von Italien aus nordöstlich gegen die Save und die Drau, teils von Gallien aus gegen die Weser und die Elbe. Die pannonische Expedition ward von Agrippa begonnen; als diesen noch während der Vorbereitungen der Tod hinwegraffte, trat an seiner Stelle Tiberius an die Spitze des Heeres und er unterwarf in den beiden Feldzügen 742 und 743 das Gebiet zwischen der Save und der Drau. Den anderen Teil dieser Unternehmung führte zunächst Drusus, der Liebling Augusts wie des römischen Volkes, ein glänzender und tüchtiger Offizier. Vier Jahre hintereinander durchzog er das germanische Land, und als auch er mitten im vollen Siegeslauf infolge eines unglücklichen Sturzes vom Pferde den Tod fand, trat der letzte jener drei Feldherren aus dem Kaiserhaus, Tiberius an seine Stelle und führte in den nächstfolgenden zwei Jahren das Werk des Bruders weiter. Die zertrümmerte Überlieferung gestattet uns nicht eine zusammenhängende Schilderung dieser wichtigen Vorgänge zu geben, wohl aber läßt sich im ganzen erkennen, was die Römer gewollt und erreicht haben.

Daß es sich hier um mehr handelte als um eine Rekognoszierung oder eine offensive Grenzdeckung, wie sie Cäsar und später Agrippa bei ihren Rheinübergängen im Sinn gehabt zu haben scheinen, zeigt schon die Stetigkeit dieser Expeditionen, die sechs Jahre hindurch, von 742 bis 747, sich gefolgt sind. Ferner ist es deutlich, daß dieser Krieg von seiten der Römer ebenso ein Angriffskrieg gewesen ist, wie der von Cäsar gegen Gallien durchgeführte. Allerdings sagen die Berichte, daß die Germanen die Angreifenden waren, daß sie die Einführung des römischen Steuerwesens in Gallien zu benutzen dachten, um einen Aufstand gegen die Römer zu erregen, daß in der Tat die linksrheinischen Germanen im Bunde mit ihren freien Stammesgenossen am anderen Ufer sich empörten und die letzteren von Drusus geschlagen wurden, als sie versuchten den Fluß zu überschreiten. Das ist auch gewiß tatsächlich richtig. Die Einführung des neuen Steuersystems drohte ganz Gallien in offene Empörung zu versetzen; die linksrheinischen deutschen Gemeinden, die diese Maßregel mitbetraf, gingen voran und riefen, wie immer, ihre Stammesgenossen vom andern Ufer zu Hülfe. Aber daß der Krieg, wenn auch die Germanen ihn begannen, doch von Drusus beabsichtigt war, zeigt der große, schon vor dem Ausbruch des Aufstandes von Drusus wenigstens begonnene Kanalbau, der den Rhein mit der Südersee verband und dazu bestimmt war der römischen Flotte die deutsche Nordwestküste zugänglich zu machen, und sodann die hartnäckige Kriegführung selbst, nachdem der geringfügige Anlaß längst beseitigt war.

Das militärische Ergebnis der Kriege war zunächst die Befestigung der Rheinlinie durch eine Anzahl — es heißt fünfzig — verschanzter Posten und Lager; es ist wahrscheinlich, obwohl nicht mit Bestimmtheit zu erweisen, daß die beiden großen Standlager, auf denen späterhin Roms Herrschaft über den Rheinstrom beruht, Mogontiacum und Vetera, das ist Mainz und Xanten, einen wesentlichen Teil dieser Anlagen gebildet haben und überhaupt den in Gallien stationierten Truppen ihre regelmäßigen Standquartiere, so

wie wir sie später finden, erst in dieser Zeit angewiesen worden sind. Aber die also verschanzte Rheinlinie sollte ohne Zweifel nur die Basis und die Deckung der beabsichtigten viel weiter greifenden Operationen sein. Drusus und Tiberius führten ihre Truppen weiter und weiter ostwärts, an die Lippe, an die Weser und im Jahre darauf darüber, ja über die Saale. Hier, so wird erzählt, erschien dem Drusus die gewaltige deutsche Frauengestalt, die in lateinischer Zunge dem nimmersatten Krieger das Zurück zurief; und unweit der Saale ist er gestorben. Er fand auf diesen verschiedenen Expeditionen hartnäckigen Widerstand, aber keine Eintracht; die Chatten nahmen deutsches von den Römern erobertes Gebiet als Geschenk von diesen an, und daß die Sugambrer, um die Chatten für diesen Landesverrat zu züchtigen, gegen sie mit gesamter Hand aufgebrochen waren, ebnete dem Eroberer den Weg durch ihr Land an die Weser zu den Cheruskern. Das Glück war nicht mit den Deutschen; wir wissen von keinem namhaften Erfolg ihrer Waffen während dieser sechsjährigen Kämpfe. Die weite Ausdehnung der Züge des Drusus beweist an sich noch nicht die Absicht die Grenze über den Rhein vorzuschieben, aber wohl sprechen dafür andere Erwägungen. Es ist schon erwähnt worden, daß dieser Krieg gegen die Deutschen begonnen ward zu Lande wie zu Wasser; und auch hier halfen die Deutschen dem Fremden Deutschland öffnen. Die Bewohner der heutigen holländischen Küste, die Bataver und die Friesen standen auf römischer Seite; ohne Zweifel durch sie gelang es den schon genannten Kanal in überraschend kurzer Zeit und ungestört anzulegen, damit den gefährlichsten Teil der Küstenfahrt abzuschneiden und auf dem unbekannten Meer den Weg zu finden. Erst an der Emsmündung stieß man auf Widerstand; die vor derselben liegende Insel Borkum ward belagert und besetzt, die Böte der anwohnenden Germanen — es waren Brukterer — auf dem Flusse selbst geschlagen. Die Flotte gelangte bis zum jetzigen Jahdebusen. Unverkennbar ist dieser Kanalbau, diese Fahrt, diese Gewinnung von Bundesgenossen, diese Eroberung einer beherrschenden Insel

mehr als ein Straf- und Plünderzug; es ist derselbe Plan, nach dem Cäsar die Bretagne angriff. Aber auch im Binnenland setzten die Römer sich militärisch auf die Dauer fest: insbesondere von zwei größeren Anlagen des Drusus wird uns berichtet, einer unweit des Rheins auf dem Taunus, etwa bei Wiesbaden, einer andern weit wichtigeren unweit der Quelle der Lippe. Dies ist das vielbesprochene Aliso, auf jeden Fall an der Lippe und in beträchtlicher Entfernung vom Rhein gelegen, wahrscheinlich bei dem Dorfe Elsen unweit Paderborn, also achtzehn deutsche Meilen östlich vom Rhein und nicht sehr viel weiter von der Elbe als von diesem. Von da führte die Lippe hinauf ein nach italischer Art gebahnter Weg an das Rheinlager von Vetera bei Xanten. Diese Anlage für sich allein beweist ausreichend, daß es darauf abgesehen war, Germanien nicht bloß zu züchtigen, sondern zu unterwerfen.

So fassen auch die Berichte, die aus dem Altertum geblieben sind, diese Vorgänge auf. Daß Drusus Germanien unterjochte, sagt sein Sohn Kaiser Claudius. Alle Germanen zwischen Rhein und Elbe unterwarfen sich, berichtete der Zeitgenosse Livius unter dem Jahre 746. Wenn späterhin in der Zeit des Tiberius Germanien bezeichnet wird als damals beinahe zur Provinz gemacht, so ist es begreiflich genug, daß man das nachherige Aufgeben desselben mit dem Willen des Augustus zu beschönigen bemüht war. Im Gegenteil ist es sehr wahrscheinlich, daß die beiden Benennungen „Ober- und Untergermanien“, die späterhin in auffallender und ungeschickter Weise angewandt werden auf den schmalen Landstrich am linken Rheinufer, ursprünglich bestimmt waren für das Germanien zwischen Rhein und Elbe, für das sie allein sich schicken. Der nach der Niederlage des Lollius entworfene Plan war trotz der Unzulänglichkeit der dafür verfügbaren Truppen bis auf einen gewissen Punkt ins Werk gesetzt; wie Gallien durch Cäsar, so war vierzig Jahre später Germanien zum Römischen Reiche gebracht, die neue Monarchie mit Waffenruhm und Siegesglanz geschmückt worden.

Aber Augustus hatte weder Cäsars Geist, noch Cäsars Glück. Wieviel er auch erreicht hat, das ganze und volle Gelingen ist ihm niemals beschieden gewesen. In diesem Fall trug großenteils er selbst die Schuld. Die Unterwerfung Germaniens, kräftig begonnen und sieben Jahre hindurch beharrlich weiter und doch bei weitem noch nicht zu Ende geführt, stockt mit dem Jahre 747 plötzlich. Wenn die sachlichen Verhältnisse dafür schlechterdings keinen Grund an die Hand geben, so liegt derselbe in den persönlichen klar genug vor. Agrippa und Drusus waren, jener im kräftigen Mannesalter, dieser in der Blüte der Jugend, während dieser Kriege gestorben; der einzige überlebende einer solchen Aufgabe gewachsene Prinz, Tiberius Nero, verbittert durch das ihm aufgezwungene Ehebündnis mit der Julia, der Tochter des Kaisers, und vor allem durch die seinen jugendlichen Stiefsöhnen, Gaius und Lucius mehr und mehr sich zuwendende Bevorzugung und ihre offenkundige Bestimmung zur Thronfolge, zog sich von allen Staatsgeschäften zurück. Nicht mit Unrecht klagte der Kaiser, daß er im Stich gelassen werde; aber die Tochter und die Erbfolge der Tochtersöhne galten doch auch ihm mehr als die höchsten Interessen des Staates. Das Zerwürfnis schien unheilbar; und der Rückschlag davon traf zunächst die begonnene Eroberung Germaniens. Man gab nicht auf, was erreicht war; im Gegenteil ward das Land behandelt wie eine unterworfene Provinz; die festen Stellungen, vor allem Aliso, blieben dauernd besetzt; die römischen Truppen durchzogen das Land und die Waffen haben schwerlich jemals völlig geruht. Einer der römischen Feldherren dieser Zwischenzeit, L. Domitius Ahenobarbus, des Kaisers Nero Großvater, vermählt mit einer Nichte Augusts, gelangte sogar von der Donau her bis an und über die Elbe, und legte später als Statthalter von Germanien einen Damm an in den schwer passierbaren Mooren zwischen Ems und Rhein. Aber eigentliche Erfolge von einigem Belang sind aus dieser Zeit nicht zu verzeichnen.

Der Tod schlug sich inzwischen ins Mittel und stiftete Frieden im Kaiserhause. Im Laufe von achtzehn Monaten starben die

beiden Kronprinzen, an denen das Herz und die Hoffnungen des alternden Kaisers hingen, der jüngere achtzehn, der ältere dreiundzwanzig Jahre alt; schon einige Jahre vorher hatte der immer dreistere Leichtsinn der Gemahlin des Tiberius, der schönen und geistreichen Julia, endlich auch dem Vater über sie die Augen geöffnet. So kam der Stiefsohn zurück. Der alte Kaiser hatte ihn nie geliebt; der finstere schweigsame unsympathische Mann war ihm nie gewesen was der jüngere bevorzugte Bruder; noch weniger konnte er die geliebte einzige Tochter, die verlorenen Enkel ihm ersetzen. Aber im Regiment war seine Stelle nicht wieder besetzt worden; zum Besten des Staates, wie er selber sagte, nicht aus Neigung, sondern aus Pflichtgefühl nahm ihn Augustus an Sohnes Statt und verlieh ihm die Anwartschaft auf die Thronfolge. Das geschah im Jahre 757, n. Chr. 4 und sogleich beginnt Tiberius wieder die vor zehn Jahren abgebrochene Arbeit energischer und umfassender als zuvor, zunächst am Rhein. In dem Jahre seiner Adoption selbst unterwarf er die Völker an der Nordküste und brachte die mächtigen Cherusker zum Gehorsam zurück; die Legionen gelangten bis an und über die Weser und lagerten — ein wichtiger Fortschritt — den Winter über bei Aliso. Im folgenden Jahre wurde endlich die Elbe erreicht und zwar zu Lande wie zu Wasser; denn auch die römische Flotte war an der Nordküste hin bis zur Elbmündung und dann in diese hineingesegelt, und im Herzen von Deutschland trafen Heer und Flotte der Italiener zusammen. Nicht gerade große Siege waren erfochten worden; der vorsichtige und des Feindes kundige Gegner ließ sich nicht überraschen und gleichen Kampf wagten die Deutschen nicht. Aber die Erfolge waren vollständig. Hierher wird es gehören, daß, nach der Angabe des Zeitgenossen Strabon, Augustus seinen Feldherren verbot die Elbe zu überschreiten, das heißt diesen Fluß zur Reichsgrenze setzte; ferner daß, wie in Augustus' Rechenschaftsbericht über seine Regententätigkeit gesagt zu sein scheint, unter Augustus die gallische Küste bis zur Elbmündung römisch ward. Die Truppen bezogen die Winterquartiere im Herzen von Deutsch-

land; die römischen Statthalter sprachen Recht auf deutschem Boden, wie dies üblich war in den unterworfenen Gebieten; nicht bloß die Feldzeichen, sondern auch die Ruten und Beile, nicht bloß der Kriegsrock des Offiziers, sondern auch die Toga des Advokaten machte sich heimisch in dem Gebiet zwischen dem Rhein und der Elbe und war bald mehr gefürchtet und gehaßt als jener. Man stand, so schien es, von dieser Seite her am Ziele.

Aber dies war nur die eine Hälfte des großen Planes. Die Vorschiebung der Reichsgrenze von dem Alpenabhang und dem Rhein an die Elbe und die Donau forderte weiter, daß die in das pannonische Land eingedrungenen Truppen, die noch die Dravelinie festhielten und ihr Hauptlager im südlichen Steiermark bei Pettau an der mittleren Drave hatten, von da vordrangen gegen Norden und, nach unseren heutigen Anschauungen ausgedrückt, Wien und Prag gewannen. Auch dies ward in Angriff genommen. Es ist nicht genau anzugeben, unter welchen Verhältnissen das Königreich Noricum, das ist Steiermark, Kärnten und Ober- und Niederösterreich, unter römische Botmäßigkeit gekommen ist; wahrscheinlich war dies schon in der ersten Hälfte der Augustischen Regierung, wenn auch nur in loser Form geschehen. Aber das Vorschieben der Standlager an die mittlere Donau erfolgte um diese Zeit. Pannonien, das ist derjenige Teil von Ungarn, den nördlich und östlich die Donau, südlich die Drave umfaßt, ist erst in viel späterer Zeit, wahrscheinlich erst unter Traian von den römischen Truppen besetzt, erst damals die Standquartiere an der Drave mit denen von Ofen und Raab vertauscht worden. Um so auffallender ist es und nur durch die Kombination mit jener Vorbewegung an die Elbe zu erklären, daß wir im Jahre 759 die römische Südarmee in Carnuntum finden, das heißt in der Gegend von Wien, und im Begriff die Donau zu überschreiten und sich am andern Ufer festzusetzen. Augenscheinlich wollte man das Marchtal gewinnen und dieses mit der Linie der Elbe verbinden; noch diesen Schritt vorwärts, noch Prag nach Wien, und der

eiserne Ring, der Großdeutschland umklammern sollte, war geschlossen.

Man traf hier auf ein letztes Hindernis. Vor dem gewaltigen Andringen der italienischen Eroberer war ein Teil der Germanen ostwärts ausgewichen, so die Marsen und vor allem die Markomanen. Vierzehn Jahre zuvor hatte Drusus in dem Jahre seines Todes mit diesen nicht fern vom Rhein gestritten und sie nach hartem Kampf überwunden. Seitdem hatten sie sich über das Fichtelgebirge nach Böhmen gezogen und hier zu einem mächtigen Kriegerstaat sich konsolidiert, der, anders als die Germanen sonst gewohnt waren, sich einen König gesetzt hatte in dem tapferen und des Krieges nicht bloß, sondern auch der römischen Kriegskunst kundigen Maroboduus. Die zehnjährige Unterbrechung der begonnenen Arbeit rächte sich. Maroboduus oder, wie wir ihn zu nennen pflegen, Marobod, hatte sich bis dahin streng in der Defensive gehalten, weder jenseit der Donau noch jenseit der Gebirge sich den vordringenden Römern entgegengestellt; aber dem Angriff, der jetzt von zwei Seiten her gegen ihn gerichtet ward war er entschlossen mit seinen gewaltigen und nach Möglichkeit disziplinierten Massen standzuhalten. Von Westen her kam die Rheinarmee durch das Land der Chatten, ohne Zweifel von Mainz her den Main hinauf, durch die damals vom Spessart zum Fichtelgebirg sich ausdehnenden Waldmassen mit Axt und Feuer den Weg sich bahnend, unter Führung des tüchtigen Gaius Sentius Saturninus, der in den germanischen Kriegen der beiden letzten Jahre neben Tiberius der Zweite im Kommando gewesen war. Gleichzeitig überschritt die Südarmee unter Tiberius' eigener Führung die Donau, schlug auf dem linken Ufer ein festes Winterlager und marschierte in Böhmen ein. Alles ward mit der dem Tiberius eigenen präcisen Sicherheit ausgeführt; die römischen Armeen, in der Gesamtstärke von zwölf Legionen, zwei Drittel der ganzen damals vorhandenen römischen Streitmacht, standen bereits nicht mehr als zehn Tagemärsche voneinander und hofften in fünf Tagen aufeinander zu marschierend

ihre Vereinigung zu bewerkstelligen und zugleich an den Feind zu kommen.

Da traf die Eroberer der Gegenschlag der Nationen. Mit Marobods nach dem Muster der Feinde geordnetem Militärstaat, mit der vorsichtigen Defensive dieser disziplinierten Patrioten hatte Tiberius den entscheidenden Kampf auszufechten gedacht; aber was er nicht in seinen Entwürfen vorgesehen hatte noch hatte vorsehen können, war das wilde und unberechenbare Aufbäumen der unterjochten Nationalitäten. Zwei ungeheuren, bis dahin von der Römerherrschaft kaum berührten Volksmassen, der pannonischen und der germanischen, hatte die neue Monarchie zugleich die Ketten angelegt; und wenn dies der überlegenen Taktik der civilisierten Italiener insoweit verhältnismäßig leicht gelungen war, so mochten sie sich vorsehen vor der ersten allgemeinen Auflehnung gegen das ungewohnte Joch. Wie das Meer nur darum ebbt, um sich zur Flut zu sammeln, so ist nach einem ähnlichen Naturgesetz der Widerstand gegen die Fremdherrschaft am gewaltigsten, wenn die Unterwerfung sich vollzogen und eine Zeitlang der Sieger den Fuß auf dem Nacken des Besiegten gehalten hat. So fielen die Würfel um Gallien in dem Kriege gegen Vercingetorix, um Britannien in dem Kriege gegen die Boudicca; so folgte bei uns auf Jena Leipzig. In der römischen Invasion Pannoniens und Germaniens trat dieses Stadium jetzt ein, und zwar zunächst bei den illyrischen Stämmen. Während die römischen Heere in Böhmen standen, erhob sich auf einmal in ihrem Rücken das ganze Land von der Donau bis zum Adriatischen Meer, an der Drave und Save sowohl wie in den Bergen Bosniens und an der dalmatischen Küste. Es ist nicht meine Aufgabe, den sehr ernsten pannonisch-dalmatischen Krieg zu schildern. Nicht oft haben größere Massen gegen Rom im Felde gestanden, und die ungewohnte Nähe des Kriegsschauplatzes steigerte in dem verwöhnten und nicht mehr wie sonst schlagfertigen Italien die Furcht ins Grenzenlose. Die Zeitgenossen vergleichen diesen Krieg wohl mit dem Hannibalischen; wenn damit den Insurgenten allzuviel Ehre erwiesen wird,

so ist andrerseits gewiß genug, daß, wenn in dieser Zeit ein zweiter Hannibal aufgestanden wäre, er nicht vor den Toren Roms hätte umzukehren brauchen. Die Regierung in Rom bot das Äußerste auf; die Armee wurde um acht Legionen, das heißt um etwa die Hälfte ihres bisherigen Bestandes verstärkt; man strengte den letzten Nerv an, um die nötigen Mannschaften und das nötige Geld zu beschaffen. Diese neuen Formationen indes würden wenig geholfen haben, wenn die Gefahr in der Tat so dringend gewesen wäre, wie man meinte. Aber Tiberius bestand die Probe: seine Besonnenheit und Tüchtigkeit rettete den Staat. Der Krieg gegen Marobod mußte natürlich vertagt werden; es ist bezeichnend für diesen, daß er froh war den Frieden gern auf „gleiche Bedingungen“ zu erhalten und nicht daran dachte, an den Kämpfen der Insurgenten, die ihn retteten, sich zu beteiligen. Die ganze gegen Marobod vereinigte Truppenmasse ward über die Donau zurückgeführt und bald war die eigentliche Gefahr beseitigt, wenn auch der Kampf schwer und verlustvoll war und die Niederwerfung der weit ausgedehnten Insurrektion bis ins vierte Jahr währte. Sie verlief so fruchtlos wie die ähnlichen Insurrektionen der Kelten und der Britten; was sie den Siegern hinterließ, war die ansehnliche Vermehrung des Heeres und trotz der schwer drückenden Steuererhöhungen dauernde Überlastung des Budgets.

Aber der eine Brand war noch nicht gelöscht, als schon an einem andern Orte die Lohe emporschlug. Ob der germanische Volksaufstand mit dem pannonischen in äußerem Zusammenhang gestanden hat, wissen wir nicht; wahrscheinlich ist es nicht, teils weil der natürliche Vermittler, König Marobod sich versagte, teils weil jene Insurrektion genau um dieselbe Zeit ausbrach, wo diese in den Schluchten Dalmatiens die letzten Zuckungen tat. Gewisser ist es, daß die germanische Insurrektion erst durch die pannonische möglich geworden ist oder doch dieser ihren Erfolg zu verdanken hat. Die tüchtigen Führer, die erprobten Truppen waren, wie wir sahen, vom Rhein nach Böhmen gezogen und dann in den pannonischen Kriegen verwendet worden; dafür sandte man

drei der neugebildeten Legionen nach Germanien und als Führer derselben einen Hofgeneral, Publius Quinctilius Varus, vermählt mit der Tochter einer kaiserlichen Nichte, einen Mann von fürstlichem Reichtum wie von fürstlicher Hoffart, aber von trägem Körper und stumpfem Geist und ohne jede militärische Erfahrung und Begabung. Wie er und sein Heer zu Grunde gingen, ist bekannt; ich will nicht erzählen, was jeder weiß, sondern nur auf einige für den Zusammenhang der Dinge wichtige Momente hinweisen. Der germanische Aufstand hat bei weitem nicht die Ausdehnung des pannonischen gehabt; genau genommen darf er nicht einmal ein germanischer genannt werden. Die friesischen Stämme an der Küste, die suebischen in Süddeutschland nahmen nicht daran teil, noch weniger König Marobod; es erhoben sich eigentlich nur die später als „Sachsen“ auftretenden Stämme, zunächst, wie bekannt, die Cherusker, und auch unter diesen bestand eine starke römische Partei, deren Schuld es nicht war, daß das Befreiungswerk gelang. Daß so viel geringeren Massen glückte, was in Illyricum fehlschlug, wird man nicht zunächst dem stolzen Mut der sächsischen Haufen und dem Scharfblick ihres Führers, eines früheren römischen Offiziers, des cheruskischen Fürsten Arminius beimessen dürfen, sondern vor allem der Kopf- und Mutlosigkeit des römischen Feldherrn und daneben der Mangelhaftigkeit der Offiziere und der Truppe selbst. So ist es bezeichnend, daß, bevor noch alles verloren war, einer der Legaten des Varus die gesamte Reiterei zusammenraffte und mit dieser die Rettung in der Flucht suchte. Sehr oft sind die Römer in Germanien in ganz ähnlicher Weise überfallen worden wie damals unter Varus; wenn Varus unterlag, wo Drusus, Tiberius, Germanicus das Heer zu retten verstanden, so liegt dies einfach darin, daß diese Prinzen zufällig auch Feldherrn waren.

Die Katastrophe war ein schwerer Schlag für Rom, und es blieb nicht bei der Niederlage allein. Nachdem die Germanen das Heer vernichtet hatten, brachen sie die römischen Festungen auf ihrem Gebiet; selbst Aliso fiel in ihre Hände, ganz wie einst

Magdeburg nach Jena, durch die sinnlose Konsternation der Besatzung. Aber über den Rhein wagten die Deutschen sich nicht. Tiberius, der in dem folgenden Jahre wieder das Kommando über die Rheinarmee übernahm, stellte Ordnung und Sicherheit wieder her, ja überschritt sogar im zweiten Jahr nach der Katastrophe wiederum den Rhein. Die Katastrophe ist, militärisch betrachtet, nicht schwerer als unzählige andere in den römischen Annalen verzeichnete. Dennoch ist sie von den weitgreifendsten Folgen geworden, ja man kann sagen ein Wendepunkt der Weltgeschichte, derjenige Moment, der in der äußeren Politik Roms nach der Fluthöhe den Beginn der Ebbe markiert. Der durch die mühsam überwundene pannonische Insurrektion erschöpfte Staat konnte diesen zweiten Stoß nicht verwinden. Nachdem eben das Äußerste, was man an Mannschaften besaß, aufgeboten worden war, vermochte man nicht mehr die frische Lücke zu füllen; als Augustus starb, zählte das Heer eine Legion weniger, als vor der Varusschlacht. Aber vor allem hatte man den Mut und den Glauben an sich selber verloren. Die unzulängliche und fehlerhafte Reorganisation des Militärwesens war in der großen pannonisch-germanischen Katastrophe zu Tage gekommen; die alte Wehrfähigkeit der Republik war nicht übergegangen auf die Monarchie. Die Militärreorganisation half wohl etwas, aber tat weitaus nicht genug; die Regierung kam zu der Ansicht zurück, daß der Staat einen großen Krieg nicht führen könne und ihn vermeiden müsse. Germanien ward aufgegeben; nur die Rheinarmee führte noch ferner den Namen des germanischen Heeres und die Teile des linken Rheinufers, in denen sie stand und die überdies meist deutsche Bevölkerung hatten, die Namen des oberen und niederen Germaniens. Von der Elbgrenze war nicht ferner die Rede, noch weniger von Wiederaufnahme des Angriffs gegen Marobod. Tiberius sah das Werk seines Lebens, die Frucht vieljähriger Kriegsarbeit zu Grunde gehen; der Bau, zu dem er als Siebenundzwanzigjähriger am Rhein und am Bodensee den Grund gelegt, den er dann als Fünfziger der Krönung nahe gebracht hatte, brach mit

einem Schlage unwiederbringlich zusammen. Ob er persönlich sich resigniert hat oder die Resignation ihm von dem hochbejahrten, mehr und mehr dem Vorwärtsgehen und jedem Wagnis abgeneigten Kaiser aufgezwungen worden ist, vermögen wir nicht zu sagen; gewiß ist nur, daß auch später, als er selbst die erste Stelle einnahm, der Greis auf die Hoffnungen des Jünglings und Mannes nicht wieder zurückgekommen ist. Wohl ward noch einmal die Eroberung Germaniens versucht; der Sohn des Drusus, der Neffe und Adoptivsohn des Tiberius, der junge feurige und durch besondere politische Verhältnisse zu einer mehr als billig selbständigen Feldherrnstellung gelangte Germanicus versuchte in den ersten Jahren des Tiberius das väterliche Werk wiederaufzunehmen, die zerstörten Festungen wiederherzustellen, zu Wasser und zu Lande die einmal gewiesenen Wege wiedereinzuschlagen. Aber es geschah ohne, ja gegen den Willen des alten Kaisers, und sowie die Abberufung des Prinzen gelungen war, wurden die Truppen wieder zurückgezogen über den Rhein. Es war der neuen Monarchie nicht bestimmt, die Wege der Eroberung zu finden und den matten Glanz der Krone durch die strahlende Siegerglorie zu verklären. Sie fristete sich und der Nation die Existenz; aber das monarchische Surrogat der Freiheit, der Ruhm, fand sich nicht ein und die traurige Öde der absoluten Monarchie offenbarte sich in ihrer ganzen unverhüllten Nacktheit. Ein einziges Mal, unter dem Kaiser Traianus, lenkte man ein in die Bahn der eigentlichen Eroberungspolitik; und es ist nicht zu leugnen, daß in diesen zwanzig Jahren eine frischere Luft durch das Reich geweht hat und die Werke dieser Zeit, die Annalen des Tacitus, das Forum Traians davon angehaucht worden sind. Aber im ganzen genommen war es wahr geworden, jenes mächtige „Zurück", das die deutsche Frau dem ersten Eroberer latinischen Stammes, der Deutschlands Boden betrat, zugerufen hat. Zurück! ist der Schlachtruf der Deutschen gewesen, zuerst in der Varusschlacht und zuletzt bei Mars-la-Tour und Sedan. Dies Zurück aber, wir nennen es Vorwärts; vorwärts, nicht um zu nehmen, was nicht unser ist und

was uns nicht frommen noch fruchten kann, sondern um den zurückzuweisen, der uns, die wir keinen Kriegsruhm brauchen oder wünschen, zu siegen zwingt: um das zurückzufordern, was uns widerrechtlich entfremdet ward, und selber zurückzukehren zu unseren Werken des Friedens.

DIE EINHEITLICHE LIMESFORSCHUNG.

VORTRAG, GEHALTEN AM 50 JÄHRIGEN STIFTUNGSFEST DER ARCHÄOLOGISCHEN GESELLSCHAFT ZU BERLIN

9. DECEMBER 1890*).

Wenn ich heute, meine Herren, an diesem Festtage unserer Gesellschaft, dessengleichen von uns keiner sehen wird, Sie daran erinnere, daß ich an einem früheren Winckelmannstag die Ehre gehabt habe, Ihnen von dem römisch-germanischen Limes zu sprechen**), so geschieht das nicht eigentlich, um die heutige Festfreude durch Auseinandersetzungen über Gräben und Wälle, über Wachthäuser und Kastelle zu trüben. Wenn es zutrifft, daß das Lebendige interessant ist, wo man es packt, so läßt sich dieses Dichterwort auf das gewesene Lebendige, auf die Reste verschollener Zeiten leider nicht übertragen. Gewiß, wer jemals auf die Saalburg hinaufgestiegen oder im schönen Odenwald den Römertrümmern nachgegangen ist, der wird diese Stunden, insbesondere wenn der Regengott nicht allzu übler Laune war, zu denen des Lebenssonnenscheins zählen. Aber die wissenschaftliche Arbeit, die hier notwendig gemacht werden muß, ist mühsam und im einzelnen größtenteils unergiebig, so wichtig und weittragend auch die Gesamtergebnisse sind, die der Historiker daraus in knapper Form in die nur zu leeren Blätter der römisch-germanischen Vorgeschichte einzuzeichnen hat. Heute, wie gesagt, beabsichtige ich nicht auf die Einzelheiten dieser Untersuchungen einzugehen.

---

*) Die Nation 8. Jahrg. 1890 S. 168—170; daraus abgedruckt im Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift IX, 1890 Sp. 287—294.

**) Abgedruckt Westd. Ztschr. IV, 1885 S. 43—51.

Aber ich würde es nicht verantworten können, wenn ich nicht wenigstens hier und heute erwähnte, wieviel weiter wir in den letzten Jahren in der Erforschung des Limes gekommen sind und wie auf jedem der verschiedenen Gebiete die weitschichtige Arbeit tätig und umsichtig gefördert worden ist. Es ist mir Bedürfnis, wenigstens die Namen der Herren Ohlenschlager, Popp und Conrady in Bayern, Herzog und v. Kallee in Württemberg, Wagner und Zangemeister in Baden, Kofler in Hessen hier und heute zu nennen; sie alle und in geringerem Maße nicht wenige andere haben, nicht kompilierend vor dem Tintenfaß, sondern dem alten Bauwerk nachgehend, durch Felder und Wälder und Berge, gegenüber dem stetig fortschreitenden Zerstörungswerke, das die neue Kultur gegen ihre Mutter führt und führen muß, wichtige Tatsachen als sichere Anhaltspunkte für alle Zeiten festgestellt.

Aber ebendiese Einzelarbeiten haben erwiesen und jeder dieser Arbeiter hat für sich es erfahren und ausgesprochen, daß sie zu rechtem Ziel nur geführt werden können durch die Zusammenfassung. Allerdings ist der Grenzwall selbst kein einheitliches Werk. Im Gegenteil, es gehört zu den merkwürdigsten Gesamtergebnissen dieser Untersuchungen, daß der Grenzschutz des Römischen Reiches genau genommen provinzial geordnet gewesen ist und die einzelnen Reichsprovinzen militärisch nicht als Abschnitte eines einheitlichen Territoriums behandelt worden sind, sondern sozusagen als verbündete Staaten. Von den drei in Frage kommenden römischen Statthalterschaften Nieder- und Obergermanien und Rätien fehlt in der ersten der Limes völlig; auf der ganzen Linie von oberhalb Bonn bis zum Meer bildet die Grenzwehr allein der Rhein. Die obergermanische Wallanlage beginnt, allem Anschein nach bedingt nicht durch die Beschaffenheit des Terrains, sondern lediglich durch die dort gezogene Verwaltungsgrenze, bei Rheinbrohl unterhalb Andernach und endigt in gleicher Weise an der Grenze der Provinz Rätien wenig östlich von Stuttgart. Hier schließt allerdings der Grenzschutz der einen Provinz an den der anderen an, und es ist eines der wich-

tigsten Ergebnisse der neuesten württemberger Arbeiten, daß der Anschlußpunkt in der Nähe von Lorch jetzt mit Sicherheit ermittelt ist. Aber auf den ersten Blick zeigt sich dieser Anschluß als der ursprünglichen Anlage fremd; fast im spitzen Winkel stoßen die Linie vom Main und die von der Donau hier aufeinander, während bei einheitlicher Anlage die Verbindung notwendig über Würzburg und Ansbach kürzer und zweckmäßiger geleitet worden wäre. Auch in der Anlage selbst sind beide Wehren verschieden; wenn auch die neuesten Forschungen erwiesen haben, daß die in ungefähr gleichen Distanzen angelegten Kastelle, welche wesentlich den obergermanischen Limes bilden, auch bei dem rätischen vorkommen, so ist doch allem Anschein nach dies System hier keineswegs so wie bei jenem allgemein durchgeführt worden, vielleicht auf den westlichen Endteil beschränkt geblieben, wogegen wenige größere von dem Limes selbst weiter abliegende Kastelle hier die militärischen Stützpunkte bilden. Man wird immer wieder darauf zurückgeführt, daß der römische Großstaat auch in diesen späten Jahrhunderten wesentlich eine städtische Konföderation geblieben ist und die sogenannte Provinz diese in der Hauptsache nur in Gruppen zusammenfaßt, so daß alle Despotie und alle Bureaukratie den Kern der Organisation nicht unmittelbar trifft und die Einheitlichkeit des Regiments, mit allem Guten und Schlimmen im Gefolge, hier bei weitem weniger durchgeführt worden ist als in den modernen Staatenbildungen, wie denn auch die Erscheinungen, die bei dem Auseinanderfallen des Reiches und den daraus hervorgehenden Organisationen uns entgegentreten, nur unter dieser Voraussetzung verständlich werden.

Wie örtlich, so ist auch zeitlich der Grenzwall nichts weniger als eine einheitliche Anlage. Wenigstens bei dem obergermanischen erkennt man deutlich sogar eine doppelte Linie, eine ältere, die in der Hauptsache sich darauf beschränkte den Neckar mit dem Main durch eine Kastellkette zu verbinden, und eine spätere weiter östlich über Öhringen gezogen, welche das ganze Neckartal zum Hinterland des Limes macht. Ob diese beiden Linien sich ein-

ander ablösten oder sich einander stützten oder beide Auffassungen nebeneinander gelten, wird die weitere Forschung festzustellen haben; sicher aber haben wir es hier nicht mit einer einmaligen Anlage zu tun, sondern mit einem durch Jahrhunderte gestalteten und umgestalteten Grenzbollwerk.

Aber alle diese Verschiedenheiten nach Zeit und Ort machen die einheitliche Durchforschung dieser Anlagen erst recht zum Bedürfnis; sie können nur von dem erkannt und gewürdigt werden, der nicht bloß diesen oder jenen Abschnitt, sondern der die Probleme möglichst alle mit eigenen Augen angeschaut hat. Und dies steht noch aus. Die verschiedenen Vaterländer, deren sich der Deutsche nur zu lange ausschließlich erfreuen durfte, stellten dem sich in den Weg; wir hatten so viele Limesliteraturen, als es im Limesbereich Staaten gab und notwendigerweise war jede derselben einseitig und unvollkommen.

Als ich zuletzt an diesem Platz Ihnen von dem Limes sprach, hatte ich mit kurzen Worten der Hoffnung zu gedenken, daß der Umschwung der Dinge, die Umwandlung der Vaterländer in ein doch nicht bloß geographisches Vaterland auch für diese Forschung die Einheitlichkeit bringen werde, deren sie so dringend bedurfte und die, man darf wohl sagen, in der folgerichtigen Entwicklung lag. Wir haben uns auch in jenen Jahren redlich bemüht, diese Hoffnung zu verwirklichen, und als eine ministerielle Kommission dafür gebildet worden war und unser Feldmarschall v. Moltke mit lebhaftem Interesse die Sache vertrat, glaubten wir am Ziel zu sein. Aber es kam anders. Zu den Konsequenzen der Umwandlung Deutschlands, welche hätten gezogen werden sollen, aber nicht gezogen worden sind, gehört auch die einheitliche Erforschung des römisch-germanischen Limes; ich mußte an jenem Tage es aussprechen, daß diese Hoffnungen sich nicht erfüllt hätten. Ein tüchtiger Franzose, der den Limes in den letzten Jahren begangen hat, spricht seine Verwunderung darüber aus, daß wir Deutschen denselben nicht für ein Nationaldenkmal erklären und die Reste von Reichs wegen erhalten. Diese Verwunderung des Ausländers

liegt dem Deutschen allerdings fern. Aber daß für den Limes nicht wenigstens dasselbe geschieht, was in England die Patrone des Bruceschen Werkes, insbesondere Mr. Henry Clayton und der Herzog von Northumberland durchgeführt haben, eine umfassende Gesamtaufnahme desselben, darüber dürfte selbst der Deutsche vielleicht auf die Länge sich erstaunen.

Aber deutsche Hoffnungen sind zäh. Jetzt, und darum habe ich heut mir vor Ihnen das Wort erbeten, jetzt haben wir nach dem ersten verlorenen Treffen das Andringen erneuert und wir haben diesmal sichrere Hoffnung zum Ziel zu kommen. Das energische Wohlwollen unseres gegenwärtigen Kultusministers und das Entgegenkommen der Regierungen sowohl des Reiches wie der süddeutschen Staaten haben dahin geführt, daß in nächster Zeit Vertreter der fünf beteiligten deutschen Staaten sowie der Akademien von Berlin und München zusammentreten werden, um einen Gesamtplan für die Limesarbeiten aufzustellen und die ungefähren Kosten zu veranschlagen. Gewiß sind wir damit noch nicht am Ziel. Daß die dort zusammentretenden Männer zu gemeinsamen Vorschlägen sich einigen, darf wohl erwartet werden. Guter Wille ist überall vorhanden, in Berlin wie in Stuttgart und München, und die Sache spricht so sehr für sich selbst, daß, wenn die Regierungen in billige Erwägung ziehen, daß bei Unternehmungen dieser Art der Arbeitsplan und die Kosten der Arbeit sich überall nur im allgemeinen Umrisse vorzeichnen lassen, praktisch ausführbare Vorschläge wohl aufgestellt werden können. Allerdings wird das gute Beste immer durch die Leiter des Unternehmens geschehen müssen und an die richtige Auswahl derselben der Erfolg des Unternehmens geknüpft sein. Weder der Archäolog allein noch der Militär allein ist im stande das ganze weitschichtige Werk genügend zu beaufsichtigen und die Ergebnisse desselben im einzelnen wie im ganzen in die Öffentlichkeit zu bringen; aber es wird wohl zu erreichen sein, daß vom Civil und vom Militär zwei Direktoren in dauernder Vereinigung sich für diese Arbeit zusammenfinden, und die rechten Männer werden

auch nicht fehlen, wenn das Deutsche Reich oder die vereinigten deutschen Staaten sie rufen. Nein, wir sind nicht am Ziel, aber wir haben begründete Hoffnung, dahin zu gelangen.

Lassen Sie mich noch ein Wort hinzusetzen. Des Menschen Herz ist ein trotziges und verzagtes Ding, wenn Hoffnungen sich nicht erfüllen, und wenn sie sich erfüllen, wird es leicht übersicher und übermütig. Es ist auch vielleicht Übermut, wenn ich an jenen Anfang einheitlicher deutscher Altertumsforschung einen gesteigerten Wunsch, einen Ausblick in weitere Ferne anknüpfe; aber dennoch unterdrücke ich den Wunsch und den Ausblick nicht — wer weiß, wo der flüchtige Samen des gesprochenen Wortes haftet und späterhin aufgeht.

Es geschieht in Deutschland recht viel für die römisch-germanische Altertumsforschung; und es ist dies ein Glück. Denn die Gebiete des Römerstaates, welche in unsere Grenzen fallen, sind für die geschichtliche Forschung von sehr viel höherer Bedeutung als im Bereich der Provinzen die meisten übrigen, wenn auch ausgedehnteren; die großen Probleme des Grenzschutzes, der Militärorganisation, der Völkerwanderung finden hier ihre wichtigsten Brennpunkte. Aber geeinigt sind diese Lokalforschungen hier weniger als in jedem anderen Lande. Die französischen finden ihren natürlichen Mittelpunkt in Paris, die italienischen in Rom; Berlin ist auf unklassischem Boden gebaut und die großen Werkzeuge der Lokalforschung, der Spaten und die Hacke lassen sich von Berlin aus nicht ins Gefecht bringen. Die Berliner Akademie kann und wird eine Gesamtausgabe der germanischen Inschriften herstellen, wie sie dies für Spanien, Frankreich, Italien getan hat; aber stetig das Werk für unser Vaterland fortführen, wie das durch die Wiener Archäologisch-epigraphischen Mitteilungen für Österreich, durch die Notizie degli scavi der Römischen Akademie für Italien geschieht, das wird von Berlin aus nicht füglich geschehen können. Die Lokalforschung ist wohl überall auf dem Fleck, tätiger und geschickter vielleicht als irgendwo sonst; auch die Vereine und die Regierungen tun, wenn nicht überall genug, doch so viel, daß

man mehr Ursache hat zu loben als zu tadeln. Darin darf auch kein Wandel eintreten; ganz abgesehen davon, daß keine größere Stadt und keine deutsche Regierung sich eine solche Depossedierung gefallen lassen würde, wir, die sogenannten Antiquare, wir wissen am besten, wie durchaus unsere Arbeiten auf die mannigfaltige und stetige Lokalforschung angewiesen sind und wie wir diese noch viel weniger entbehren können als ihre Centralisation.

Aber eines schließt das andere nicht aus. Sollte es nicht möglich sein, so gut wie wir ein archäologisches Reichsinstitut für Rom und für Athen haben, etwas Ähnliches auch in Deutschland für die römisch-germanischen Altertümer ins Leben zu rufen? Wenn Eduard Gerhard, der vor fünfzig Jahren zu jener Anstalt das Fundament legte, heute gefragt werden könnte, ob ein vaterländisches archäologisches Institut eingerichtet werden solle, ich weiß es, er würde freudig einstimmen; denn ich habe ihn wohl gekannt. Die nächste und die hauptsächlichste Aufgabe würde sein, eine periodische Publikation nach dem Muster der oben erwähnten Wiener ins Leben zu rufen, welche die Novantiqua in stetiger Folge verzeichnet und die unabweislich ins Breite laufende Lokalforschung für die allgemeine Wissenschaft revidierend kondensierte. Etwas Ähnliches besitzen wir ja schon in dem Mainzer Centralmuseum, das finanziell wesentlich auf der Reichsunterstützung beruht und dessen allerdings an die Persönlichkeit seines Leiters geknüpfte Wirksamkeit weit über die Mainzer Lokalforschung hinausgreift. Mainz freilich könnte der Sitz einer solchen Centralstelle nicht sein; sie würde vor allem reiche literarische Hülfsmittel fordern, wie sie zum Beispiel Bonn und Heidelberg bieten. Freilich sind zur Zeit dies Wünsche und Träume. Aber die einheitliche Limesforschung ist dies auch gewesen, und wenn nicht alle, einige Träume haben sich erfüllt.

DIE AKTEN ZU DEM SÄKULARGEDICHT DES HORAZ.

VORTRAG, GEHALTEN AM WINCKELMANNSFEST DER ARCHÄOLOGISCHEN GESELLSCHAFT ZU BERLIN 9. DECEMBER 1891*).

Den zahlreichen älteren und den wenigen jüngeren Männern, die von der Schulbank her dem alten Horaz eine freundliche Erinnerung bewahren, wird die Kunde von Interesse gewesen sein, daß vor Jahresfrist in Rom an eben derjenigen Stelle, wo die römischen Säkularspiele gefeiert worden sind, am äußersten Rande des Marsfeldes bei San Giovanni de' Fiorentini unweit Ponte S. Angelo, die Reste der offiziellen Aufzeichnungen über die von dem Dichter in kaiserlichem Auftrag besungene derartige Feier wieder an das Tageslicht gekommen sind. Trümmerhaft wie sie sind, genügen sie doch, um in Verbindung mit unseren sonstigen Nachrichten uns von dem Hergang dieses höchsten aller römischen Feste eine Anschauung zu geben. Hier ist der Ort nicht die Einzelheiten darzulegen; aber das Aktenstück wirft ein Schlaglicht auf die Augustische Epoche; und insofern darf auch hier von diesem Funde die Rede sein.

Zwischen den ungezählten Jahresreihen, in welchen das Gemeinwesen der Stadt Rom zu dem mächtigen und großartigen, aber schmuck- und einigermaßen freudlosen Gebäude des römischen Imperium emporwuchs, und dem halben Jahrtausend, in dem die daraus entwickelte Monarchie in immer steigender Gedankenarmut und Hoffnungslosigkeit dem frischen Leben und dem vollen Streben allmählich abstarb, liegt das halbe Jahrhundert des

*) Die Nation. 9. Jahrg. 1891 S. 161—163; daraus wiederholt im Jahrbuch des Kais. Deutschen archäologischen Instituts VII, Beiblatt S. 16—19.

Augustischen Regiments. Es soll diese kurze Epoche keineswegs als die Blütezeit der römischen Entwicklung bezeichnet werden; die Auffassung verstorbener Konrektoren, daß diese in Cicero und Livius, in Virgil und Horaz kulminiert, ist geschichtlich unhaltbar. Aber allerdings liegt jene Epoche an der Grenze der beiden großen Zeiträume, in welche die Geschichte der alten Kultur zerfällt, und wie sie mit gleichem Recht als das letzte Stadium der römischen Republik wie als das erste der römischen Monarchie gefaßt werden kann, nimmt sie auch teil an den Vorzügen beider. Es gibt in ihr frische Talente, die vom Hauch der alten Freiheit berührt sind, und der Versuch diese zu zähmen und zu hegen und eine höfische Poesie zu erschaffen, ist dem geistreichen Herrscher nicht völlig mißlungen. Die bleierne Langeweile, welche die folgenden Zeiten beherrscht und ihre mannigfaltig bedeutenden und wohltätigen Leistungen den späteren Geschlechtern verdunkelt hat, ruht noch nicht auf dieser monarchischen Frühzeit, in deren Frieden und Behagen die Erinnerung an das Schreckensjahrhundert der Bürgerkriege nachzittert, deren politische Gestaltungen die Illusion beherrscht, entgegengesetzte Prinzipien mischen und ausgleichen zu können. Und wenngleich uns heute nicht, wie einst, das „Augustische Alter“ als das Ideal des geistigen Lebens erscheint, näher steht es uns immer noch als die griechische oder die mittelalterliche Vergangenheit, und in der allgemeinen Erziehung zur Oberflächlichkeit wird die Kunde der lateinischen Sprache allem Anschein nach am längsten das Widerstandsstück bilden. Heute und hier wird es noch erlaubt sein auszuführen, inwiefern das neu gefundene Aktenstück ein Schlaglicht wirft, sowohl auf die Zeit, wie auf den Dichter.

Man hat sich daran gewöhnt, die Feste, mit denen auf Geheiß der Sibylle die Römer den Eintritt eines neuen Säkulums gefeiert haben, als eine einheitliche Reihe zu betrachten. Jetzt zeigt sich, sicherer und deutlicher als bisher, daß die republikanischen und die kaiserlichen Säkula in der Reihe verschieden und im Charakter womöglich noch verschiedener sind.

Das säkulare Sühnefest der Republik, eine drei Nächte hindurch währende Feier, den Göttern der Unterwelt an unterirdischen Altären dargebracht, hätte nach der bestehenden Ordnung abermals begangen werden sollen im Jahre 49 vor Christus; aber statt der Feier kam das Ende. Dies war das Jahr, in dessen Anfang Cäsar den Rubico überschritt und mit dem der Todeskampf der Republik anhob. Es begann nicht ein neues Säkulum der Republik, sondern eine neue Ordnung der Dinge; der Freistaat wurde und blieb begraben und es ist weder damals noch später je daran gedacht worden, die republikanischen Säkula auch nur im Namen und in der Erinnerung zu erneuern.

Aber wie die neue Monarchie überall von dem tiefen und großen Gedanken ausgegangen ist die republikanische Ordnung zu beseitigen durch Verjüngung, so ist es auch hier geschehen. Anknüpfend an einen anderen Sibyllenspruch, der in dem letzten Jahrhundert der Republik in Umlauf gesetzt worden war und der auch uns noch erhalten ist, wurde eine neue Reihe von Säkularfesten ins Leben gerufen, welche tatsächlich begann mit dem von Horaz besungenen des Jahres 17 v. Chr. Es ward an das republikanische möglichst eng angelehnt. Auch dieses Fest beruhte auf hellenischer Weissagung und bewegte sich ausschließlich im Kreise der hellenischen Götterwelt. Auch dieses war zunächst ein Frauenfest und die dreinächtige Sühnefeier fehlte auch hier nicht. Dieselbe Priesterschaft, welcher nach republikanischer Ordnung die Ausrüstung des Säkularfestes oblag, wurde für diese Feier verwandt. Wenn die republikanische Säkularfeier, welche der Bürgerkrieg abschnitt, die fünfte in der Reihe gewesen sein würde, so ward auch das Augustische Fest mit einer legendarischen Vorgeschichte von vier anderen derartigen Festlichkeiten ausgestattet. Augenscheinlich beabsichtigte die Regierung dieses Säkularfest ebenso als die Fortsetzung des republikanischen hinzustellen, wie der neue kaiserliche Senat hingestellt ward als gleichartig demjenigen, an dem Hannibals Genie seinen Meister gefunden hatte. Der siegreiche Imperator, welcher die Hydra des hundertjährigen

Bürgerkrieges gebändigt hatte, bringt, so sagt er, mit dem neuen Frieden die alte Ordnung der Dinge.

Aber politische Restauration ist genau genommen ein Widerspruch im Beisatz; und von der Augustischen gilt dies zwiefach. Augustus hegte keineswegs die Absicht, den neuen Wein in den alten Schlauch zu fassen oder auch nur dem Umschwung der Dinge den Ausdruck zu versagen. Die Frist wurde eine andere: an die Stelle des hundertjährigen Säkulums der Republik trat das hundertzehnjährige kaiserliche, augenscheinlich um den Gegensatz zu markieren. Die dreinächtige Feier der unterirdischen Gottheiten blieb; aber ihr zur Seite trat ein Dreitagefest der Himmelsgötter. Der Götterkreis ward ein anderer, nicht bloß durch das Hinzutreten dieser Himmlischen, des Jupiter und der Juno, des Apollo und der Diana, sondern auch indem in den Nachtfesten nicht wie in den älteren der König und die Königin der Tiefe, Pluton und Persephone angerufen wurden, sondern das Fest gefeiert ward den heilbringenden Mören, den erlösenden Ilithyien, der nährenden Mutter Erde. Das ist es, was Horaz im Sinn hat, wenn er fleht: *certus undenos deciens per annos orbis ut cantus referatque ludos ter die claro totiensque grata nocte frequentes* — nicht ohne gute Absicht eben die neuen Momente betonend. Der Gegensatz der ernsten und mächtigen, aber auch harten und finsteren republikanischen Weltanschauung und der freieren, reicheren, anmutigeren des verjüngten Großstaats tritt vielleicht nirgends mit so berechneter Absichtlichkeit uns entgegen, wie wenn wir den Götterkreis uns vergegenwärtigen, zu welchem die alten Bürgermeister, und den, zu dem die neuen Souveräne am Beginn des neuen Jahrhunderts gebetet haben.

Aber dieser Gegensatz kommt nicht bloß in dem Kreise der Himmlischen zum Ausdruck. Auch der Kreis der feiernden Menschen wird ein anderer. Wohl war dieses Fest von jeher eines derjenigen gewesen, in denen die Zusammengehörigkeit der italischen und der hellenischen Nationalität oder, wenn man will, die internationale Kulturgemeinschaft des Altertums am frühesten und

am mächtigsten sich geltend gemacht hat. Fremdländische Weissagerinnen hatten in ihrer eigenen Sprache die Schicksalsworte verkündigt, nach deren Anweisung die führende Stadt des latinischen Stammes von Jahrhundert zu Jahrhundert ihre Schicksale festete; es waren die Götter ebendieses fremden Volkes, deren Gnade also die Konsuln für das römische erflehten. Aber dennoch ist unzweifelhaft das Säkularfest der römischen Republik ein Bürgerfest gewesen und hat daran sich nur beteiligen können, wer dem Verbande Roms angehörte. Es war die höchste und die schönste Aufgabe der neuen Staatsordnung, und es ist auch diejenige gewesen, welche sie am vollkommensten gelöst hat, dem Gegensatz der herrschenden Stadt und der untertänigen Vogteien in geduldigem Ausgleichen allmählich ein Ende zu machen, das römische Stadtbürgerrecht umzugestalten zu einer alle Reichsangehörigen umfassenden Staatsgemeinschaft. Jahrhunderte sind vergangen, bevor es dazu tatsächlich kam; aber es ist der Keim zu dem Baume, daß an dem Augustischen Säkularfest sich nicht bloß der römische Bürger, sondern jeder freie Mann in der Stadt Rom mit Weib und Kind beteiligt.

Aber auch die Monarchie tritt in ihrer jungen Vollgewalt uns in diesem Festbilde deutlich vor Augen. Die nach der früheren Ordnung dem Senat auch in religiösen Dingen zustehende Initiative wird nicht geradezu außer Kraft gesetzt, aber tatsächlich beseitigt. Es ist der Sache nach der Kaiser, der durch seinen Erlaß an die beikommende Priesterschaft die Festfeier in ihren wesentlichen Grundzügen ordnet. Bei dem in die Rechtswissenschaft hineinreichenden Gegensatz der alten und der neuen Ordnung, der zu der legitimen Republik haltenden Schule Labeos und der opponierenden höfischen Rechtsgelehrsamkeit erscheint es nicht gleichgültig, daß nach unserer Überlieferung der Hauptvertreter der letzteren Richtung Gaius Ateius Capito es gewesen ist, welcher in kaiserlichem Auftrage das Programm für das Augustische Säkularfest entworfen hat — wie denn auch es in diesen Zusammenhang gehören wird, daß die vier dafür erforderlichen bis dahin un-

bekannten älteren Säkularfeste in den nachgiebigen Akten des Kollegiums rechtzeitig entdeckt worden sind. Bei der Festfeier selbst ist nichts so bezeichnend wie das völlige Fehlen der republikanischen Beamten und die Ausrichtung aller während der drei Tage und der drei Nächte vollzogenen Gebete und Opfer durch den Kaiser Augustus selbst und in zweiter Reihe auch den Mitregenten Agrippa. Wenn in den Gebetformeln nur das römische Volk und die lateinische Nation genannt wird und der Kaiser als solcher nicht auftritt, so ist er doch insofern auch persönlich eingeschlossen, als nach dem Herkommen jeder Magistrat berechtigt ist, der Fürbitte für die Gemeinde auch diejenige für sein eigenes und seines Hauses Gedeihen anzuschließen; also ruft auch hier Augustus den Segen der Götter immer zugleich mit an für sich selber. Eine Neuerung wird es sein, und sie ist bezeichnend, daß die Fürbitte neben der Gemeinde noch deren Legionen nennt. Solange diese nichts waren als die Bürgerschaft in Waffen und die Legionen nach beendigtem Feldzug auseinandergingen, ist es kaum denkbar, daß bei dergleichen Fürbitten die Armee regelmäßig neben der Bürgerschaft genannt worden ist. Aber seit es ein stehendes Heer gab und wer sich den „ersten Bürger“ Roms nannte, zugleich der Kriegsherr der dreißig Legionen war, ist es wohl verständlich, daß die Götter angerufen werden für Heil und Sieg der römischen Gemeinde sowohl wie auch ihrer Legionen.

Von der Politik zur Poesie, von Augustus zu Horatius. Die Klänge des Liedes sind wohlbekannt: *Alme sol, curru nitido diem qui promis et celas aliusque et idem nasceris, possis nihil urbe Roma visere maius.* Jetzt wissen wir weiter und können es urkundlich belegen, daß dieses Lied am 3. Juni des Jahres 17 v. Chr. von dem Doppelchor der dreimal neun Knaben und der dreimal neun Mädchen in Rom auf dem Palatin und auf dem Kapitol gesungen worden ist — in den Akten stehen darüber die Worte: *in Palatio sacrificio perfecto pueri XXVII et puellae totidem carmen cecinerunt, eodemque modo in Capitolio; carmen composuit Q. Horatius Flaccus.* Diese kurze Notiz aber in Verbindung mit

dem uns jetzt vorliegenden Festprogramm gewährt uns einen Einblick in die Werkstatt des Poeten, durch die bessere Kenntnis der ihm gestellten Aufgabe ein sichreres Urteil über das ihm beschiedene Maß des Gelingens. Und es wird nicht geleugnet werden können, daß dieses Gelingen ein bescheideneres gewesen ist, als wir vorher es uns vorgestellt haben.

Die beiden Götterreihen, nach welchen diese Feier geordnet ist, die der überirdischen Gottheiten Jupiter, Juno und Apollon nebst der Schwester, die unterirdische der Mören, der Ilithyien und der Mutter Erde müßten für denjenigen Dichter, welcher es versteht, „der Gelegenheit ein Gedicht zu schaffen", die rechten Schwingen sein, um Sinn und Folge sei es aus ihnen zu entwickeln, sei es in sie hineinzulegen, und den auf dem Boden der Erde zwischen dem Himmelsgewölbe und dem Schoße der Tiefe wandelnden Menschen die Herrlichkeit wie die Bedingtheit ihres Loses in zwiefacher Bildermacht vorzuführen. Das hat Horaz nicht getan. Die Gottheiten werden wohl alle genannt und gefeiert, aber in aufgelöster Folge, was der rechte Dichter sicher nicht getan hätte, und ohne die so nahe liegende ideale Verknüpfung. Noch auffallender aber, ja geradezu fehlerhaft ist das Verhalten des Festgedichts zu seiner unmittelbaren Aufgabe. Gesungen ward es an dem dritten dem Apollo und der Diana gewidmeten Feiertag; entsprechend beginnt und schließt es mit dem Preise dieser Götter und es verdient Anerkennung, daß der Poet die Beziehung auf den Herrscher, für den der kurz vorher geweihte palatinische Apollotempel gewissermaßen die Hauskapelle war, in schicklichen Grenzen gehalten und den bei höfischer Poesie nicht leicht zu vermeidenden stummen Hörerspott keineswegs herausgefordert hat. Dagegen erschließen uns die neu gefundenen Akten eine Beziehung des Gedichts, die ohne dieselben seinem Verfasser kaum jemand zugetraut haben würde. Nachdem in der neunten Strophe die beiden Geschwister ausdrücklich angerufen worden sind: *supplices audi pueros, Apollo — audi, Luna, puellas*, folgt eine Anrufung an nicht ausdrücklich bezeichnete Götter, welche so wie sie auf-

treten nur wiederum Apollo und Diana zu sein scheinen; aber sie sind es nicht. Denn wenn der Dichter sagt, daß ihnen Augustus weiße Rinder zum Opfer gebracht hat, so haben nach den Akten Apollo und Diana sich mit dreierlei Kuchensorten begnügt und sind die hier bezeichneten Opfer vielmehr die, welche Augustus am ersten und am zweiten Festtag dem König und der Königin des Himmels dargebracht hat. Dazu paßt allerdings auch der Inhalt dieses mittleren Teiles des Gedichtes besser, insofern er die Götter feiert als die Schöpfer Roms und die Spender alles Heils und aller Tugend, was für die Kinder der Latona doch über das gebührende Maß hinausgeht. Es paßt weiter wohl dazu, daß, wie die Akten bezeugen, das „Lied" — nicht die Lieder — gesungen wird nicht bloß auf dem Palatin am Apollotempel, sondern auch auf dem Kapitol an dem Heiligtum des Jupiter und der Juno. Ohne Frage ist das Gedicht ein Prozessionslied gewesen. Beginnend am Apollotempel, wo für diesen Tag der Mittelpunkt der Feier war, wird der Festzug über das Forum auf der Via Sacra zum Kapitol hinaufgestiegen sein und dann von da sich zurück zum Palatin gewendet haben; und insofern ist es in der Ordnung, daß die ersten wie die letzten Strophen an Apollo und Diana, die mittleren an Jupiter und Juno gerichtet sind. Man wird zu Gunsten des Dichters geltend machen können, daß der Inhalt der Strophe allerdings dem Kundigen ihre Beziehung ergab und mehr noch, daß, als das Lied gesungen ward, der Standort der Sänger die Beziehung gab und die Hörer nicht vermißten, was die meisten Leser irre führen mußte. Aber auf solche Entschuldigung würde die naive Volkspoesie besseren Anspruch haben als wer in kaiserlichem Auftrag ein Festgedicht verfertigt, das von Haus aus zugleich für einen weiteren und nicht allzu genau informierten Leserkreis bestimmt war.

Ich kann nicht schließen ohne für das bei dieser Entdeckung von der italienischen Regierung und der römischen Akademie eingehaltene Verfahren in zwiefacher Beziehung Anerkennung und Dank, ich darf wohl sagen nicht bloß in meinem Namen auszu-

sprechen. Den Fund verdanken wir wie ja immer dem Zufall; aber daß die römische Regierung, sowie sie davon Kenntnis erhielt, die Ausgrabung mit Überwindung nicht geringer Schwierigkeiten, unter sofortigem Ankauf der deswegen abzureißenden Gebäude, bis dahin fortführte, wo auf die Entdeckung weiterer Bruchstücke jede Aussicht geschwunden war, daß auch Ministerwechsel und andere Unliebsamkeiten in dieser Hinsicht gänzlich ohne Einfluß geblieben sind, beweist die Macht der altbefestigten Civilisation. Und nicht minder zeigt sich dieser darin, daß trotz verschiedener störender Zwischenfälle binnen Jahresfrist die römische Akademie der Wissenschaften die Fundstücke in gesichertem Texte dem Publikum dies- und jenseits der Alpen vorgelegt hat. An beidem könnte man anderswo zweckmäßig sich ein Beispiel nehmen. Indes mögen die Gegenbilder zu jenem Verfahren für diesmal auf sich beruhen bleiben, da sie weder mit Augustus etwas gemein haben noch mit Horaz.

AUFSÄTZE.

DIE SCHLACHT BEI SCHLESWIG*).

Da natürlich noch offizielle Nachrichten über das Treffen vom 23. d. fehlen, so wollen wir versuchen, aus möglichst authentischen Nachrichten eine Beschreibung davon zu geben.

Gegen fünf Uhr brachen die preußischen Kolonnen, deren Spitze in Sorgbrück stand, an allen Punkten auf. Die dänischen Vorposten, die in dem Chausseehause bei Kropp standen, wurden (man sagt durch die Fahrlässigkeit der Feldwache) überrascht und zogen sich in Eile auf der Schleswiger Landstraße zurück. Schleunig folgten die Unsrigen nach und drangen gegen die Verschanzungen beim Dannewerk vor; erst als sie dies erreicht hatten, etwa um 9 Uhr, wurde in Schleswig Generalmarsch geschlagen und die Dänen, welche die beiden Tage vorher durch die falsche Nachricht von der Ankunft alarmiert worden waren, waren jetzt überrascht durch ihr wirkliches Erscheinen. Die preußischen Husaren griffen an; es war dies das einzige Mal, daß Kavallerie ins Gefecht kam, was sich aus dem durch Wasser und Höhen vielfach coupierten Terrain erklärt. Die Verschanzungen bei Dannewerk wurden ohne viele Mühe von dem preußischen Linienmilitär genommen. Hierauf teilten sich die Preußen: Oberst Bonin mit der Linie zog sich links um Bustorf herum, während der Höchstkommandierende,

*) Schleswig-Holsteinische Zeitung Nr. 9. Rendsburg, Dienstag, den 25. April 1848, S. 32—34. Daß Mommsen der Verfasser ist, wird durch einen von ihm am 3. April 1888 an Karl Zangemeister gerichteten Brief sichergestellt, in dem es heißt: 'ich denke immer noch gern an meine Beschreibung der Schleswiger Schlacht, die ich als journalistischer Schlachtenbummler mitgemacht habe und dann, nachdem ich die Nacht die 6 Meilen von Schleswig nach Rendsburg gelaufen war, den anderen Tag beschrieb'.

General Wrangel, mit den beiden Garderegimentern auf der Chaussee gegen Bustorf vordrang. Dieses war dänischerseits mit drei Bataillonen und mit Artillerie besetzt, welche sich nicht gescheut hatte ihre Kanonen zwischen den Häusern aufzupflanzen und dadurch die Preußen zwang, das Dorf zu beschießen. Mehrere Häuser wurden stark beschädigt, doch kam niemand von den Einwohnern zu Schaden. Die Kanonen des Oberst von Bonin wechselten längere Zeit mit den dänischen Kugeln über den kleinen Bustorfer Teich hin, welcher links vom Dorfe liegt. Die Garden hatten von ihren Kanonen nur zwei mitführen können, denen auch bald die Munition ausging; hier stand das Gefecht längere Zeit und schien nicht die günstigste Wendung zu nehmen. Endlich aber kam Verstärkung an Geschützen. Die Neufchâteller Scharfschützen vertrieben die feindlichen Batterien, die in voller Eile durch Bustorf und Friedrichsberg gegen das Schloß retirierten. Zu gleicher Zeit bekamen die Garden Luft und drangen mit Hurraruf über die Höhen vor. Die Dänen wichen; ein Teil derselben wurde von der Straße ab, in die rechts gegen die Schlei hin befindliche sumpfige Niederung*) gesprengt, und was sich nicht durch Schwimmen rettete, fiel unter den preußischen Kugeln oder ertrank. Die Toten — darunter ein Kapitän — lagen hier sehr dicht; 30—40 Mann wurden gefangen. Bustorf und Friedrichsberg waren etwa um 2 Uhr Nachmittags in unsern Händen. Die dänischen Jäger warfen sich in die Häuser und setzten den Kampf noch einige Zeit fort, und Leuchtkugeln, welche die Dänen auf Bustorf warfen, verzehrten einige Häuser, aber bald hörte man auf, uns den Besitz dieses Stadtteils streitig zu machen. Die Garden besetzten die Stadt und begannen das Gefecht gegen das Schloß Gottorp, das die dänische Garde (etwa 500 Mann stark) verteidigte, indem sie mit schwerem Geschütz den Damm bestrich, der Friedrichsberg und Gottorf verbindet. Die beabsichtigte Sprengung desselben ist mißglückt, weil das infolge des herrschenden

*) sogen. Otterkuhle.

Ostwindes sehr hohe Wasser das Pulver genäßt und die Mine nur wenige Steine gehoben hatte.

Mittlerweile hatte Oberst von Bonin seine Truppen in westlicher Richtung um Schleswig herum in die Gehölze zwischen Schuby und Schleswig geführt und im Pulverholze entspann sich ein heftiges Artillerie- und Scharfschützenfeuer. Das 20ste (Königs-) Regiment von den Preußen (meistens Pommern) litt sehr; es soll gegen 100 Mann verloren haben. Gute Dienste leisteten unsere Bracklowschen Scharfschützen, die u. a. einen dänischen Kapitän gefangen nahmen. Sie haben 1 Toten und 5—6 Verwundete; es war außer einigen Freiwilligen bei den Garden wohl das einzige nichtpreußische Militär, das bei Schleswig im Feuer war*). Von unserm Linienmilitär rückte ein Teil des Nachmittags mit den Reserven in die Stadt. Noch nach 7 Uhr Abends wurde hier Geschützdonner gehört; die Unsrigen drangen bis gegen Königswille und die Flensburger Chaussee vor und jedenfalls mußten die Dänen um ihre Rückzugslinie besorgt sein. Es ist wahrscheinlich, daß Schloß Gottorp noch am Abend geräumt ward; wenigstens schwieg das Geschützfeuer etwa um 7 Uhr Abends**) und es soll damals auch der Dannebrog abgenommen sein, den ich noch etwa um 6½ Uhr von dem gegenüberliegenden Ufer der Schlei aus wehen sah. Es war ein eigenes Gefühl, aus dem alten Stammschloß der Holsteiner Herzöge auf ihre Stadt, auf ihre Leute feuern zu hören, die von allen Seiten umschlossene rot und weiße Fahne noch einmal und wohl zum letzten Male darauf wehen und mit verzweifelter Gegenwehr sich verteidigen zu sehen. Mußte es so weit kommen,

---

*) Besonders im Tiergarten hinter Gottorf war der Kampf hartnäckig und blutig; das Kartätschenfeuer aus dem Schloß trieb die Bracklower hier endlich zurück. Ihr Kapitän v. Hellmundt, ein geborner Altonaer, wurde hier durch den Arm geschossen. Der gefallene Bracklower ist ein Westfale.

**) Dies ist nach der Aussage des Schloßgärtners gewiß. Er sah die dänische Besatzung um 7 Uhr Abends in großer Unordnung das Schloß verlassen und nach langem Schwanken und Hin- und Herziehen bald links gegen das Pulverholz, bald rechts gegen die Flensburger Chaussee zu endlich sich für die letzte Richtung entscheiden.

daß dasselbe Volk gegen sie stritt, das so oft für sie ins Feuer ging! Es muß wohl Ärgernis kommen, aber wehe dem durch den es kommt. — Doch zur Sache. — Das Schloß war schon Abends geräumt, aber die Preußen wagten nicht dasselbe zu besetzen, weil die Pulverfässer im Keller und die angeblich nach Neuwerk hinunter gelegten Minen Vorsicht geboten. Schleswig war unser, die Hauptmasse der Dänen stand schon eine halbe Stunde rückwärts, die Schlacht war an allen Punkten gewonnen. Sonntag abend den 23. war das preußische Hauptquartier in Schleswig, wo General Wrangel und Fürst Radziwill sich befanden; der Oberst von Bonin hatte das seinige bei Dannewirke und Husby. Man sah die Bivouacfeuer teils südöstlich von Schleswig dicht bei der Stadt, teils nordwestlich in weiterer Entfernung. General Halkett mit den gar nicht bei dem Gefecht beteiligten Truppen des zehnten Armeekorps stand weit zurück bei Stentenmühle, in der Nähe von Duvenstedt.

Die Dänen hatten nach den Mitteilungen Schleswiger Bürger, die bei der Billetkommission beteiligt waren, in Schleswig etwa 10—12 000 Mann. Von den Preußen scheinen vier Regimenter (Garde und Linie) im Gefecht gewesen zu sein. Die Übermacht war unser, allein die Defensivstellung bei Schleswig ist so fest, daß die Preußen meinten, „wären sie drin gewesen, so hätte man sie trotz der Übermacht nicht so leicht geworfen". Die Dänen haben sich nicht schlecht geschlagen, aber auf freiem Felde hielten sie nie stand vor dem Hurra der Preußen; ihre Scharfschützen in den Knicken und ihre Kanonen töteten indes manchen Mann. Die absichtliche Täuschung der Gemeinen, daß die Preußen nicht kämen und daß sie sich nicht durch die als Preußen verkleideten Freischärler schrecken lassen möchten, scheint sich durch die Entmutigung der Truppen gerächt zu haben, als sie sich auf einmal den wirklichen Preußen gegenüber befanden. Über die Bravour der Preußen ist nur eine Stimme; die Offiziere sagten ihren Leuten, sie hätten ihnen die Arbeit auf zwei Tage verteilen wollen (wohl durch Nachziehen des Halkettschen Korps), aber sie hätten in einem Tage ein Ende gemacht. Und daß sie bald ein Ende

machen wollen, war in aller Truppen Munde; sie fühlen es, daß die Ehre Deutschlands eine entscheidende und schleunige Besiegung der Dänen erfordert und daß es langweilig wäre, sich mit den Dänen lange herumzuschlagen. Nicht minderes Lob als ihre Tapferkeit verdient die Humanität der Preußen, das leutselige und anerkennende Benehmen der Offiziere gegen ihre Soldaten, die herzliche Freude der Gemeinen, mit der sie einzelnen Offizieren nach dem Kampfe die Hand reichten, die Freundlichkeit der Befehlshaber, die Genügsamkeit der Soldaten gegen unsere so sehr in Anspruch genommenen Bauern, die kameradschaftliche Heiterkeit, mit der die aus dem Feuer kommenden Preußen unsere nachrückenden Bataillone begrüßten, der Edelsinn der preußischen Ärzte, die im heftigsten Feuer dänische Verwundete aus dem Gefechte trugen und ohne Unterschied von Freund und Feind eine gleiche Zahl von Preußen und von Dänen in den Lazaretten pflegen, — das alles versöhnt einigermaßen mit dem greulichen Bilde des Krieges. Hier ist für viele vieles zu lernen. Obwohl nur ein einzelner, darf ich doch im Namen aller meiner Landsleute den Preußen unsern Dank nicht bloß für ihre Hülfe, sondern noch weit mehr für solche Hülfe darbringen. — Den Verlust wage ich nicht zu taxieren. Die Schlacht war blutig, doch haben wir nach Verhältnis sehr viel mehr Verwundete als Tote. Von Kaiser Franz sind drei, von Alexander ein Offizier blessiert nach Rendsburg gebracht*); der Verlust des 20sten Regiments wurde mir zu 100 Mann angegeben. Der Verlust der Dänen muß indes viel bedeutender sein; überall lagen ihre Toten. An Gefangenen sind hier bis jetzt 61**) eingebracht; andere werden noch zurück sein. In Schleswig wurde mir wiederholt versichert, daß das ganze 13. Bataillon, das aus Schleswigern besteht, gefangen sei, und man zeigte mir sogar den Platz, wo sie unter Bedeckung standen. Es habe vom König das

*) Montag morgen bis 9 Uhr waren in die Rendsburger Lazarette 116 preußische Verwundete gebracht worden; die schwerer Blessierten liegen natürlich in Schleswig.

**) Heute abend spricht man von 200 Gefangenen.

Versprechen erhalten, nicht gegen seine Landsleute gebraucht und nur zur Besetzung des Schlosses verwendet zu werden; nach der Abreise des Königs sei ihnen indes das Versprechen nicht gehalten und so hätten sie sich gefangen nehmen lassen. Die Richtigkeit dieser Erzählung lasse ich auf sich beruhen*). Einzelne deutsche Gefangene aus Südschleswig habe ich selbst gesprochen; sie versicherten, daß alle Schleswiger und Holsteiner, auch die in der Garde, nur durch Furcht gezwungen, den Krieg mitgemacht und aus Mißtrauen zum Vorpostendienst und zu Detachements niemals verwendet worden seien. Die gute Behandlung der Gefangenen versteht sich bei uns von selbst. Wir freuten uns nicht wenig, als wir die ersten Rotröcke sahen, aber wir beleidigten sie mit keinem Hurra. Es war lustig anzusehen, wie unsre braven Förster einen von ihnen gefangenen Dänen nach Kräften fütterten und ihn durch jede mögliche Aufmerksamkeit zahm zu machen suchten.

An demselben Tage (den 23. April) operierte auch unser rechter Flügel (lauter schleswig-holsteinische Truppen), bestehend aus 900 Mann Linie und 1100 Mann Freischaren, unter Prinz Friedrich. Sie brachen auf aus der Gegend von Wittensee und zogen an Eckernförde vorüber ohne beunruhigt zu werden. Dies verdankten sie den dortigen Bauern, welche, angestiftet besonders von einem Viehhändler aus Husby, den in Osterby rekognoszierenden Dänen der Eckernförder Besatzung sorgfältig den Durchzug der Truppen verheimlichten und versicherten, daß die Preußen jedenfalls das Osterfest in Rendsburg feiern würden. So zogen die Unsrigen ungehindert über Osterby und Kosel (wo die zum Centrum abberufenen Bracklower sie verließen) auf die Schlei zu. Sie versuchten den Übergang auf zwei Punkten, bei Missunde, wo das Zastrowsche Korps Reguläre mit vier Kanonen überging, und weiter rechts bei Stubbe, wo die Freischaren die Schlei überschritten. Diese scheinen wenig Widerstand gefunden zu haben;

---

*) Sie scheint sich nicht zu bestätigen. Während des Straßenkampfes gingen mehrere aus Schleswig kommende Soldaten zu uns über.

sie trafen durch die Fürsorge der wackern Schiffer aus Cappeln und Arnis bei Stubbe eine solche Anzahl Böte an, daß um 5 Uhr morgens 70, um 11 Uhr morgens (den 23.) 700 Mann auf einmal übersetzten. Dem Zastrowschen Korps standen feindliche Truppen mit zwei Kanonen entgegen; diese wurden aber, die eine durch den ersten Schuß, die andere später demontiert und gegen 12 Uhr hinderten nur noch die hinter den Schanzen feuernden dänischen Plänkler den Übergang, den später der Major von Zastrow (vielleicht mit Hülfe der bei Stubbe übergegangenen und die Schlei hinaufrückenden Freischaren) forciert haben wird*). Die Zerstörung der Fähre scheint den Dänen nicht gelungen zu sein. Durch die Forcierung der Schleilinie ist die linke Flanke der Dänen bedroht, in welcher sie überdies die immer schlagfertigen Angler Bauern haben werden. Gegen die rechte Flanke steht die Brigade des General von Bonin in der Rückzugslinie; außerdem sah ich hinter Kropp, etwa auf dem halben Wege zwischen Rendsburg und Schleswig, einen starken Zug fast in gerader Linie westwärts ziehen, besonders Kavallerie (preußische Kürassiere und schleswig-holsteinische Dragoner), der vermutlich den Dänen sehr zur ungelegenen Zeit in der rechten Flanke erscheinen wird**). Ob es gelingen wird dem Feinde den Rückzug nach Flensburg abzuschneiden und ihn in Angeln zu erdrücken, werden wir bald erfahren.

Zuverlässige Briefe aus Schleswig melden uns, daß heute morgen früh unsere Avantgarde schon eine Stunde hinter Schleswig stand.

Ich füge noch ein Wort über den Jubel der Schleswiger hinzu, als die Befreier erschienen. Als wir die frohen Gesichter unter den Haustüren, das eifrige Herbeischleppen von Erfrischungen, die lange Reihe schwarz-rot-goldener Fahnen sahen, während wenige Schritte davon noch die dänischen Kanonenkugeln aus dem Schloß

*) Doch scheint heute die Verbindung zwischen den Truppen in Schleswig und denen des Prinzen noch nicht hergestellt.

**) Die Dragoner sollen heute bei Schuby stehen.

in die Häuser schlugen, da gingen manchem Manne die Augen über, der lange nicht geweint hatte. Wir hatten keine Empfehlung, als daß wir keine Dänen waren, wir waren simple Civilfreiwillige der unnützesten Art, aber dennoch nahmen uns die Bürger bei der Hand, zogen uns in ihre Häuser hinein und setzten uns die Fleischschüsseln vor, die für die Dänen bestimmt gewesen waren; wobei es denn an launigen Bemerkungen über die trotz täglich dreimaliger Fleischnahrung nimmer satten Danske, über die mißlautende Sprache, über die Bemühung der Propaganda die Soldaten täglich mit frischen — Liedern zu versorgen*) und ähnliche Dinge nicht fehlte. Dabei bedauerte man herzlich die armen Leute, die von den gewissenlosen Leitern in absichtlicher Unkenntnis gehalten wurden und erzählte sich die erbauliche Geschichte von den „falschen Preußen". Der Gerechtigkeit wegen will ich indes ein ähnliches, vielleicht absichtlich um die Furcht vor den dänischen Schiffen zu mindern, unter den Preußen verbreitetes Märchen nicht verschweigen, „daß der Prinz von Preußen im Begriff sei, mit einer englischen Flotte uns zu Hülfe zu eilen". Möchten alle Kriegslisten so unschuldig sein wie diese, wenn es eine ist! — Die Schleswiger rühmten die Gutmütigkeit und die Mannszucht der Dänen, und so herzlich sie den Dänen eine nachdrückliche Niederlage wünschen, so pflegte doch ein jeder seine Einquartierten davon auszunehmen. Dieselben Bürger, die die ersten Deutschen jubelnd in ihre Häuser führten, erzählten ihnen dann über Tisch, daß sie oben ein paar dänische Jäger versteckt hätten, die sie bei nächster Gelegenheit laufen lassen wollten. Dabei muß man nicht vergessen, was die Stadt gelitten hat. Vierzehn Tage lang haben sie, während natürlich alles Geschäft ruhte, zur Strafe für ihre deutsche Gesinnung auf ihre Kosten die dänische Hauptarmee in

---

*) Eines derselben schloß:

Og naar de Tydske all' er' död'
Da kommer den gode Tid.
Und sind die Deutschen alle tot,
So kommt die gute Zeit!

der oben angedeuteten reichlichen Weise unterhalten, täglich selbst an alle Vorposten Wagen mit frischem Fleisch und anderen Vorräten absenden müssen (was wir übrigens nicht vergessen dürfen den Dänen für die künftige Abrechnung ins Debet zu schreiben). Dabei wurden die wenigen gebliebenen Beamten und Notabeln auf jede erdenkliche Weise gehudelt und verfolgt; in Ermangelung anderer schleppte man selbst die Prediger fort, wenn sie nur irgend dieser Ehre würdig waren. Wir werden genauere Berichte über diesen totgeborenen Danisierungsplan Schleswigs nachliefern; aber wir dürfen nicht verschweigen, welchen tapfern und gesinnungsvollen passiven Widerstand die nicht geflüchteten Schleswiger dem dänischen Drucke entgegensetzten. Die schwarz-rot-goldenen Fahnen mußten natürlich nach dem traurigen Abend des 10. d. verschwinden; aber keine rot und weiße zeigte sich. Die wenigen geborenen Dänen, die es beabsichtigten, unterließen es infolge der Drohungen ihrer deutschen Mitbürger. Die dänischen Kommissäre versuchten vergebens die erledigten Stellen zu besetzen; man bot die Ämter förmlich aus, sogar an Subalternbeamte, man ließ ab von den anfangs gestellten Bedingungen, man warb, man bat um Übernahme des Amtes — die Antwort war, man habe die Provisorische Regierung anerkannt. Dem Pastor Haack in Friedrichsberg wurde noch am 22. d. aufgegeben, eine Verfügung der Regierungskommission p. t. zu Hadersleben zu publicieren; er weigerte sich. Man holte ihn mit Dragonern ab; da ließ er sich einen Revers ausstellen: daß er die Verordnung proklamiere, um der Arrestation zu entgehen, und übrigens dagegen protestiere, daß aus dieser Publikation eine Anerkennung der Regierungskommission gefolgert werde. Dem Hardesvogt Sarauw wurde ich weiß nicht mehr welche Amtmannsstelle ohne alle Bedingung angeboten; er erklärte, daß er sie annehme unter einer Bedingung: daß Schleswig aufgenommen werde in den Deutschen Bund. Wahrlich, wenn es eine Ehre für Schleswig war mit Deutschland vereinigt zu werden, so ist es auch eine Ehre für Deutschland, daß Schleswig eine deutsche Stadt ist.

Ich schließe hier meinen kurzen Bericht über die Einnahme Schleswigs, der wenigstens den Vorzug hat, zum Teil auf eigener Anschauung zu beruhen. Militärische Irrtümer wird man dem Civilisten verzeihen; vielleicht hört man aber bei einem Kriege, wo die Taktik nicht alles ist, auch nicht ungern, wie es um die Herzen der Schleswiger steht. Die offiziellen Berichte werden hoffentlich nicht ausbleiben. Es war ein schneller und ein schöner Sieg; kein Schleswig-Holsteiner wird es je vergessen, wie am Ostertage 1848 die Preußen bei Schleswig die Auferstehung Deutschlands gefeiert haben.

DIE ANNEXION SCHLESWIG-HOLSTEINS.

EIN SENDSCHREIBEN AN DIE WAHLMÄNNER DER STADT HALLE UND DES SAALKREISES*).

Es ist Ihnen, meine Herren, ohne Zweifel bekannt, daß die zwei großen liberalen Fraktionen des Abgeordnetenhauses sich beide mit großer Mehrzahl dafür entschieden haben die schleswig-holsteinische Sache vorläufig nicht im Hause zur Verhandlung zu bringen**). Zu diesem Beschluß, dem auch ich zugestimmt habe, führte, wenn ich nicht irre, hauptsächlich die folgende Erwägung. Daß ein Beschluß des Preußischen Abgeordnetenhauses in den jetzigen Gang der Dinge bestimmend eingreifen könnte, erwartet niemand, weder im Hause noch im Lande. Sie haben uns das Mandat gegeben, Herrn von Bismarck und den Seinigen gegenüber die Verfassung zu verteidigen und wir suchen demselben zu genügen; bei den Verhältnissen, die dieser Kampf angenommen hat, ist zwischen dem jetzigen Ministerium und dem jetzigen Abgeordnetenhause jede Verständigung selbst auf dem hiervon nicht unmittelbar berührten Gebiet ausgeschlossen und ist es unmöglich geworden, daß Regierung und Landesvertretung die großen Fragen der Zukunft Preußens und Deutschlands gemeinschaftlich auch nur erörtern. Die Regierung will den Rat des Landtags nicht hören und der Landtag fühlt sich nicht veranlaßt, denjenigen, die seine

*) Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1865.

**) Kommt der am heutigen Tage im Abgeordnetenhause vorgelegte Gesetzentwurf über Bewilligung einer Anleihe von 10 Millionen für Marinezwecke in der Tat in dieser Session zur Verhandlung, so wird diese unzweifelhaft eine Debatte über die schleswig-holsteinische Frage herbeiführen; ob aber auch einen Beschluß des Hauses über dieselbe, läßt sich zur Zeit noch nicht sagen. — 5. April.

Rechtsforderungen in den Papierkorb werfen, auch seine Ratschläge noch zu gleicher Verwendung vorzutragen.

Indes auch wer damit einverstanden ist, wird doch vielleicht das jetzige Stillschweigen des Hauses deshalb tadeln, weil die vielfach geteilte öffentliche Meinung in Preußen an seinem Spruch wahrscheinlich einen Anhalt, die Gärung in den Herzogtümern vielleicht darin Hoffnung und Beruhigung gefunden haben würde. Darauf kann nur erwidert werden, daß die Ansichten, wenn auch nicht über die letzten Ziele, doch über die Wege und Mittel so sehr geteilt sind, daß auf eine eingehende und von einer ansehnlichen Majorität getragene Darlegung derselben hat verzichtet werden müssen. Eben dieser Umstand ist es, der mich bestimmt, meine persönliche Meinung Ihnen darzulegen. Freilich liegt das Bedenken nahe, ob ein derartiges Aussprechen die Verwirrung nicht eher noch vermehren wird. Sie werden mich nicht zu jenen Einfältigen zählen, die mit ihrer individuellen Beantwortung solcher überhaupt von einem einzelnen nicht zu erledigender Fragen den Stein der Weisen gefunden zu haben meinen. Indes eine rücksichtslos wahrhafte Erörterung der wichtigen Angelegenheit vor dem Publikum kann wenn nicht viel, doch einiges nützen und wird wenigstens Ihnen, meine Herren, die Sie mir ohne detaillierte Kenntnis meiner politischen Ansichten Ihr Vertrauen entgegengetragen haben, Antwort geben auf eine Reihe von Fragen, die Sie ein Recht haben, an mich zu tun.

Daß ich Ihnen, meine Herren, dies nicht mündlich sage, wie das früher meine Absicht war, sondern diesen Weg der Mitteilung einschlage, hat einen persönlichen Grund. Die öffentlichen Blätter haben bei Besprechung der letzten Verhandlungen mich öfter als „Annexionisten“ bezeichnet; und sie hatten darin ganz recht, nur daß ich Annexionist bin in meinem Sinne, nicht im Sinne sehr vieler, die sich ebenso nennen. In welchem Sinne aber ich es bin, das möchte ich einmal den zahlreichen Bekannten und Freunden in meiner schleswig-holsteinischen Heimat und in der schleswig-holsteinischen Diaspora auseinandersetzen, damit nicht Phrasen und

Irrtümer uns ohne Not entfremden. Ich habe nichts Neues und Besonderes über die Sache vorzubringen; diese Blätter sind kein Parteimanifest und verlangen keine Beachtung in weiteren Kreisen; aber meine alten Freunde und lieben Genossen bitte ich sie nicht ungelesen zu lassen.

Berlin, den 4. April 1865.

Es geht langsam im lieben Vaterlande. Wer da etwa meinte, daß die schleswig-holsteinische Frage in dem Augenblick gelöst sei, als endlich unser gutes Recht zu seinem Schwerte und unser gutes Schwert zu seinem Rechte kam, der hatte sich die deutsche Erbsünde der Gutmütigkeit noch nicht hinreichend abgewöhnt. Von den ohnmächtigen Anmaßungen der Engländer hat uns ein scharfes Wort, von den ohnmächtigen Übergriffen der Dänen ein scharfer Schlag befreit: wer befreit uns von der inneren Zwietracht und findet jenes Wort, das die Interessen ausgleicht, die Herzen einigt, das Gemeingefühl, das eben an dieser großen Frage sich völlig zu zersetzen droht, wieder in sein Recht einsetzt?

Zu finden freilich ist dies Wort nicht schwer; sind ja doch die tiefsten und fruchtbarsten Gedanken immer auch die einfachsten und können, wie die Sonne am Himmel, nur von dem übersehen werden, der die Augen zumacht. Es heißt Deutsches Parlament. Hätten wir dies, wo wäre der schleswig-holsteinische Partikularismus und die preußische Annexionslust, wo das Regiment der Herren von Zedlitz und Halbhuber und die Schleswig-holsteinische Zeitung des preußenfresserischen Herrn Martin May aus Schlesien! Aber wir haben es nicht und leben in dem provisorischen Zustand, der Deutschland weder darstellt noch verbindet und den man darum den Deutschen Bund nennt. Nun sind die den Fremden entrissenen Elbherzogtümer in dieses Verhältnis einzufügen und haben in dem großen Wirrsal, in dem nichts zueinander paßt und ineinander fugt, nichts ganz und definitiv ist, ihre vorläufige Stelle zu finden.

Ihr Wunsch, dieselbe bald angewiesen zu erhalten und aus dem jetzigen sogenannten Provisorium herauszukommen, ist in der Tat mehr bescheiden als verständig. Sie mögen mit uns andern sich trösten; wir leben alle in Deutschland im politischen Provisorium und nur die längere Gewöhnung macht den Bewohnern der übrigen deutschen Vaterländer ihre analogen quasistaatlichen Zustände erträglicher. Es ist gar nicht abzusehen, warum unter dem Scepter. das vorne schwarz-weiß und hinten schwarz-gelb ist, nicht ebenso leidlich sollte auszukommen sein wie in Hessen oder in Nassau. und wenn sich die Schleswig-Holsteiner darüber beklagen, daß in ihrem Provisorium eigentlich gar nicht regiert wird, so gibt es manches definitive deutsche Vaterland, das sie um diese Entbehrung beneidet.

Indes nehmen wir die Frage, wie sie an uns gestellt wird. zunächst an uns Preußen. Was kann, wie die Dinge einmal liegen, darin geschehen? was ist zur Zeit die leidlichste Lösung dieser peinlichen Verwirrung? Können und dürfen wir Preußen dazu helfen, die Elbherzogtümer, da es ein einiges Deutschland zur Zeit nicht gibt, vorläufig preußisch zu machen? Oder sind wir dazu verurteilt, eine jener Pseudosouveränitäten mehr daselbst begründen zu sollen, die von dem Staate alles haben, nur mit Ausnahme dessen, was groß und was national ist?

Die Antwort auf diese Fragen ist keine einfache.

Die Annexion der Elbherzogtümer ist in Preußen bis zu einem gewissen Grade populär, und es ist das kein Wunder. Die Verleumdung verdienen wir freilich nicht, daß wir uns von unseren Waffenerfolgen hätten berauschen lassen und nun als notwendige Folge der Gloire die Conquête erwarteten. Wir haben uns gefreut über die bei dieser Gelegenheit entwickelte technische Vorzüglichkeit unseres Militärwesens, über die tapfere und frische Haltung unserer jungen Soldaten und Matrosen und beiläufig auch über die sehr zur gelegenen Zeit gelieferte praktische Demonstration der vollkommenen Überflüssigkeit der dreijährigen Dienstzeit. Aber wir sind nicht ein so unkriegerisches Volk, um in der Besiegung

der kleinen schlecht geführten und von Haus aus demoralisierten dänischen Armee mehr zu sehen, als die einem ungezogenen Buben wohlverdient erteilte Züchtigung; und nicht ein so vergeßliches Volk, um diese unsere „Taten“ so ohne weiteres, wie es in gewissen Kreisen jetzt zweckmäßig gefunden wird, den Tagen von Fehrbellin und Leuthen, von Leipzig und Belle-Alliance „anzureihen“. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, das berechtigte Selbstgefühl der Preußen ist weit mehr als durch den Sieg bei Düppel gehoben worden durch den in London. Ein europäischer Kongreß, auf dem Preußen einen eigenen Willen hat und geltend macht, auf dem die Erbitterung der deutschen Nation vor allem gegen den tückischen Neid Englands ihren praktischen Ausdruck findet, auf dem es vor der ganzen Welt offenbar wird, daß Preußen seit fünfzig Jahren nur eines gefehlt hat, um mehr zu sein als das fünfte Rad am Wagen Europas: Mut und Selbstvertrauen — ein solcher Kongreß, mag der Staatsmann, der dabei Preußen vertrat, heißen wie er wolle, ist hoffentlich ein Abschnitt in der Geschichte Preußens. Die Epoche des Kleinmuts, sei es des feigen Schutzsuchens unserer Feudalen bei der Gesamtbürgerschaft der Ostmächte, sei es des ängstlichen Lavierens unserer Gothaer Neutralen, ist damit zu Ende und Gott gebe auf immer! Überhebung ist gefährlich, für den einzelnen wie für den Staat; aber nichts ist so selbstmörderisch wie die Feigheit.

Nicht der Siegesrausch macht die Annexion in Preußen populär; aber wohl erblicken viele unserer Landsleute darin den Anfang der Einigung Deutschlands. Das Gefühl, daß die staatlichen Zustände der nichtpreußischen Deutschen dem wahrhaft nationalen Staate noch weit ferner stehen als unsere eigenen, ist in Preußen sehr lebhaft; man nennt dies unser preußisches Selbstgefühl und da man nicht im stande ist, ein entsprechendes württembergisches und so weiter dagegen aufzubringen, findet man es unerträglich. Es ist aber eben da und hat auch ein gutes Recht da zu sein. Von diesem Selbstgefühl, von dem Gefühl, daß die am mindesten unvollkommene Realisierung des zukünftigen deutschen Staats

gegenwärtig der preußische ist, ist es der ganz natürliche Ausdruck, daß ein großer Teil der Preußen die Zukunft Deutschlands in der Ausdehnung des preußischen Einheitsstaats sieht und der Meinung ist, ein jeder Schritt Preußens in das nichtpreußische Deutschland hinein sei ein Schritt vorwärts zu dem großen Endziel. Darauf beruht beispielsweise die Popularität des Zollvereins auch in Preußen, obwohl derselbe finanziell uns keineswegs günstig ist; darauf großenteils die Popularität der vor wenigen Tagen im Abgeordnetenhaus gefallenen Bankvorlage; darauf, daß die exorbitante Militärlast von unserem Volk mit Freudigkeit ertragen ward, bis man sie allzu arg überspannte; darauf, daß wenige Dinge so allgemein in Preußen gewünscht werden wie die Herstellung einer wirklichen Flotte, obwohl es klar vor Augen liegt, daß die sicherste Grundlage des preußischen Staates, unsere balancierten Finanzen, durch die Übernahme dieser Verpflichtung ins Schwanken kommen kann. Unseren lieben süddeutschen Freunden steht es frei das Eroberungslust zu nennen; wer die Preußen etwas besser kennt und kennen will, dem wird es deutlich sein, daß hierbei weit weniger von Lust die Rede ist als von Pflicht. Die Vorstellungen unserer Landsleute über die Mittel und Wege, um zum Ziele zu gelangen, sind allerdings großenteils unklar und häufig verkehrt. Sie ermangeln ferner fast durchgängig derjenigen Höflichkeit, deren man sich gegen seine Nachbaren befleißigen sollte; wir müssen es leider bekennen, daß man nicht bloß in Schwaben grobe Reden führt über die Unbequemlichkeit des Staates Preußen, sondern auch in Preußen über die Entbehrlichkeit des Staates Schwaben. Das mag und muß man tadeln; aber die Grundlage, aus der alles dieses in Preußen entspringt, ist doch das *noblesse oblige*; und daß dieses in Preußen vom Schloß bis zur Hütte von allen Edlen der Nation empfunden wird, das ist doch die Hoffnung Deutschlands. Angewendet aber auf den gegenwärtigen Fall heißt dies: warum soll Preußen in den Elbherzogtümern einen neuen Kleinstaat, das heißt einen neuen Gegner, eine neue Nullität, ein Schwaben des Nordens errichten helfen? warum nicht Deutsch-

lands Einigung da, wo sie möglich ist, sofort realisieren, das heißt annektieren?

Es sollen hier nicht die politischen Chancen für und wider die Ausführbarkeit der Annexion erörtert werden. Wie die Dinge jetzt liegen, wird der unbefangen Urteilende darüber nicht im Zweifel sein, daß man sich darüber nach beiden Seiten hin täuscht. Die Behauptung, daß die Annexion lediglich von dem Willen Preußens abhange, ist ebenso falsch wie die entgegengesetzte, daß Preußen zur Zeit, und namentlich während des inneren Konflikts, nicht vermögen werde die Annexion zu vollziehen. Die großen Schwierigkeiten der Annexion liegen jedem vor Augen; aber auch die Eventualitäten, unter denen dieselbe durchführbar sein würde, keineswegs außer dem Bereich der Möglichkeit, und die Verfassungskrise, in der wir uns befinden, könnte ebensowohl und vielleicht eher eine Ursache werden, die Annexion zu vollziehen als sie zu unterlassen. Es wäre wenigstens nicht der erste Versuch, innere Kämpfe zu erledigen durch äußere Erfolge und durch diejenigen Verwickelungen, die im Gefolge solcher Erfolge sich einzustellen pflegen. Daß die Annexion demnächst — was nicht heißen soll in den nächsten Monaten — realisiert wird und selbst ohne besonderen Anstoß realisirt wird, ist nicht undenkbar. Freilich würde sie damit noch keineswegs definitiv durchgeführt sein: in der Politik ist das Erlangen leichter als das Behaupten; und wenn Schlesien mit einer Schlacht erobert ward, so ward es doch erst im Siebenjährigen Kriege gewonnen. Aber um diese näheren oder ferneren Möglichkeiten handelt es sich hier nicht; sie gehen zur Zeit uns nicht einmal näher an. Denn das Volk und seine Vertreter üben zur Zeit einen unmittelbaren Einfluß auf die Politik des Herrn von Bismarck in keiner Weise aus — hat derselbe es doch nicht einmal der Mühe wert gefunden, dem Landtag den Wiener Friedensvertrag zur Kenntnisnahme vorzulegen. Das preußische Volk kann zur Zeit die Annexion weder herbeiführen noch verhindern; aber darum ist es noch keineswegs gleichgültig, wie es sich zu ihr verhält. Bei jedem wichtigen den Staat in neue Bahnen und neue

Gefahren führenden Regierungsakt entscheidet zuletzt der Wille des Volkes, das die Tat zu vertreten, jene Gefahren zu bestehen hat; und der vorläufige Ausdruck dieses Willens ist die öffentliche Meinung. Geschieht die Annexion im Widerspruch mit dieser, so wird sie endigen wie die Hannovers im Jahre 1805; geschieht sie von dieser getragen, so mag sie definitiv werden wie die von Sachsen und Schlesien. Mögen diejenigen, die sie herbeiwünschen, es wohl bedenken, wozu sie sich damit verpflichten.

Ist denn nun jene Meinung, daß das einzig wünschenswerte Ergebnis der schleswig-holsteinischen Krise die Einverleibung der Herzogtümer in Preußen sei, nicht bloß populär, sondern auch richtig?

Zu der Anschauung, daß die deutsche Frage durch allmähliche Inkorporierung der übrigen deutschen Staaten gelöst werden könne, wird sich kaum ein politisch Denkender bekennen. Was wäre damit erreicht, wenn Baden morgen eine preußische Provinz würde? Unser Staat wäre nicht wesentlich stärker und sehr wesentlich mehr gefährdet; Preußen hätte kaum etwas gewonnen, Deutschland an freier Regung und eigenartiger Selbstentwicklung verloren; die Stimmung der übrigen deutschen Landschaften würde derjenigen gleichen der Genossen des Odysseus in der Höhle des Polyphemos; man hätte in dieser kleinen Krise alle Gefahren der großen und keinen ihrer Erfolge. In dieser Weise wird die deutsche Frage nicht gelöst, sondern nur immer weiter von ihrer Lösung abgeführt; nicht den Weg der Reunion darf sie gehen, den der Reichsdeputationshauptschluß und der Rheinbund schimpflichen Andenkens ihr vorgezeichnet haben, und dessen Ergebnisse die gefährlichsten Hindernisse der deutschen Einheit sind, jene vier um den Blocksberg der großen Politik herumtrippelnden Halbhexen, jene nicht parvenierten Parvenus, die vier deutschen Königtümer von Napoleons Gnaden; sondern nur den Weg, den der Zollverein und in umfassenderer Weise das Frankfurter Parlament gewiesen, einer großen für alle gemeinsamen, nach Möglichkeit die Selbständigkeit der einzelnen Landschaften schonenden, aber wo dies nicht mög-

lich ist, unerbittlich durchgreifenden Generalmediatisierung. Insofern ist es die Pflicht jedes Patrioten, jene rohe Ansicht, als könne die deutsche Frage gelöst werden durch den Prozeß, durch den der große Grundbesitzer Faust die Hütte des Philemon erobert, auf das entschiedenste zu bekämpfen; wie es denn überhaupt bezeichnend für den Wert dieser Ansicht ist, daß sie vorzugsweise in den unteren Volksschichten sich findet, und selbst diejenigen in den oberen, die sie teilen, sich ihrer einigermaßen schämen und sich ungern laut dazu bekennen. Ist es uns vergönnt die praktische Wiederaufnahme des großen Gedankens, der in der Paulskirche waltete, noch selber zu erleben, so wird alsdann für dieses Ziel jedes Mittel, auch das der Gewalt gerechtfertigt sein; denn die Notwendigkeit und die Nation reden beide im kategorischen Imperativ, und da der nationale Staat jede Wunde heilen kann, darf er auch jede schlagen. Aber dem zur Zeit bestehenden allgemeinen Provisorium, auch dem jetzigen Preußen fehlt zu solchem großen Tun noch etwas mehr als die Legitimation; es kann die gewaltsame Reunion eines einzelnen deutschen Staates den allgemeinen und endlichen Erfolg nur erschweren.

Zu diesen allgemeinen Erwägungen, die gegen die Einverleibung auf dem Wege der Gewalt sprechen, kommen noch die besonderen Umstände dieses Falles. Die durch nichts als das Recht des Stärkeren legitimierte Inkorporierung ist immer ein Akt der Brutalität, die darum nicht aufhört zu sein, was sie ist, weil die Weltgeschichte an Präcedenzfällen keinen Mangel hat und diese Brutalität unter ihre wichtigsten Faktoren zu zählen nicht umhin kann. Aber in dem vorliegenden Fall würde das sogenannte Recht des Stärkeren noch einen üblen Zusatz von Perfidie in sich tragen. Man kann es nur billigen, daß unsere Regierung sich durchaus gehütet hat, die gewaltsame Annexion als in ihrem Plane liegend zu bezeichnen; sie würde, wenn sie es täte, die alte Bezeichnung des schlimmsten Frevlers am fremden Gut, die des *fur violentus* auf sich herabziehen. Nicht mit seinem Recht hat Preußen in London die europäische Diplomatie aus den Felde geschlagen;

nicht für Vorschiebung der schwarzweißen Grenzpfähle glaubten unsere jungen Leute zu sterben, die in Schleswig die dänische Kugel traf. Eroberung ist nicht der beste aller möglichen Rechtstitel; aber er ist besser als dieser Indifferenzpunkt von Gewalt und Betrug, den unter den obwaltenden Umständen die gewaltsame Inkorporierung der Herzogtümer darstellen würde. Würde also das preußische Wappen mit den beiden Löwen und dem Nesselblatt bereichert, so sollte man wenigstens die Löwen verwandeln in die Löwenschlange der alten Fabeln, und bei der Nessel daran sich erinnern, daß man so liegt, wie man sich bettet. Die Schleswig-Holsteiner sind eigensinnige Leute; sie haben den Dänen gezeigt, was es heißt, sich in die Nesseln setzen, und sie könnten damit fortfahren. Es ist schon erinnert worden an das warnende Beispiel der Annexion Hannovers; die Annexion Schleswig-Holsteins wider dessen Willen würde anderer Art, aber nicht minder ein Fleck sein auf dem Schilde Preußens, und nicht minder ein Fehler. Herr von Bismarck, sagt man, geht in den Herzogtümern auf moralische Eroberungen aus; wir wünschen ihm sehr aufrichtig den besten Erfolg und womöglich solche Prediger, die nicht selber eine Warnung gegen ihre Predigt sind. Davor aber, daß er je daselbst auf nicht bloß unmoralische, sondern ehrlose Eroberungen ausgehe, davor wolle Gott nicht sowohl die Herzogtümer, als vor allem Preußen bewahren.

Diese gewaltsame Annexion also wollen wir um keinen Preis, denn wir dürfen sie nicht wollen. Das Gesagte aber bedarf einer Einschränkung. Die Sicherung der deutschen Grenze und der deutschen Meere kann nicht warten, bis das einige Deutschland fertig ist; ja man kann wohl sagen, wie nichts geschaffen werden kann als was gewissermaßen schon da ist, so ist für die Herstellung der formellen deutschen Einheit die Vorbedingung die Herstellung ihrer wichtigsten materiellen Konsequenzen. Darauf ruht der Zollverein und was dem sich anschließt; und es ist ein erfreulicher Vorbote der Zukunft, daß er, trotz seiner dem polnischen Reichstag entlehnten Verfassung, doch sich stärker bewiesen

hat, als alle Antipathie unserer lieben Freunde im außerpreußischen Deutschland zusammengenommen. Wir wollen allgemein Anerkanntes nicht wiederholen. Die Elbherzogtümer gebieten über die Mündung des wichtigsten deutschen Stromes; sie sind das Bindeglied zwischen der innern und der äußern deutschen See, der Schlüssel zum Weltmeer und zur Weltpolitik; und das alles ist ein totes Gut in ihrer eigenen Hand, in der Hand Preußens das Stammkapital der maritimen Zukunft der Nation. Die Elbherzogtümer sind ferner von hoher militärischer Wichtigkeit und dem Angriff vorzugsweise ausgesetzt, nicht bloß als erst neuerlichst, und vielleicht nicht zum letztenmal, mit den Waffen den Ausländern entrissenes Gebiet, sondern auch infolge der heutigen der Seeinvasion mehr und mehr sich zuwendenden Strategik; Deutschland wird keinen großen Krieg führen können, ohne sich der Elbmündung und der schleswig-holsteinischen Ostseehäfen versichert zu halten, und die Zeit des ewigen Friedens ist noch fern. Deutschland hat das Recht und also Preußen die Pflicht nicht schlechthin, aber in militärischer und maritimer Beziehung sich die Elbherzogtümer zu annektieren. Denn darüber wollen wir uns nicht täuschen: Annexion ist dies auch, nur eine partielle.

Über die Berechtigung dieser Forderungen ist man ja auch der Hauptsache nach wenigstens in Norddeutschland einig, sogar bis herab zu Seiner Majestät dem König Georg von Hannover. Man streitet im wesentlichen nur über ein Mehr oder Minder und über die Form, in welcher diese Forderungen zu realisieren sein werden; und auch hierüber scheint eine Ausgleichung nicht gerade besonders schwierig, vorausgesetzt, daß man eine solche auf beiden Seiten ehrlich und ernstlich will. In einer Darlegung, wie die gegenwärtige ist, auf das Besondere einzugehen, kann kaum von Nutzen sein. Dasjenige, was Preußen in der Wiener Depesche gefordert, und dasjenige, was die Vertreter des schleswig-holsteinischen Partikularismus in der letzten Berliner Versammlung des Sechsunddreißiger-Ausschusses zugestanden haben, liegt nicht so weit auseinander, daß in dieser Frage nicht zur Einigung zu gelangen

sein sollte. Daß in maritimer Hinsicht wesentliche Territorial-Abtretungen und die Verfügung über die ganze seediensttüchtige Mannschaft der Herzogtümer, ebenso die Übernahme des jedesmaligen preußischen Marinebudgets auf die Herzogtümer nach Verhältnis der Kopfzahl Preußen gebührt, darüber ist kein Streit und nur noch hinzuzufügen, daß die für die Herstellung einer effektiven Flotte erforderlichen großen Staatsanlehen in dem gleichen Verhältnis von den Herzogtümern zu übernehmen sein werden, da sie ja nichts sind als Anticipationen der künftigen Marinebudgets. In militärischer Hinsicht wird Preußen nach unserer Ansicht mit einer ewigen Konvention sich begnügen und auf die vollständige Einreihung der schleswig-holsteinischen Truppen in die preußische Armee verzichten können, um so mehr als voraussichtlich die Mannschaften daselbst vorzugsweise beim Seedienst Verwendung finden werden. Wohl aber wird es notwendig sein festzusetzen, daß die Stärke der schleswig-holsteinischen Armee, natürlich unter Anrechnung der daselbst für den Seedienst ausgehobenen Leute, sich nach derjenigen der preußischen verhältnismäßig zu richten hat, da sonst die Regierung der Herzogtümer jene etwa auf das holsteinische Bundeskontingent würde beschränken und damit die Konvention illusorisch machen können. Auch die Ernennung der Offiziere von Generalsrang wird demjenigen Regenten zustehen müssen, der allein befugt ist, die schleswig-holsteinische Armee im Kriege zu gebrauchen. Weiter zu gehen würde nicht ratsam sein. Die Untersagung des diplomatischen Verkehrs wird man füglich dem gesunden Menschenverstand der schleswig-holsteinischen Bauern überlassen können, die hoffentlich in Zukunft an Pariser Ambassadeuren ihres Landesherrn ebensowenig Geschmack finden werden als sie etwa zur Zeit an Pariser Ambassaden ihres Anwärters finden würden; vor allen Dingen aber ist es nicht praktisch, offizielle Missionen zu verbieten, da man offiziöse doch einmal nicht verbieten kann. Endlich den Beitritt zum Zollverein wird man auch getrost im gewöhnlichen Vertragswege erwarten dürfen. Seit zwischen Dänemark und den Herzogtümern die Zolllinie sich ge-

zogen hat, werden diese kaum auf die Dauer sich dem Eintritt in den großen deutschen Verband zu entziehen und in ihrer Isolierung zu verharren im stande sein, auch wenn sie es wollten, was wir nicht glauben. Es scheint nicht wünschenswert die Grundlage des Zollvereins, die freie Einigung, durch den erzwungenen Beitritt der Elbherzogtümer zu alterieren und den eben noch an ihrem letzten handelspolitischen Fiasko ruminierenden Großmächten Reindeutschlands Gelegenheit zu der Erklärung zu geben, daß sie den Eintritt der Elbherzogtümer unter diesen Umständen sich verbitten müßten.

Die in der Bismarckschen Depesche aufgestellten Forderungen möchten also wohl einer wesentlichen Ermäßigung fähig sein und im ganzen die von Herrn May und Genossen gemachten Zugeständnisse genügen. Keineswegs aber soll damit der Ansicht das Wort geredet werden, als sei dasjenige, was der engere Ausschuß der sogenannten schleswig-holsteinischen Vereine auf der Berliner Versammlung zugestanden hat, unwiderruflich die äußerste Grenze der von den Herzogtümern zu gewährenden Konzessionen. An Kontroversen über den Fahneneid und über Post- und Telegraphenwesen wird die Übereinkunft sich nicht zerschlagen, wenn sie sonst in den Hauptsachen erreicht ist; und überall kann die Erörterung dieser Frage zur Zeit in der Presse und in den Vereinen selbstverständlich nur eine durchaus vorläufige sein.

Schwieriger wird es sein sich zu verständigen über die Form, in welcher die Forderungen Preußens durch die künftige Regierung und Vertretung Schleswig-Holsteins zu legalisieren sein werden. Man sagt häufig, und im nichtpreußischen Deutschland und in den Herzogtümern selbst ist dies wohl die Ansicht der großen Majorität, daß der einzig legale Weg zu diesem Ziele derjenige sei, die Landesversammlung der Herzogtümer einzuberufen, und von dieser die Annahme jener Forderungen zu erwarten. Die Legitimisten und die partikularistischen Demokraten, beide, namentlich aber jene in den Herzogtümern besonders zur Zeit vorwiegend und wunderlich miteinander verquickt, sind in dieser Forderung

einig, obwohl aus sehr verschiedenen Gründen. Jene erwarten, daß der erste Akt der Landesversammlung die Einsetzung des Herzogs Friedrich sein werde und wollen sodann den Vertrag mit Preußen nach der hergebrachten Schablone abschließen; diese fordern das Selbstbestimmungsrecht des schleswig-holsteinischen Volkes ganz und unverkürzt. Jener Ansicht soll die formale Konsequenz nicht abgesprochen werden; aber die Behauptung, daß Schleswig-Holstein ein Staat von vierhundertjähriger Dauer und der Regierungsantritt des Herzogs Friedrich ein gewöhnlicher Successionsfall sei, ist einfach eine Absurdität und die desfälligen erb- und staatsrechtlichen Demonstrationen des prätendierenden Legitimismus haben, auf diese Spitze getrieben, das gewöhnliche Schicksal, nicht widerlegt, aber überhört und vergessen zu werden. Das Selbstbestimmungsrecht ferner des schleswig-holsteinischen Volkes ist an sich vollkommen berechtigt; aber es ist kein unbedingtes, sondern findet seine Schranken an den allgemeinen Interessen der deutschen Nation. Denn es gibt eben kein schleswig-holsteinisches Volk, sondern nur ein deutsches und wo dieses spricht, hat jenes zu gehorchen. Sowenig es der Stadt Saarlouis freisteht, darüber zu bestimmen, ob sie preußisch oder französisch sein will; sowenig die Stadt Stettin darüber abzustimmen hat, ob sie Festung sein will oder nicht, so wenig kann die Zukunft der deutschen Flotte, die gebührende Sicherung der deutschen Nordgrenzen abhängig gemacht werden von dem guten Willen der Bewohner Schleswig-Holsteins. Wir kennen sie wohl, diese Gattung von Partikularismus, die schlimmste von allen, die den beiden großen Grundgedanken der wahren Demokratie, dem Prinzip der Nationalität und dem Prinzip der Majorität zugleich ins Gesicht schlägt, noch von der Paulskirche her; ihre faktiöse Opposition gegen die deutsche Verfassung, weil ihr die preußische Spitze und einiges andere darin mißfiel, auch damals verbündet mit derjenigen der legitimistischen Partikularisten, hat nicht am wenigsten dazu beigetragen die Nation um die Früchte jenes großen Jahres zu betrügen. Sie hat die bittere Kritik wohl verdient, daß schließlich

der französische Autokrat sie verwendet hat um seine italienischen Eroberungen mit ihr demokratisch zu überfirnissen. Wohl ist es auch in dieser Hinsicht ein Unglück, daß eine formell berechtigte deutsche Centralgewalt zur Zeit nicht existiert und Preußen seine Legitimation nur aus der zwingenden Macht der Verhältnisse hernimmt; mancher Kurzsichtige mag dies nicht zu begreifen vermögen, mancher Einsichtige mit Erfolg sich selber belügen. Aber die Sache selbst wird darum nicht anders: unter Umständen hat der Geschäftsführer ohne Auftrag gerade so viel Pflichten und so viel Rechte wie der Mandatar. Die Schleswig-Holsteiner vor allem sollten dies nicht verkennen. Unter den vielen Tausenden von elenden Tagen, die sie in der dänischen Zwingherrschaft der letzten Decennien zubrachten, ist keiner zu Ende gegangen, ohne daß Tausende und aber Tausende dort die Preußen herbeigerufen hätten gegen die Dänen als das Schwert von Deutschland. Wollten sie wirklich jetzt, wo das Schwert geblitzt und getroffen hat, wo dasselbe sich anschickt weithin über die deutschen Meere sich auszustrecken, wollten sie jetzt auch nur sagen: wir acceptieren nicht, wir paktieren — nun, der Pöbel aller Sorten in Deutschland würde ihnen freilich Bravo rufen, aber von den Besseren in Deutschland wäre die Antwort: Pfui!

Indes nicht bloß diese prinzipiellen, wenn man will idealen Bedenken sprechen dafür, hinsichtlich der mit Recht von Preußen gestellten Forderungen den Herzogtümern das Vereinbarungs- oder Mitbestimmungsrecht nicht zu gestatten. Wer mit den Verhältnissen einigermaßen bekannt ist, wird es zweifelhaft finden, nicht ob der künftige Landesherr seine Einwilligung gibt, die wohl nach Beseitigung der übrigen Schwierigkeiten ohne wesentlichen Anstand würde erteilt werden, aber wohl, ob die schleswig-holsteinische Landesversammlung, einerlei nach welchem Wahlgesetz man sie beruft, auf diese Forderungen eingehen würde, wenn sie so, wie es gewünscht wird, an dieselbe gelangten. Sie enthalten eine schwere Belastung des Landes; und ob einer überwiegend aus Landleuten bestehenden, vorzugsweise von Legitimitätsgefühl und

Partikularpatriotismus getragenen, von keiner dominierenden Intelligenz beherrschten Versammlung die politische Notwendigkeit unbedingt einleuchten und in ihr durchschlagen wird, wer kann das verbürgen? Aus den letzten Erklärungen der schleswig-holsteinischen Vereine oder vielmehr nur ihres Ausschusses auf jene Entscheidung zurückzuschließen, ist im hohen Grade bedenklich, um so mehr als dessen Bekehrung vom specifisch-antipreußischen Partikularismus mit einer zwar sehr erfreulichen, aber keineswegs für die Zukunft beruhigenden Plötzlichkeit erfolgt ist. Unartige Leser der Schleswig-holsteinischen Zeitung behaupten sogar, daß die Bekehrung des Herrn May eine lokalisierte gewesen sein müsse, nur gültig für Berlin und nicht unbedingt für die Heimat. Indes wir glauben das nicht und beurteilen vor allem Schleswig-Holstein nicht nach den zur Zeit sogenannten schleswig-holsteinischen Vereinen. Vielmehr, da der gesunde Menschenverstand auch eine Großmacht ist, leben wir der sicheren Hoffnung, daß bei der nächsten schleswig-holsteinischen Landesversammlung er die erste Rolle spielen wird, und davon sind wir fest überzeugt, daß die Männer, die zur Fahne unseres unvergeßlichen Lehmann *) stehen, in dieser Versammlung nicht so völlig fehlen werden wie in derjenigen, die vor kurzem bei uns mit dem Anspruch auftrat Schleswig-Holstein vor Deutschland zu vertreten. Aber naiv bleibt es doch, uns Preußen zuzumuten, daß zuerst und vor allen Dingen eine Versammlung einberufen werde, der möglicherweise der angestammte Herzog mehr wert sein wird als die Zukunft Deutschlands und an der sicher die gesamte fürstlich-demokratische preußenfeindliche Meute in den Herzogtümern sowohl wie in Reindeutschland mit aller Macht hetzen wird, um sie zur energischsten

*) [Theodor Lehmann, Advokat in Kiel, war Vorsitzender des Holsteinischen Zweigvereins des Nationalvereins und stand bis zu seinem Tode (1863) an der Spitze der Schleswig-Holsteinischen Opposition. — Nach freundlicher Mitteilung des Herrn Geheimrat Karl Lüders in Berlin, dem ich auch für andere Hinweise zu diesem und dem vorangehenden Aufsatz zu Dank verpflichtet bin. O. H.]

Vertretung des gemeinsamen Gutes der Partikularsouveränität zu bestimmen. Und was soll denn werden, wenn wirklich jene Versammlung sich an Wien und Frankfurt hält statt an Berlin, und die berechtigten Forderungen Preußens ablehnt oder durchkreuzt? Soll etwa vor dem Partikularismus das Schwert gestreckt werden, das die Dänen aus dem Lande schlug? Oder soll etwa dann der Vereinbarungsstandpunkt aufgegeben und schließlich doch zum Zwang gegriffen werden, etwa zur Verlängerung oder Erneuerung des Provisoriums bis zur Einräumung der gestellten Forderung? Wahrscheinlich ist ein solcher Fall nicht, aber möglich; und die bloße Möglichkeit genügt, um von der Vereinbarungstheorie gänzlich abzusehen. In der Tat ist auch, wo von wirklicher Gleichberechtigung, von einem ernstlichen Paktieren nicht die Rede sein kann, es zugleich folgerichtiger und weniger verletzend, wenn auch von der Vertragsform abgesehen und das Unerläßliche einfach als solches bezeichnet wird.

Es ist aber auch der bezeichnete Weg nicht der beste für die materiellen Verhältnisse der Herzogtümer. Für diese ist es eine Lebensfrage, welche Rechte jener Vertrag ihnen nimmt und auf Preußen überträgt; es würde nicht bloß eine schreiende Unbilligkeit, sondern auch durchaus nicht im Interesse Preußens sein, wenn die Berliner Bureaus denselben im wesentlichen einseitig feststellen. Selbst durch die spätere Vorlegung des Vertrags in der schleswig-holsteinischen Landesversammlung würde dem nicht abgeholfen werden; denn daß es in dieser sich in der Hauptsache nicht mehr um Amendierung, sondern um Ratificierung handeln wird, ist evident. Diesem würde man abhelfen, wenn die Herzogtümer aus den der Verhältnisse vorzugsweise kundigen Persönlichkeiten, etwa nach den verschiedenen Klassen und Ständen, eine kleine Zahl von Fachmännern wählten, um die von der Regierung bestimmten preußischen Staatsbeamten bei der Ordnung der künftigen gemeinschaftlichen Verhältnisse mit ihrem Rat zu unterstützen. Eine solche Bezeichnung könnte sofort stattfinden; sie hängt ausschließlich von dem guten Willen der preußischen Regierung und

der Schleswig-Holsteiner ab, ohne daß Österreich oder ein anderer Intervenient im stande sein würde, sie zu verhindern; und diese unmittelbare von unserem getreuen Verbündeten nicht wohl zu durchkreuzende Ausführbarkeit dieses Verfahrens ist von großer Wichtigkeit. Ganz Schleswig und die große Majorität der Holsteiner wünschen die Konvention mit Preußen in ihrem eigenen Interesse; und auch die verbissenen Partikularisten, die sie an sich verwünschen, nehmen sie hin als unvermeidlich. Um die Vertreter der Herzogtümer zur Absendung einer solchen Deputation nach Berlin zu vermögen, würde es sicherlich genügen, wenn es in Schleswig-Holstein in zuverlässiger Weise bekannt würde, daß die preußische Regierung bereit sei auf solche Verhandlungen einzugehen. Bedenken können in dieser Hinsicht nicht bestehen, da ein solcher Schritt keinem formalen Rechte irgend etwas vergibt, wohl aber das materielle Landeswohl zu fördern verspricht. Konnten die letztgewählten Mitglieder der holsteinischen und schleswigschen Stände noch als die Dänen im Lande waren, zusammentreten, um den Herzog Friedrich anzuerkennen, so können sie um so mehr Vertrauensmänner bezeichnen, die bei der Ordnung der künftigen Verhältnisse der Elbherzogtümer zu Preußen die Interessen des Landes nach Möglichkeit vertreten. Es lassen sich auch andere Formen denken, in denen solche Vertrauensmänner bezeichnet werden können; nur eines übersehe man dabei nicht: von der preußischen Regierung berufene schleswig-holsteinische Notable sind nicht Vertrauensmänner des Landes und können es nicht sein. Ihre Ratschläge werden vor dem Lande wie vor Europa niemals diejenige moralische Autorität haben, auf die es hier ankommt; man würde in einer also gemischten Kommission nichts sehen, als eine Kommission von Männern, die preußische Beamte sind oder es werden möchten, und mit Recht. — Vertreter dieser Art würden ferner teils sich leichter in die Rolle finden, die der schleswig-holsteinischen Landesversammlung nicht füglich zugemutet werden kann, nur auf sachkundigen Ratschlag, nicht auf Vereinbarung angewiesen zu sein. Sie würden aber, schon wegen

ihrer geringen Zahl und wegen ihres Ausschlusses der Öffentlichkeit, sodann wegen ihres Eintritts in die Verhandlungen, während dieselben noch im Fluß sind, in weit entschiedenerer Weise auf die materiellen Bestimmungen des Vertrages einzuwirken im stande sein, als dies der schleswig-holsteinische Landtag jemals vermögen wird. Allerdings müßten diese Vertrauensmänner darauf gefaßt sein, auch manches hinzunehmen, was den Herzogtümern vielleicht mit gutem Grunde als unnötig und unbillig erscheint; aber die preußische Regierung würde doch ein lebhaftes Interesse daran haben dieselben nicht auf einen Punkt zu drängen, wo sie ihre fernere Mitwirkung bei diesen Festsetzungen glaubten versagen zu müssen, und baldmöglichst mit ihnen sich über bestimmte und endgültig formulierte Forderungen zu einigen. Denn auch in den Beziehungen zu Österreich und zu Europa wird es schwer ins Gewicht fallen, wenn Preußen seine Forderungen bezeichnen kann nicht bloß als die seinigen, sondern als die von den Vertrauensmännern des Landes anerkannten und gutgeheißenen. Man sollte erwarten, daß die preußische Regierung, um dieses zu erreichen, in manchem einzelnen Punkte sich nachgiebig zeigen und daß es den Vertrauensmännern also gelingen wird der Festsetzung die unter den Umständen leidlichste Form zu geben, die berechtigten Forderungen der Herzogtümer, namentlich Gleichstellung mit Hannover im Zollverein hinsichtlich des Präcipuums und Übernahme der durch den Wiener Frieden den Herzogtümern auferlegten Kriegskosten nach Verhältnis der Kopfzahl auf Preußen, zur Geltung zu bringen und überhaupt den Herzogtümern so viel wie möglich von ihrem berechtigten Selbstbestimmungsrecht zu erhalten. Die also unter Beirat kundiger Männer aus den Herzogtümern getroffene Festsetzung würde dann zur formalen Legalisierung dem preußischen Landtage wie der schleswig-holsteinischen Landesversammlung vorzulegen sein und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß sie, gestützt durch die Erklärungen jener Vertrauensmänner, dort wie hier auf keinen erheblichen Widerspruch stoßen würde.

So verhalten sich die Dinge, gesehen vom preußischen Standpunkt aus. Wir haben das Recht, jene partielle Annexion der Elbherzogtümer zu fordern und, wenn es sein sollte, was sehr leicht sein kann, daß daraus ernste Verwickelungen entstehen, die Pflicht sie zu vertreten. Bis unter dem Beirat der Schleswig-Holsteiner diese neue Ordnung im einzelnen formuliert ist, muß das Provisorium dauern und kann weder von Einberufung der Landesversammlung noch von Anerkennung des Herzogs die Rede sein. Wir hoffen, daß das preußische Volk bis zu diesem Punkt, aber auch nicht darüber hinaus, in dieser Sache zu der gegenwärtigen Regierung stehen wird, ohne sich irren zu lassen, weder durch das Zetergeschrei der Partikularisten in Schleswig-Holstein und im übrigen Deutschland, die für die Einheit Deutschlands nur dann ein Herz haben, wenn sie beginnt mit der Zerschlagung Preußens, noch durch die Warnung unserer liberalen Konsequenzmacher unter keinen Umständen mit dem gegenwärtigen Ministerium zu gehen*). Unser Verfassungskampf hat schon Gelegenheit genug geboten, um den ganzen von dem halben Mann zu scheiden; noch die letzten Tage haben sie voneinander abgezählt. Dazu ist die schleswig-holsteinische Frage zu ernst und zu groß, um das, was darin das Rechte ist, deshalb zu unterlassen, weil man damit in den Verdacht kommen könnte, ministeriell zu sein.

*) Daraus aber folgt noch nicht, daß demselben auch die Geldforderungen zuzugestehen sein werden, die dasselbe in dieser Angelegenheit von dem Lande verlangt hat oder verlangen wird. Es sind zwei ganz verschiedene Dinge, die von unserer Regierung in dieser Angelegenheit befolgte Politik zu billigen und die Mittel zu deren Durchführung dem gegenwärtigen Ministerium zu bewilligen. Vielmehr, da das Ausgabenbewilligungsrecht des Landtags durch die Regierung einmal suspendiert ist, so ist dasselbe damit eben ganz suspendiert, auch für die Fälle, wo die Regierung wie der Landtag materiell einig sind. Das Recht des Landtags dem Lande eine Anleihe aufzulegen und das Recht desselben die Ausgaben des Landes zu kontrollieren sind korrelat und zur Zeit ruht mit dem letzteren auch das erstere. Die liberalen Abgeordneten werden es ohne Zweifel sehr bedauern gegen das Marineanlehen stimmen zu müssen; aber die Regierung hat ihnen ihr Mitverfügungsrecht über die Finanzen des Landes genommen und sie können ein Recht nicht gebrauchen, das sie nicht mehr haben.

Also, sagten wir, liegt die Frage für den Preußen, und mehr als das Bezeichnete zu fordern, sind wir nicht befugt. Aber einem geborenen Schleswig-Holsteiner, und der darum nicht aufgehört hat, als solcher zu empfinden, weil ihn viele seiner Landsleute einen Abtrünnigen nennen und noch mehrere fortan so nennen werden, einem solchen wird es gestattet sein, noch einige Worte darüber hinzuzufügen, wie sich die Frage vom Standpunkt des Schleswig-Holsteiners stellt oder stellen sollte, und nachzuweisen, daß, wenn wir nicht mehr fordern dürfen, die Schleswig-Holsteiner nicht in unserem, sondern in ihrem eigenen Interesse weit mehr, ja alles bieten sollten.

Jeder Unbefangene wird zugeben, daß, falls es Preußen überhaupt gelingt, den deutschfeindlichen Mächten in Wien, Frankfurt und so weiter zum Trotz, die Verhältnisse der Elbherzogtümer im deutschen Interesse zu ordnen, das oben bezeichnete Maß der von Schleswig-Holstein an Preußen einzuräumenden Rechte das möglichst geringe ist. Setzen wir den Fall, daß Preußen sich mit diesen Forderungen begnügt, als den für die Herzogtümer denkbar günstigsten, so stehen alsdann nicht wir Preußen, aber wohl die Schleswig-Holsteiner vor der ernsten Frage, ob es möglich und dem Lande zuträglich ist, das Regiment daselbst in der bezeichneten Weise zwischen dem Großstaat Preußen und der eigenen Landesregierung zu spalten.

Wir wollen hier nicht die allgemeinen Einwendungen geltend machen, die sich gegen eine solche qualitative Teilung der Landeshoheit mit Leichtigkeit machen lassen. Der Logiker wird sagen, daß der Begriff der Landeshoheit seinem Wesen nach unteilbar sei, der Praktiker die Epoche der Kondominien wie die der zweischläfrigen Betten als einen überwundenen Standpunkt bezeichnen; und sie haben beide recht. Aber große und schwierige politische Fragen lassen sich selten anders lösen als durch Kompromisse, die an sich weder das logische noch das praktische Ideal darstellen, und doch das Rechte, das zur Zeit Mögliche enthalten. Dagegen wollen wir versuchen, soweit dies jetzt sich tun läßt, einige der praktischen

Konsequenzen zu vergegenwärtigen, die jene militärisch-maritime Annexion der Elbherzogtümer für deren innere Zustände herbeiführen würde.

Der Kern alles nationalen wie provinzialen und kommunalen Selbstregiments ist die Finanzverwaltung. Nach dem oben Gesagten würde das preußische Marinebudget für die Herzogtümer nach Verhältnis der Kopfzahl ohne weiteres maßgebend sein und das Militärbudget zwar von ihren Vertretern festgestellt werden, aber nicht relativ geringer ausfallen können als das preußische, da der Präsenzstand der preußischen Armee für die Herzogtümer maßgebend sein muß und aus diesem die Ziffer des Militärbudgets im wesentlichen mit Notwendigkeit folgt. Nach dem diesjährigen preußischen Budget betragen Militär- und Marinekosten ungefähr zwei Siebentel der gesamten Staatsausgaben und auf eine tiefgreifende Verminderung dieser Verhältniszahl ist nicht zu rechnen, da den bei dem Militär notwendigen Reduktionen die ebenfalls notwendigen sehr beträchtlichen Mehrausgaben für die Marine gegenüberstehen. Die Herzogtümer würden also in die Lage kommen, daß ihnen eine von Jahr zu Jahr schwankende, durchschnittlich zwei Siebentel ihrer Gesamtausgabe betragende Abgabe von Jahr zu Jahr von Berlin aus aufgelegt werden würde, ohne daß sie in dieser Hinsicht auch nur gefragt und gehört worden wären. Eine Fixierung dieser Summen ist untunlich; denn die Kriegspflicht und was daran hängt ist ihrem Wesen nach eine wandelbare Last, die keine Landschaft durch eine einmalige Kapitalzahlung oder Rentenleistung von sich abwälzen kann. Ebenso unpraktisch würde der Gedanke sein, das künftige kombinierte Militär- und Marinebudget durch die kombinierte Vertretung der beiden Staaten bewilligen zu lassen; das preußische Staatsbudget wird nach der Verfassung wie nach der Vernunft als ein Ganzes festgestellt und eine materielle Teilung des Budgetbewilligungsrechts ist undenkbar. Die Frage wird nicht abzuweisen sein, ob es den Herzogtümern möglich sein wird unter diesen Bedingungen die finanzielle Selbstverwaltung durchzuführen, nicht so sehr wegen der

absoluten Höhe der Belastung, als wegen ihrer Octroyierung und ihres stetigen Schwankens, ihrer Unberechenbarkeit. Beschließt einmal der preußische Staat ein großes Anlehen zum Zweck der Organisation der Flotte, so kann ein solcher Beschluß, wenn er für die Herzogtümer zur Unzeit eintritt, ihre Finanzen auf die Dauer ruinieren.

Unter den Bedenken, die jene partielle Annexion hervorruft, ist das finanzielle das wesentlichste, aber keineswegs das einzige. Die Herzogtümer werden, wenn dieselbe sich realisiert, alle Nachteile des Großstaats zu tragen haben ohne einen seiner Vorteile. Ihre Angehörigen werden in der preußischen Staatsbeamtenlaufbahn stets Stiefkinder sein und bei dem politischen Leben und Treiben in dem preußischen Staat Zuschauer; sie werden nichts empfinden von dem schönen Begegnen der verschiedenartigen Stämme in dem gleichen politischen Denken und Handeln, das uns in der Verbindung der Ostpreußen und der Rheinländer, der Brandenburger und der Westfalen ein Vorgefühl gibt von dem befruchtenden Segen der deutschen Einheit. Sie werden in wichtigen administrativen Angelegenheiten der Inspektion und der Diskretion eines Regiments überliefert, das durch zarte Schonung und maßvolle Rücksicht sich zu keiner Zeit ausgezeichnet hat und damit schwerlich da anfangen wird, wo man ihm eine Stellung bereitet, wie sie der Prokonsul von Makedonien gegenüber den souveränen griechischen Kleinrepubliken eingenommen hat. Ob die Zwangsehe zwischen dem Herzog von Schleswig-Holstein und dem König von Preußen die Elemente der Eintracht oder vielmehr die eines dauernden Antagonismus in sich schließt, der dem Lande nimmermehr Nutzen bringen kann, ist auch kaum eine müßige Frage zu nennen. Wir wollen nicht sagen, daß solche Erwägungen entscheiden; manche Besorgnis mag sich später als unbegründet erweisen und die seltsame Maschine, an der man baut, dennoch leidlich laufen. Aber Erwägung, und sehr ernste, ist wohl am Orte, und Erwägung, bevor es zu spät ist.

Mögen diesen Erwägungen auch diejenigen sich nicht verschließen, die im Interesse Deutschlands von der vollständigen

Annexion nichts wissen wollen, weil sie meinen in dem bloß militärischen Anschluß der Herzogtümer an Preußen die Form aufzustellen, nach der in Zukunft auch andere deutsche Staaten ihre richtige Stellung zu Preußen finden könnten. Wir fürchten, das Beispiel ist schlecht gewählt und möchte eher abschreckend wirken. Es ist einleuchtend, daß Preußens Stellung in Schleswig-Holstein eine ganz andere, bei weitem tiefer eingreifende sein muß, als dies zum Beispiel in Coburg oder Hessen notwendig wäre; und der zähe stolze allerdings einigermaßen sich als Mustermenschen fühlende Schleswig-Holsteiner wird auch weit besser seinen Platz einnehmen in den Reihen der preußischen Volksopposition neben dem Westfalen und dem Ostpreußen als in den von preußischen Leutnants zu inspizierenden Bataillonen der „Preußen zweiter Klasse“. In der Theorie sieht der Gedanke recht verlockend aus, aber wer Land und Leute kennt, wird ihm schwerlich das Wort reden mögen.

Freilich sprechen auch Gründe genug gegen den vollständigen Anschluß. Die in den Herzogtümern, wie es scheint, sehr verbreitete Meinung, daß die Belastung des einzelnen durch Steuern und Dienstpflicht sich bei der bloßen Konvention wesentlich niedriger stellen würde, ist freilich illusorisch und eher das Gegenteil wahrscheinlich; denn die Militärlast soll ja in beiden Ländern materiell gleich sein und auch das Sonderregiment, die Sonderschuld sind finanziell wohl zu erwägen. Wohl aber würde man einem Teil derjenigen Übelstände entgehen, an denen jetzt Preußen darniederliegt. Die Schleswig-Holsteiner haben vollständig recht, wenn sie ihre freie Advokatur nicht mit den preußischen Advokaten-Beamten, ihren gebildeteren, besser besoldeten, in jeder Hinsicht freieren Beamtenstand nicht mit unserem System, wenn sie vor allem ihre altbewährte Justiz nicht mit der preußischen vertauschen wollen. Wenn unsere Freunde von dort uns schreiben, daß der preußische Leutnant und der preußische Landrat im Lande nicht populär seien, so begreifen wir das auch einigermaßen. Es gehört allerdings einige Naivität dazu, unter den Umständen, wie

sie jetzt nun einmal sind, einem Deutschen anzusinnen, Preuße zu werden, der es nicht werden muß. Wir wissen es am besten, daß es zur Zeit sich bequemer lebt in Leipzig und Kiel als in Berlin, und daß es wohl eine Ehre ist Preuße zu sein, vielleicht auch ein Glück für unsere Kinder, aber keines für uns. Wir wollen auch darüber keine Betrachtungen anstellen, ob der Mensch da ist, um glücklich zu sein, oder vielmehr um zu handeln oder zu leiden; ob es nicht doch vielleicht besser ist, mit dem Strome selbst zu ringen und möglicherweise in ihm unterzugehen, als am Ufer abwarten, bis er verläuft; denn das ist Metaphysik und also lächerlich. Wir erkennen vielmehr bereitwillig an, daß mit dem Eintritt der Herzogtümer in den preußischen Staat sehr ernste Nachteile für sie verbunden sein werden. Manche davon werden sich zwar vermeiden lassen; jede nicht ganz mit Blindheit geschlagene preußische Regierung würde sich hüten in den neuerworbenen Gebieten zu nivellieren, sich hüten dort das Landrecht statt des Landesrechts einzuführen und die Beamtenstellung auf das Niveau der preußischen Beamtenmisere herabzudrücken. Aber vieles und gerade das Wichtigste wird allerdings hingenommen werden müssen, und die Frage wird eben sein, wo die Nachteile größer sind, bei der halben Annexion oder bei der ganzen.

Aber, sagen die Schleswig-Holsteiner, es ist dies keine Frage mehr, denn wir haben geschworen. Nun, ich habe nicht geschworen, da ich preußischer Staatsbürger bin, aber ich habe mich bei dem Abgeordnetentag in Frankfurt, bei den Beschlüssen des preußischen Abgeordnetenhauses im December 1863 beteiligt und feierliche öffentliche Erklärungen dieser Art stehen für den gewissenhaften Mann dem Huldigungseide wesentlich gleich. Ich bin auch heute noch wie damals überzeugt, daß das Erbrecht des Herzogs von Augustenburg ein so wohlbegründetes ist, wie es bei einem so weit zurückreichenden und so verzettelten und verfitzten Successionsfall irgend denkbar ist; und weder der Prätendent von der Hunte*);

*) [Der Großherzog von Oldenburg.]

dem der Kaiser von Rußland beinahe diejenigen Ansprüche abgetreten hätte, die er nicht hat, noch der plötzlich vor dem erstaunten Publikum über die Bühne geführte Geist, ich weiß nicht ob des Professor Helwing oder des Markgrafen Hans von Küstrin*), haben mich in meiner wohlbegründeten Rechtsauffassung irre gemacht. Kommt es zur Aufrichtung eines selbständigen Kleinstaats an den beiden Ufern der Eider, so kann der Fürst kein anderer sein als das Haupt des Hauses Augustenburg. Aber ich bin nie Legitimist gewesen und habe aus der Geschichte gelernt, daß der Legitimismus nichts ist als das Gespenst in der Politik, ein wesenloser Schemen, der angerufen verschwindet. Ich kann nicht einräumen, weder daß jener schleswig-holsteinische Kleinstaat bereits besteht, noch daß derselbe darum aufgerichtet werden muß, weil ein wohlberechtigter Prätendent vorhanden ist. Allerdings habe ich mit vielen andern, ich darf wohl sagen mit der großen Majorität Deutschlands in dem ersten Stadium der schleswig-holsteinischen Krise geglaubt, daß die einzig günstige Lösung derselben in der Einsetzung des Herzogs Friedrich zu finden sei; und wir haben auch keineswegs unrecht gehabt. Erinnern wir uns, wie die Sache damals lag. Saul zog aus seines Vaters Eselin zu suchen und fand auf seinem Wege ein Königreich; Herr von Bismarck zog aus, um die Personalunion zu begründen und befreite unterweilen die Herzogtümer. Solange es nach Herrn von Bismarcks Intentionen ging, war die einzige, freilich immer schwache Hoffnung der Nationalgesinnten die, daß mit Hülfe der deutschen Mittelstaaten die Herzogtümer der Dänen sich erwehren würden; und es verstand sich von selbst, daß ein solcher Sieg ohne und gegen Preußen keine Frucht hätte tragen können, weder für Preußen noch für die durch Preußen vertretenen deutschen Interessen.

*) [Professor Ernst Helwing in Berlin hatte in zwei 1846 und 1865 erschienenen Schriften die Erbberechtigung des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg und des Markgrafen Hans von Küstrin, als Söhne der dänischen Prinzessin Elisabeth, und damit die Erbansprüche des Königs von Preußen zu erweisen gesucht.]

Darum war die Parole unserer Partei in jenen Tagen einfach der Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein, und sie mußte es sein. Als aber dann die Macht der Verhältnisse sich stärker erwies als diejenige des Herrn von Bismarck, als die Weltgeschichte sich der Ironie bediente die Projekte des preußischen Staatsministers auszutreiben durch diejenigen seiner Freunde und Kollegen in Kopenhagen, als dann die Mittelstaaten sich nullificierten und das preußische Schwert nicht mehr schlug, so weit es schlagen durfte, sondern so weit und so tief es zu schlagen vermochte — da stand es vom ersten Augenblick an fest, daß dieser jetzt nicht über, sondern durch Preußen erfochtene deutsche Sieg, diese praktische Geltendmachung seines Berufes Deutschlands Grenzen und Deutschlands Meere zu verteidigen, auch hinsichtlich der Ordnung der Verhältnisse nach dem Frieden von tiefgreifenden und dauernden Folgen sein müsse. Wenn solche Wendungen eintreten, wie das Fallenlassen der Personalunion, das Aufnehmen des nationalen Programms durch Preußen, wie der Fortschritt von Missunde zu Düppel und Alsen, so besteht die Konsequenz nicht darin, an dem Buchstaben des Programms festzuhalten, sondern an dem Geist, der allein lebendig macht. Es steht jedem frei, mir Inkonsequenz und Abfall vorzuwerfen — ich werde es zu ertragen wissen; das aber vermöchte ich nicht zu ertragen, daß ich mir selbst sagen müßte, um den Schein der Konsequenz zu retten, in der Tat an dem einmal gesprochenen Wort wider besseres Wissen und Gewissen festgehalten zu haben. Ich weiß, was ich tun würde, wenn ich nicht preußischer, sondern schleswig-holsteinischer Abgeordneter wäre; und wer von meinen Landsleuten in Schleswig-Holstein ebenso denkt wie ich, dem wünsche ich den Mut seiner Meinung.

Die Stunde der letzten Entscheidung ist noch nicht da. Es mag sein, ja es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieselbe lediglich durch einen Gewaltakt oder durch einen unvorhergesehenen Zufall herbeigeführt wird und daß die Schleswig-Holsteiner gar nicht in den Fall kommen sich zu entscheiden. Aber es ist auch wohl möglich, daß ihr Verhalten bestimmend in die Wagschale fällt, und

sie werden als gewissenhafte Männer auf diesen letzteren Fall sich schicken. Gehen die Dinge wie sie gehen sollten, so wird zunächst Preußen unter Beirat sachkundiger Männer aus den Herzogtümern seine Forderungen zu formulieren haben. Liegt diese Festsetzung vor, so möge alsdann der schleswig-holsteinische Landtag prüfen, nicht ob sie anzunehmen sei oder nicht, sondern ob unter Annahme derselben die Aufrichtung eines Sonderstaats möglich und dem Lande ersprießlich sei. Wir verkennen den schweren Ernst der Frage keineswegs. Es handelt sich darum, ob ein Land sein Wort halten soll oder zurücknehmen; und wenn der alte Satz, daß man an Königsworten nicht drehen und deuteln soll, heutzutage seine Geltung verloren hat, so gilt dies noch nicht von dem Worte eines Landes. Aber auch für den gewissenhaften Mann können Verhältnisse eintreten, wo ein gegebenes Wort zurückgenommen werden muß; besser ein Verlöbnis lösen als eine Ehe schließen, die keine ist. — Bei dem erschütternden Ernst, der tiefen Peinlichkeit der Frage für alle zunächst Beteiligten wäre wenigstens zu wünschen, daß die widerwärtigen Persönlichkeiten, die in der preußischen Presse jetzt wieder mehrfach gegen den unglücklichen Herzog auftauchen, definitiv verstummten; daß der Witz und Spott, diese unsere treuen und werten Bundesgenossen, vor dem Eide eines Landes innehielten und überhaupt das Gebiet der Ostsee möglichst verschonten — um so mehr, als ihnen ja die ganze Südsee mit ihren reichen Schätzen offensteht. Wir sind mit vielen Dingen nicht einverstanden, die von Kiel ausgegangen sind und ausgehen; aber wir werden es dem Herzog Friedrich nicht vergessen, daß er durch sein mutiges ungebetenes Erscheinen in Kiel nicht am wenigsten dazu beigetragen hat die Krise zu steigern und Preußen wider seinen Willen in jene Aktion hineinzuziehen, die endlich entschied. Aber nicht Mitgefühl und Dankbarkeit dürfen in dieser Frage entscheiden, noch weniger Menschenfurcht und Konsequenzmacherei. Die Frage aber wird also liegen: als die Schleswig-Holsteiner glaubten zur Errichtung eines vollständig selbständigen Staates zu gelangen, haben sie den Herzog

Friedrich als dessen rechten Fürsten bezeichnet; ist nun, nach den an Preußen eingeräumten Rechten, die Errichtung eines selbständigen Staates überhaupt noch im Interesse des Landes? Die Antwort steht von Rechts wegen bei den Vertretern der Herzogtümer und bei ihnen allein. Deutschlands Zukunft, Preußens Machtstellung wird nicht gefährdet, wenn sie bei dem Herzog beharren; aber sie werden zu erwägen haben, ob ein solcher Beschluß nicht ihre Heimat einem widerspruchs- und unheilvollen Doppelregiment überliefert. Wir, soweit es an uns ist, werden ihr Selbstbestimmungsrecht auch dann achten, wenn das, was sie bestimmen, uns unzweckmäßig erscheinen sollte; und ich wenigstens bin mir dessen sehr wohl bewußt, daß sie besser als ich die Verhältnisse kennen und vollständiger als ich in der Lage sind darüber zu entscheiden, was den Herzogtümern frommt. Aber zweierlei dürfen wir wünschen und hoffen. Wir wünschen, daß zur Zeit ein jeder einzelne dazu tue der schließlichen Entscheidung, die offenbar erst getroffen werden kann nach Regelung des Verhältnisses zu Preußen, nicht noch weiter vorzugreifen als bereits geschehen ist. Wir wünschen ferner, daß wenn die Entscheidung in dieser Weise von den Herzogtümern gefordert werden wird, es ihnen dann nicht an Männern fehlen möge, die diese Angelegenheit nicht vom legitimistischen, sondern vom patriotischen Standpunkt betrachten und, wenn diese Betrachtung nicht zu Gunsten der halben Annexion ausfällt, den Mut finden vor den Herzog hinzutreten und ihm zu sagen: Hoher Herr, es kann nicht sein, es ist wider das Wohl des Landes.

DIE DEUTSCHEN PSEUDODOKTOREN*).

Vorgänge privater Natur vor einem anderen Publikum zur Sprache zu bringen, als das sie unmittelbar angehen, empfiehlt sich im allgemeinen nicht. Aber es können Ausnahmen vorkommen; und eine solche scheint mir derjenige Fall zu sein, den ich hier zu erörtern mich veranlaßt finde. Ich lasse dabei selbstverständlich alles zur Seite, was nicht unbedingt zur Sache gehört.

Zu den Persönlichkeiten, bei deren Schicksalen der alte Glaube an den bösen Stern sich unvermeidlich aufdrängt, gehörte, wie dies auch seinen ferneren Freunden nur zu bekannt ist, der verstorbene Professor Philipp Jaffé. Eine reine feste klare Natur, mit bescheidenen Ansprüchen an das Leben, vor allem dem Anspruch verständig zu schaffen und nützlich zu wirken, schien ihm nach hartem Ringen noch in der Vollkraft der Jugend alles zugefallen zu sein, was er begehren durfte: eine seiner Eigenartigkeit entsprechende und in seinem Kreise höchst eingreifende Forscher- und Lehrertätigkeit, hohe und allgemeine Achtung fern und nah vor dem Menschen wie vor dem Gelehrten, treue Freunde und gute Arbeitsgenossen, freie und sichere Fahrt nach dem selbstgewählten Ziel mit dem Ausblick auf immer reicheren und volleren Erfolg. Mit tapferem Mute hatte er die schweren Kämpfe bestanden, in denen er sich seine Lebensstellung gewann; als er äußerlich geborgen war, erfolgte die Katastrophe des 22. März 1870. Es ist nicht nötig hier die traurige Frage zu erörtern, was am meisten ihr Eintreten herbeigeführt hat, ob sein eigenes Naturell oder die tückischen Verhältnisse seiner Stellung oder die Nichts-

*) Preußische Jahrbücher XXXVII. Band, 1876 S. 17—22. — 'Die Promotionsreform' behandelt Mommsen in eingehender Ausführung in demselben Band S. 335—352.

würdigkeit einzelner in sein Leben eingreifender Persönlichkeiten. Hier soll von einem Schicksal die Rede sein, das ihm noch nach dem Grabe widerfahren ist; geringfügig, wenn es mit jener Katastrophe zusammen genannt wird, aber doch auch erinnernd an seinen bösen Stern.

Im Jahre 1873 wurde auf eine Abhandlung „Abriß der römischen und christlichen Zeitrechnung“ einem jungen Manne von der Universität Rostock die philosophische Doktorwürde erteilt und bald darauf diese Abhandlung auch durch den Buchhandel in gewöhnlicher Weise verbreitet. Aber kaum war sie erschienen, als Dr. Steindorff in dem Göttinger Gelehrten Anzeiger und H. Grotefend in Sybels Historischer Zeitschrift beide dieselbe öffentlich bezeichneten als ein literarisches Plagiat schlimmster Art, begangen an den Vorlesungen gleichen Inhalts, welche Jaffé verschiedene Male, zuletzt im Jahre 1868 an der Berliner Universität gehalten hatte. Da das vollständig ausgeführte Heft, nach dem Jaffé gelesen hatte, durch seine letztwillige Verfügung mit seinem anderen literarischen Nachlaß in das Eigentum seines Verlegers übergegangen war, so beantragte dieser am 16. Oktober 1873 bei dem K. Stadtgericht in Berlin die Bestrafung des Verfassers wegen Nachdrucks. Der literarische Sachverständigenverein sprach sich in dem ihm abverlangten Gutachten dahin aus, daß die ersten 40 Seiten der im ganzen 63 Seiten füllenden Abhandlung, mit Ausnahme eines unbedeutenden drei Seiten umfassenden Abschnitts, nichts weiter seien als ein getreues Excerpt aus dem Jafféschen Kollegienheft, mithin ein Nachdruck der von Jaffé gehaltenen Vorlesungen. Auf der Grundlage dieses Gutachtens hat das K. Stadtgericht in Berlin am 7. Juni 1875 den Angeklagten wegen Nachdrucks zu einer Geldstrafe verurteilt und die Einziehung der inkriminierten Schrift in allen vorfindlichen Exemplaren angeordnet. Dies Urteil hat die Rechtskraft beschritten und ist im Buchhändlerbörsenblatt (1875, 29. December) vollständig abgedruckt.

Ich gehe auf die näheren Umstände des Falles und die persönlichen Beziehungen, die zwischen dem Plagiierten und dem

Plagiator bestanden und die Schuld des letzteren noch weiter steigern, nicht ein. Der hiermit begangene widerwärtige Leichenraub bedarf einer weiteren Brandmarkung nicht, während andrerseits aus diesen Vorgängen doch auch das hervorgeht, daß die treuen Freunde, die Jaffé in seinem Leben zur Seite gestanden, die treuen Schüler, die zu seinen Füßen gesessen haben, auch nach seinem Tode der mit seiner gewissenhaften Arbeit getriebenen Ungebühr zu wehren nicht unterlassen haben. Auf das Subjekt kommt es bei diesem Handel überall nicht an. Aber objektiv knüpft sich eine Frage an denselben und ferner ein Wunsch.

Das erkennende Gericht hat dem Plagiator den Doktorgrad der Philosophie, welchen die philosophische Fakultät der Universität Rostock auf jenes Plagiat hin erteilt hat, nicht aberkannt und nicht aberkennen können. Es liegt bekanntlich nicht in der Kompetenz der Gerichtsbehörden akademische Grade im Strafweg zu entziehen. Aber die Frage ist wohl berechtigt, ob der Doktortitel, wenn er nicht etwa bloß entehrt und beschmutzt, sondern durch rechtskräftiges Erkenntnis als betrüglich erschlichen konstatiert ist, weitergeführt werden kann und darf. Andere Leistungen als die eingesandte Abhandlung sind dem Verfasser von der Universität nicht abverlangt worden; die Versicherung diese selbst verfaßt zu haben, ohne die keine Kreierung stattfinden kann, ist gerichtlich als wahrheitswidrig konstatiert. Überdies würden, falls es der beteiligten Fakultät oder einer anderen Behörde wünschenswert erscheinen sollte sich selbst von dem Tatbestand zu überzeugen, die Beweismittel ohne Schwierigkeit zu beschaffen sein. Gleichartige Präcedentien sind mir nicht bekannt; aber die Ehrenhaftigkeit und der gesunde Menschenverstand werden wohl auch ohne Präcedentien genügen, eine jede Korporation, die in eine solche Lage gekommen ist oder kommen sollte, zu dem Beschlusse zu bestimmen die betreffende Promotion zu annullieren und diese Annullierung öffentlich bekannt zu machen. Daß die Behörden, die mit der betreffenden Persönlichkeit in Berührung kommen, wenn sie von dem Vorgang Kenntnis erhalten haben, im Falle sind den Doktor-

titel desselben als nicht erteilt zu betrachten, scheint ebenso selbstverständlich.

Aber an dem speciellen Fall ist am Ende wenig gelegen. Freilich wird derjenige Doktor, der diesen seinen doch nicht so gar bescheidenen Titel wenn nicht mit Recht, so doch von Rechts wegen führt, wenn er solche Kollegen neben sich findet, die Frage nicht unterdrücken können, ob er nicht dieses gelehrten Anhängsels entledigt sich als einfacher „Herr“ dem Gentleman näher fühlen würde. Indes dergleichen Überlegungen gehören eher vor das *forum conscientiae* als vor das der Preußischen Jahrbücher. Sollte aber in diesem einzelnen Vorgang nicht zugleich ein allgemeiner Mißstand in besonders schroffer und schlagender Weise zu Tage kommen und nicht insofern derselbe einer ernstlichen Erwägung auch in weiteren Kreisen wert sein?

Die konferierende Behörde trifft bei diesem Vorgang ein individueller Vorwurf nicht. Trotz der argen Fehler, die die Unwissenheit des Plagiators hineingetragen hat und von denen die früher erwähnten Recensionen reichliche Proben geben, war von Jaffés Arbeit doch manches Brauchbare übrig geblieben; und daß dieselbe nicht dem lebenden Schüler, sondern dem verstorbenen Lehrer gehörte, konnte der Fakultät natürlich nur durch zufällige Kombination bekannt sein, welche nicht eingetreten ist. Gegen den einzelnen Promotionsakt also soll kein Tadel gerichtet werden; um so härter aber trifft und um so schwerer verurteilt er dasjenige System, aus dem solche Vorgänge hervorgehen und hervorgehen müssen. Ich meine die sogenannte Promotion *in absentia*, die Erteilung des Doktorgrades an jeden, der eine von dem Einsender für die seinige erklärte und sachlich genügende wissenschaftliche Arbeit der Fakultät überschickt und die Gebühren bezahlt. Denn daran wird kein der Verhältnisse Kundiger zweifeln, daß, wo nach der alten besseren Ordnung verfahren und persönliches Erscheinen des Bewerbers vor der Fakultät und mündliche Prüfung verlangt wird, gewiß auch manche Persönlichkeit zugelassen wird, die besser zurückgewiesen worden wäre, und dem

menschlichen Irren und Fehlen ein weiter Spielraum bleibt, aber solche arge Unredlichkeit und entehrende Schändlichkeit sich von selber ausschließt. Auch unter den denkbar nachteiligsten Voraussetzungen wird doch die Fakultät, der der Kandidat gegenübertritt, nicht umhin können gänzlich ungeeignete Persönlichkeiten zurückzuweisen. Andererseits aber und vor allem wird, wer also seiner eigenen Unfähigkeit sich bewußt ist, es gar nicht wagen sich solcher Frage zu stellen und ein Falsum persönlich zu vertreten. Jeder erfahrene akademische Lehrer wird es bestätigen, daß bei persönlicher Stellung zum Examen der eigentlich infame Mißbrauch der akademischen Graduierung nicht eintritt. Wo diese aber nicht gefordert wird, sind allerdings begreiflicherweise Fälle selten, wie der hier zur Sprache gebrachte und der vor einigen Jahren bei einer anderen nach demselben System promovierenden Fakultät vorgekommene, daß die von zwei Bewerbern mit der Versicherung sie selbständig verfaßt zu haben eingereichten Abhandlungen wörtlich gleich lauteten. Aber es ist notorisch, daß in zahlreichen Fällen der gleiche Betrug ungestraft geübt wird. Es bestehen gewerbmäßige Anstalten, welche dergleichen Abhandlungen den Benötigten beschaffen; wie denn in dem zuletzt genannten Fall das Mißgeschick dadurch herbeigeführt wurde, daß die beiden Doktoranden sich an dasselbe Geschäft gewandt und verschiedene Universitäten namhaft gemacht, dann aber der eine von ihnen ohne Wissen des Lieferanten der Abhandlung die Universität gewechselt hatte. Man wird ferner einräumen müssen, daß bei aller Verachtung, die solche Erschleichung verdient, doch die Anstalten, die also promovieren, an derselben mitschuldig, ja in gewissem Sinne mehr schuldig sind als die einzelnen Pseudodoktoren. Man erwäge doch, wie nahe jene Einrichtung denselben die Versuchung legt, wie leicht sich der einzelne, zumal der wenig Gebildete und der Ausländer, überredet mit einer solchen falschen Versicherung eine am Ende gleichgültige und keinem schädliche Handlung zu begehen. Ist der Spielhalter schlimmer oder der Spieler? der Verführer oder der Verführte? und diese Verführer sind die

höchstgestellten Lehrer der deutschen Jugend, die Vertreter unserer Universitäten, auf die Deutschland — darf man sagen stolz sein kann?

Die Entschuldigung, daß der größere Teil dieser Pseudodiplome nach England und Amerika geht, ist nichts als eine neue Anklage. Wenn das echte Gold deutscher Wissenschaft dazu dient falsche Goldstücke mit deutschem Stempel in das Ausland zu vertreiben, so bleibt dem ehrenhaften deutschen Gelehrten nur der Wunsch, daß seine Kinder ein ehrlicheres Handwerk ergreifen mögen. Das Geschäft wird ja darum nicht untergehen. In Amerika bestehen einheimische Doktorenfabriken in so ausreichender Zahl, daß sie den inländischen Konsum völlig zu befriedigen im stande sind. Wenn der deutsche Doktor dort ungefähr so in Kurs steht wie die amerikanische Nähmaschine in Deutschland, so ist der deutsche Gelehrtenstand gewiß sehr dankbar für die Ehre, die ihm hiermit erwiesen wird und die die weitaus größte Zahl der deutschen Universitäten durch redliches Verwalten ihres Amtes behaupten darf verdient zu haben. Aber diese rechtschaffene Tätigkeit soll nicht länger das Wirtschaftskapital für ein Fälschungsgeschäft liefern.

Schreiende Mißstände in unserem deutschen Vaterlande haben wir lange Zeit nicht geduldig, aber schweigend ertragen; die Hoffnungslosigkeit macht nicht beredt und der deutsche Bundestag hatte allerdings Ursache weder an das große noch an das kleine Unkraut zu rühren. Aber heute haben wir ein gutes Recht auch für diese Schandwirtschaft Abhülfe zu fordern, oder vielmehr wir haben die Pflicht dies zu tun. Ist diese Unsitte doch auch, wie so vieles andere, was die deutsche Ehre beschmutzt, eine Folge der Kleinstaaterei, und hat auch hier, wie in so vielen anderen Dingen, der preußische Staat sich dadurch zu seiner heutigen Stellung legitimiert, daß er in seinem Bereich dieses Unwesen nicht geduldet hat. Wenn unter den altpreußischen Universitäten keine sich an dieser gelehrten Falsifikation beteiligt, so liegt dies nicht daran, daß die preußischen Gelehrten besser sind als ihre

außerpreußischen Kollegen, sondern daran, daß unsere alten ehrenhaften Beamten solchem Betrug steuerten, wo sie es konnten. Sie wußten es wohl, daß die Regierung, die dergleichen duldet, weit schwerere Mitschuld trägt als der einzelne Universitätslehrer, der, wenn er das Sündengeld einsteckt, zwar nicht mit Recht, aber doch mit einem gewissen Schein sich vorredet, daß er ja für die Einrichtung nicht könne. Es gehört nicht zu den erbaulichen Erlebnissen, daß in den bestimmenden Kreisen dieselbe strenge Moral nicht mehr maßgebend gewesen ist, als die jüngste Vergangenheit die Zahl der preußischen Universitäten vermehrte, daß man sich darauf beschränkt hat das Unkraut zu beschneiden statt es auszureuten und daß wir jetzt nicht mehr sagen dürfen, was noch vor wenigen Jahren wahr war, daß es preußische *doctores in absentia* nicht gibt. Das tiefe Wort, daß die Rechtschaffenheit der Grundstein der Macht ist, hat sich an Preußen bewährt. Aber die Rechtschaffenheit ist eben ein Grundstein, nicht ein Gerüst, das man hinter sich abbricht. Wir vertrauen darauf, daß dieselbe geistige und sittliche Kraft, die unser Haus gebaut hat, es uns auch erhalte; wir brauchen sie für die Erhaltung wenigstens ebensosehr wie für den Bau. Wir vertrauen ferner darauf, daß Preußen nicht bloß sich selber reinige von dem Schmutz, den es also übernommen hat, sondern auch das neue Deutsche Reich denjenigen kleineren Regierungen, die nicht im stande sind sich selber an den Zopf zu fassen, um aus diesem Sumpfe sich herauszuziehen, die nötige freundliche Hülfe erweise. Sollte nicht jetzt auch für diesen Mißbrauch wenigstens die elfte Stunde geschlagen haben? es nicht jetzt an der Zeit sein die Falschmünzerei akademischer Grade den Spielhöllen nachzusenden? So wie es ist, kann es nicht bleiben. Ungern werden die akademischen Lehrer auf das Recht verzichten tüchtigen Schülern öffentlich und feierlich den Meisterspruch zu erteilen. Die Laufbahn manches ausgezeichneten Mannes hat damit begonnen, daß sein Examen *pro gradu* die Aufmerksamkeit einer Anzahl namhafter Männer auf ihn lenkte; und während bei den Staatsprüfungen notwendiger Weise vielfach Rücksichten andrer

Art eingreifen und es sich gar nicht empfiehlt dieselben ausschließlich in die Hände der akademischen Lehrer zu legen, ist es immer noch ein Schmuck und selbst ein Recht der Universitäten ohne alle Rücksicht auf Nationalität und Lebensberuf rein vom wissenschaftlichen Standpunkt aus ihre Schüler vor aller Welt frei und im allgemeinen zum Lehramt fähig zu sprechen. Man spricht wohl von der Zwecklosigkeit der akademischen Graduierung; als ob nicht eben dies ihr bestes Vorrecht wäre! Die Wissenschaft hat ja auch keinen Zweck, wenigstens nicht was die praktischen Leute so nennen. Für die lernenden Kreise, und vielleicht nicht minder für die lehrenden, wirkt die Promotion in richtiger Anwendung, wie die Orden im bürgerlichen Leben wirken würden, wenn es möglich wäre das dabei vorschwebende Ideal praktisch zu realisieren, wie die militärischen Dekorationen in der Soldatenwelt in der Tat wirken können. Es wäre in hohem Grade, und nicht bloß für die Universitäten zu bedauern, wenn die Promotionen aufgehoben und auch mit diesem Stück einer stolzen und großen Vergangenheit gebrochen werden müßte. Aber sowohl die Universitätskreise wie das große Publikum sollten sich der Überzeugung nicht verschließen, daß entweder jenem Mißbrauch akademischer Grade gesteuert oder der Doktor den Weg des Magisters gehen muß. Hoffen wir, daß jenes geschieht und dieses abgewandt wird. Wenn von den im ganzen nicht zahlreichen Universitäten, die den Mißbrauch der Promotion ohne mündliches Examen bei sich tolerieren, der einzigen preußischen, welche dieselbe gestattet und den drei oder vier anderen, nur eine die Initiative nähme und die Abschaffung dieses Mißstandes bei der betreffenden Regierung beantragte, so würde ohne Zweifel die ganze Einrichtung fallen. Es möchte dies wie der würdigste, so auch der leichteste Weg sein zum Ziel zu gelangen, wenn also die deutschen Universitäten die Initiative nähmen und damit die deutschen Regierungen sowie die öffentliche Meinung baldigst der Mühe überhöben darüber Erwägungen anzustellen, wie trotz der Universitäten geholfen werden könnte, wenn es durch sie nicht geht.

AUCH EIN WORT ÜBER UNSER JUDENTUM*).

In dem Charivari, welches jetzt zum Befremden der übrigen gebildeten Welt in Deutschland über die Judenfrage sich erhoben hat und zu dessen Mißklängen der Pöbel auf beiden Seiten nach Vermögen beisteuert, wird es kaum möglich sein, daß eine einzelne Stimme sich Gehör verschafft; die Aussicht das Unwesen auch nur zu mindern erscheint selbst dann gering, wenn man es über sich gewinnt zu glauben, daß die Agitation nicht zugleich eine Machination ist. Ich bin es zufrieden, wenn die wenigen Worte, die ich zu sagen beabsichtige, denjenigen Antwort geben, die es etwa interessieren mag zu erfahren, wie ich über diese Angelegenheit urteile. Sie scheidet viele sonst gut und lange Verbündete, und Scheiden tut weh. Vielleicht gelangt das Wort der Verständigung, welches als allgemeines verhallen wird, doch als persönliches hier und da an das Ziel.

Unserer Generation ist es beschieden gewesen, was die Geschichte nur von wenigen zu sagen vermag, daß die großen Ziele, die wir, als wir zu denken begannen, vor uns fanden, jetzt von unserer Nation erreicht sind. Wer noch die Zeit gekannt hat der Ständeversammlungen mit beratender Stimme und des Deutschlands, das höchstens auf der Landkarte einerlei Farbe hatte, dem wird unser Reichstag und unsere Reichsfahne um keinen Preis zu teuer sein, mag immer kommen was da will, und es kann noch vieles kommen. Aber es gehört fester Mut und weiter Blick dazu, um dieses Glückes froh zu werden. Die nächsten Folgen erinnern

*) Erschienen Berlin 1880 (3—5. Auflage 1881), Weidmannsche Buchhandlung.

allerdings an den Spruch, daß das Schicksal die Menschen straft durch die Erfüllung ihrer Wünsche. In dem werdenden Deutschland fragte man, wie es gemeinsam Fechtenden geziemt, nicht nach konfessionellen und Stammesverschiedenheiten, nicht nach dem Interessengegensatz des Landmanns und des Städters, des Kaufmanns und des Industriellen; in dem gewordenen tobt ein Krieg aller gegen alle und werden wir bald so weit sein, daß als vollberechtigter Bürger nur derjenige gilt, der erstens seine Herstammung zurückzuführen vermag auf einen der drei Söhne des Mannus, zweitens das Evangelium so bekennt, wie der *pastor collocutus* es auslegt, und drittens sich ausweist als erfahren im Pflügen und Säen. Neben dem längst ausgebrochenen konfessionellen Krieg, dem sogenannten Kulturkampf, und dem neuerdings entfachten Bürgerkrieg des Geldbeutels, tritt nun als drittes ins Leben die Mißgeburt des nationalen Gefühls, der Feldzug der Antisemiten.

Wir älteren Männer, deren ganzes Wollen und Hoffen eben in dem nationalen Gedanken aufgegangen ist, stehen diesem Treiben gegenüber vor allen Dingen mit der doppelten Empfindung, teils, daß wieder einmal Saturnus seine Kinder frißt, teils daß diese Evolution, wie alle rückläufigen Bewegungen der Dinge, eines der retardierenden Momente ist, in denen die Geschichte gerade ebenso sich bewegt wie der Roman, und die schließlich an den Dingen nichts ändern. Das hindert aber nicht, daß sie an Personen und Interessen schweren Schaden stiften, und gibt uns nicht das Recht diesem selbstmörderischen Treiben des Nationalgefühls schweigend zuzuschauen.

Die deutsche Nation ruht, darüber sind wir wohl alle einig, auf dem Zusammenhalten und in gewissem Sinn dem Verschmelzen der verschiedenen deutschen Stämme. Ebendarum sind wir Deutsche, weil der Sachse oder der Schwabe auch den Rheinländer und den Pommer als seinesgleichen gelten läßt, das heißt als vollständig gleich, nicht bloß in bürgerlichen Rechten und Pflichten, sondern auch im persönlichen und geselligen Verkehr. Wir mögen den

sogenannten engeren Landsleuten noch eine nähere Sympathie entgegentragen, manche Erinnerung und manches Gefühl mit ihnen teilen, das außerhalb dieses Kreises keinen Widerhall findet; die Empfindung der großen Zusammengehörigkeit hat die Nation geschaffen und es würde aus mit ihr sein, wenn die verschiedenen Stämme je anfangen sollten sich gegeneinander als Fremde zu fühlen. Wir verhehlen uns die Verschiedenheit nicht; aber wer recht fühlt, der erfreut sich derselben, weil die vielfachen Ziele und Verhältnisse des Großstaates den Menschen in seiner ganzen Mannigfaltigkeit fordern und die Fülle der in unser großes und schicksalvolles Volk gelegten Gaben und der ihm aufgelegten Verpflichtungen von keinem einzelnen Stamm ganz entwickelt und gelöst werden kann.

Inwiefern stehen nun die deutschen Juden anders innerhalb unseres Volkes als die Sachsen oder die Pommern? Es ist richtig, daß sie Nachkommen weder von Istävo sind noch von Hermino oder Ingävo; und die gemeinschaftliche Abstammung von Vater Noah genügt freilich nicht, wenn die germanische Ahnenprobe den Deutschen macht. Allerdings wird von der deutschen Nation noch allerlei mehr abfallen als die Kinder Israels, wenn ihr heutiger Stand nach Tacitus' Germania durchkorrigiert wird. Herr Quatrefages hat vor Jahren nachgewiesen, daß nur die Mittelstaaten wirklich germanisch seien und *la race prussienne* eine Masse, zu der verkommene Slaven und allerlei anderer Abfall der Menschheit sich vereinigt habe; als späterhin *la race germanique* und *la race prussienne* in den Fall kamen der großen Nation gemeinschaftlich den Marsch zu machen, ist im Laufen vor beiden kein Unterschied wahrgenommen worden. Wer die Geschichte wirklich kennt, der weiß, daß die Umwandlung der Nationalität in stufenweisem Fortschreiten und mit zahlreichen und mannigfaltigen Übergängen oft genug vorkommt. Historisch wie praktisch hat überall nur der Lebende recht; so wenig, wie die Nachkommen der französischen Kolonie in Berlin in Deutschland geborene Franzosen sind, so wenig sind ihre jüdischen Mitbürger etwas anderes als Deutsche.

Daß die jüdische Masseneinwanderung über die Ostgrenze, welche Herr v. Treitschke an die Spitze seiner Judenartikel gestellt hat, eine reine Erfindung ist, hat Herr Neumann bekanntlich an der Hand der Statistik in schlagender Weise dargetan, und wenn Herr v. Treitschke, wie ebenfalls bekannt, „von dem, was er gesagt hat, kein Wort zurücknimmt“, so hat dafür Herr Adolf Wagner, auch ein entschiedener Antisemit, der dieselbe Meinung ausgesprochen hatte, unumwunden zugestanden, daß er sich hierin geirrt habe.

In diesem Moment liegt der wesentliche Gegensatz der Stellung des Judentums in alter und in neuer Zeit. Die alte Welt kennt das nicht, was wir heute den nationalen Staat nennen. Ihre Staatenbildung bleibt entweder hinter demselben weit zurück, wie die Stadtrepubliken Griechenlands und Roms, oder greift weit darüber hinaus, wie die Monarchien Alexanders und Cäsars; auch in den letzteren und überhaupt im Altertum dachte man gar nicht an dasjenige homogene und ungefähr mit dem Sprachgebiet zusammenfallende Staatsbürgertum, welches heute den Grund jeder politischen Gestaltung bildet. Deshalb blieb den Juden hier, auch nach dem Untergang ihres Staats, eine gewisse nationale Geschlossenheit, die namentlich ihren Ausdruck findet in der ihnen eigentümlichen Literatur. Allerdings haben sie bald als Schriftsteller statt ihrer eigenen sich der damaligen Weltsprache zu bedienen angefangen und stellen sich auch ihrerseits auf den damals allgemein gültigen Standpunkt der griechischen Bildung; aber ihre hervorragendsten Schriftsteller, der Historiker Josephus, der Philosoph Philon sind ganz und voll Juden und bewußte Vertreter des Judentums. Eine solche Literatur gibt es heutzutage nicht mehr. Wenn Herr v. Treitschke an die talmudistische Geschichtschreiberei von Grätz erinnert, so vergißt er, daß in solchen Fragen die literarischen Winkel außer Betracht bleiben — oder wird er die deutsche Historiographie etwa für Hurter und Genossen verantwortlich machen? Die jüdisch-alexandrinische Literatur ist ein wichtiger Faktor in der Geschichte des späteren

Altertums; wo gibt es heutzutage dafür eine Analogie? Alle hervorragenden Arbeiten, die von Juden der Neuzeit herrühren, stehen innerhalb der Literaturkreise derjenigen Nation, welcher ebendieser Jude angehört. Es tritt dies weniger hervor in den philosophischen und den abstrakten Wissenschaften, bei welchen überhaupt die Nationalität, namentlich auf den höchsten Spitzen, oft fast unfühlbar wird, als in der Poesie. Ich will keine Namen nennen; aber man vergegenwärtige sich jeden jüdischen Dichter und Romanschreiber von einigem Belang oder auch nur von einigem Erfolg; man wird wohl die Spuren ihrer Herkunft erkennen, wie denn kein Poet seinen Ursprung verleugnen kann und Goethe immer auch ein Frankfurter Kind bleibt; aber wie sie sind, trefflich, mittelmäßig, widerwärtig, sie haben keine Fühlung unter sich und der deutsche Israelit steht ebenso mitten im deutschen literarischen Leben wie der englische mitten im englischen.

Das ist der eigentliche Sitz des Wahnes, der jetzt die Massen erfaßt hat und sein rechter Prophet ist Herr v. Treitschke. Was heißt das, wenn er von unsern israelitischen Mitbürgern fordert, sie sollen Deutsche werden? Sie sind es ja, so gut wie er und ich. Er mag tugendhafter sein als sie; aber machen die Tugenden den Deutschen? Wer gibt uns das Recht unsere Mitbürger dieser oder jener Kategorie wegen der Fehler, welche im allgemeinen dieser Kategorie, es sei auch mit Recht, zur Last gelegt werden, aus der Reihe der Deutschen zu streichen? Wie scharf man die Fehler dieser Mitbürger empfinden, wie schroff man über alle Milderungsgründe sich hinwegsetzen mag, immer wird man logisch wie praktisch höchstens dahin kommen die Juden für Deutsche zu erklären, welche im Punkte der Erbsünde doppelt bedacht worden sind. Ernsthafte Männer, wenn sie sich dies deutlich gemacht haben, werden darüber nicht im Zweifel sein, daß es ebenso dringend geboten ist den schädlichen Wirkungen dieser Fehler durch prävenierende Gesetzgebung wie im Strafweg nach Vermögen zu steuern, als unmöglich nach dem supponierten Quantum der Erbsünde die Stellung des deutschen Bürgers zu regeln.

Aber mit dieser Einsicht ist nicht genug getan. Es muß in die Auffassung der Ungleichheit, welche zwischen den deutschen Occidentalen und dem semitischen Blut allerdings besteht, größere Klarheit und größere Milde kommen. Wir, die eben erst geeinigte Nation, betreten mit dem Judenkrieg eine gefährliche Bahn. Unsere Stämme sind recht sehr ungleich. Es ist keiner darunter, dem nicht specifische Fehler anhaften, und unsere gegenseitige Liebe ist nicht so alt, daß sie nicht rosten könnte. Heute gilt es den Juden — ob bloß den ungetauften oder auch den getauften und in diesem Falle bis zu welchem Gliede, unterlassen die Herren zu untersuchen, da das herzliche Einverständnis der pastoralen und der germanischen Orthodoxie dabei in die Brüche gehen müßte und das künftige Blutmischungsregulativ von Haus aus in die Domäne des Herrn Ernst Dohm gehört. Morgen wird vielleicht bewiesen, daß genau genommen jeder Berliner nicht besser sei, als ein Semit. Noch etwas weiterhin, und der Pommer fordert die Erstreckung der Statistik auf die Windbeutelei und hofft durch Zahlen zu beweisen, daß dann in den westlichen Provinzen ein doppelter Prozentsatz sich herausstellen werde. Es wäre das nicht der ungeschickteste Weg um die Einheit unserer Nation zu untergraben. Wir verdanken sie mehr dem Haß unserer Feinde als unserem eigenen Verdienst; was der Krieg verbunden hat, kann der Friede, namentlich ein Friede, wie er jetzt in der Presse und auf den Tribünen schaltet, wiederum lockern. Allerdings wird das Weitergehen auf diesem Wege etwas mehr Umstände machen als der Gesamtangriff, den die große deutsche Nation jetzt sich anzuschicken scheint gegen den Mühlendamm zu unternehmen, welcher keinen Judas Maccabäus besitzt. Aber der Fanatismus ist leider nicht immer inkonsequent; und der Hader unter West und Ost, unter Norden und Süden der Nation kann ebenso von den Toten wiederauferstehen, wie andere längst für gestorben und begraben gehaltene Ungeheuerlichkeiten. Uns allen klingt Moltkes Wort im Gedächtnis nach, daß was ein Feldzug gewonnen hat,

dreißig Jahre der Verteidigung fordert. Verteidigung aber heißt nicht bloß Einheit, sondern auch Einigkeit.

Es soll ganz und gar nicht in Abrede gestellt werden, daß die Sondereigenschaften der unter uns lebenden Personen jüdischer Abstammung weit schärfer empfunden werden als diejenigen anderer Stämme und selbst anderer Nationen. Sie sind von Haus aus bestimmter ausgeprägt und durch die beiden Teilen gleich verderbliche tausendjährige Unterdrückung der deutschen Semiten durch die deutschen Christen in künstlicher und zum Teil grauenvoller Weise gesteigert. Unsere politische wie unsere literarische Entwickelung trägt die Spuren davon und kein Historiker kann sie überschweigen. Die Geschichte des Hauses Rothschild ist für die Weltgeschichte von größerer Bedeutung als die innere Geschichte des Staates Sachsen; und ist es gleichgültig, daß dies die Geschichte eines deutschen Juden ist? Unser Jahrhundert hat vielleicht kein größeres Dichtertalent gesehen als Heine; und wer kann dieses Spielen des Verstandes mit dem eigenen Herzblut, dieses im Wollüstigen und Phantastischen gewaltige, der Charaktertragik Shakespeares schlechthin bare Gestaltungstalent anders begreifen, als wenn man sich seines Ursprungs erinnert? Gewiß, die Unterschiede sind da; und sie sind so beschaffen, daß der Judenkultus einer gewissen Epoche oder — in welcher Form er heutzutage aufzutreten pflegt — die Judenfurcht wohl zu den einfältigsten Verwirrungen gehören, deren zu bedienen unsere Nation sich beliebt hat und noch beliebt. Aber diesen Schranken und Mängeln stehen wieder Fähigkeiten und Vorzüge gegenüber, deren Besitz nicht zum letzten Teil diese Agitation mitveranlaßt hat. Daß der reinste und idealste aller Philosophen als Jude gelebt und gelitten hat, ist auch kein Zufall; und an der jüdischen Wohltätigkeit, auch gegen Christen, könnten diese sich ein Beispiel nehmen. Es ist eben wie überall. Licht und Schatten sind gemischt; ob mehr oder minder ungleich, wird niemand zu entscheiden wagen, der nicht Hofprediger ist. Ohne Zweifel sind die Juden, wie einst im römischen Staat, ein Element der nationalen De-

komposition*), so in Deutschland ein Element der Dekomposition der Stämme, und darauf beruht es auch, daß in der deutschen Hauptstadt, wo diese Stämme faktisch sich stärker mischen als irgendwo sonst, die Juden eine Stellung einnehmen, die man anderswo ihnen beneidet. Dekompositionsprozesse sind oftmals notwendig, aber nie erfreulich und haben unvermeidlich eine lange Reihe von Übelständen im Gefolge; der unsrige weniger als der römische, weil die deutsche Nation keineswegs ein so blasser Schemen ist wie die Cäsarische Reichsangehörigkeit; aber so sehr bin ich meiner Heimat nicht entfremdet, daß nicht auch ich oft schmerzlich empfände, was ich gehabt habe und was meinen Kindern fehlen wird. Aber Kinderglück und Männerstolz sind nun einmal unvereinbar. Ein gewisses Abschleifen der Stämme aneinander, die Herstellung einer deutschen Nationalität, welche keiner bestimmten Landsmannschaft entspricht, ist durch die Verhältnisse unbedingt geboten und die großen Städte, Berlin voran, deren natürliche Träger. Daß die Juden in dieser Richtung seit Generationen wirksam eingreifen, halte ich keineswegs für ein Unglück, und bin überhaupt der Ansicht, daß die Vorsehung weit besser als Herr Stöcker begriffen hat, warum dem germanischen Metall für seine Ausgestaltung einige Prozent Israel beizusetzen waren.

Dies sind Ansichten über historische Vorgänge, die andern zum Teil anders erscheinen werden; wenn der Fanatismus noch

*) Ich habe in diese ernste Frage nicht die andere recht gleichgültige hineinziehen wollen, ob ein deutscher Schriftsteller sich einmal mehr oder weniger widersprochen hat, und habe darum nicht erwidert auf die literarischen Streifzüge gewisser Parlamentsredner, deren Vorträge besser Leitartikel der entsprechenden Presse geblieben wären. Indes da ich einmal hier das Wort nehme, glaube ich hinzufügen zu sollen, daß meine Meinung über die Judenfrage vor dreißig Jahren ebenso dieselbe war, wie meine Stimmung gegen diesen Teil meiner Mitbürger. Wer sich von dem letzteren überzeugen will, worauf mehr ankommt, der lese zum Beispiel was ich über das Verhalten der Juden bei Cäsars Tod gesagt habe. Wer mein Buch kennt, wird es bestätigen, daß dasselbe den Anspruch erhebt den Judenschmeichlern ebenso zu mißfallen wie den Judenhassern.

ein neutrales Gebiet anerkennt, sollten Meinungsverschiedenheiten über das Mehr oder Minder des Tatsächlichen nicht die Gemüter zerrütten und die Herzen entzweien. Worauf es ankommt, ist aus der Verwirrung und der Spaltung heraus zu sicheren Grundsätzen des praktischen Handelns zu kommen; und ich will aussprechen, was mir in dieser Hinsicht als Pflicht der Deutschen erscheint. Die Regierung kann hier wenig tun, auch wenn sie es will; es liegt jedem einzelnen ob zu beweisen, daß wir ein freies Volk sind, fähig, sich selbst und seine Stimmungen zu beherrschen und begangene Fehler zu verbessern.

Die gute Sitte und noch eine höhere Pflicht gebieten, die Besonderheiten der einzelnen Nationen und Stämme mit Maß und Schonung zu diskutieren. Je namhafter ein Schriftsteller ist, desto mehr ist er verpflichtet, in dieser Hinsicht diejenigen Schranken einzuhalten, welche der internationale und der nationale Friede erfordert. Eine Charakteristik der Engländer und der Italiener von einem Deutschen, der Pommern und der Rheinländer von einem Schwaben ist ein gefährliches Unternehmen: bei aller Wahrhaftigkeit und allem Wohlwollen hört der Besprochene doch von allem nur den Tadel. Das unvermeidliche und unvermeidlich ungerechte Generalisieren wirkt verstimmend und erbitternd, während es selbstverständlich eine Lächerlichkeit sein würde von solchen Schilderungen eine Besserung der bezeichneten Schäden zu erwarten. Darin vor allem liegt das arge Unrecht und der unermeßliche Schaden, den Herr v. Treitschke mit seinen Judenartikeln angerichtet hat. Jene Worte von den hosenverkaufenden Jünglingen und den Männern aus den Kreisen der höchsten Bildung, aus deren Munde der Ruf ertönt „die Juden sind unser Unglück" — ja es ist eingetroffen, was Herr v. Treitschke voraussah, daß diese „versöhnenden Worte" mißverstanden worden sind. Gewiß waren sie sehr wohlgemeint; gewiß liegt den einzelnen Klagen, die dort erhoben werden, vielfach Wahres zu Grunde; gewiß sind härtere Anklagen gegen die Juden tausendmal ungehört verhallt. Aber wenn die Empfindung der Ver-

schiedenheit dieses Teils der deutschen Bürgerschaft von der großen Majorität bis dahin niedergehalten worden war durch das starke Pflichtgefühl des bessern Teils der Nation, welche es nicht bloß wußte, daß gleiche Pflicht auch gleiches Recht fordert, sondern auch davon die tatsächlichen Konsequenzen zog, so sah sich diese Empfindung nun durch Herrn v. Treitschke proklamiert als die „natürliche Reaktion des germanischen Volksgefühls gegen ein fremdes Element", als „der Ausbruch eines tiefen lang verhaltenen Zornes". Das sprach Herr v. Treitschke aus, der Mann dem unter allen ihren Schriftstellern die deutsche Nation in ihren letzten großen Krisen den meisten Dank schuldet, dessen Feder eines der besten Schwerter war und ist in dem gewendeten, aber nicht beendeten Kampfe gegen den alten Erbfeind der Nation, den Partikularismus. Was er sagte, war damit anständig gemacht. Daher die Bombenwirkung jener Artikel, die wir alle mit Augen gesehen haben. Der Kappzaum der Scham war dieser „tiefen und starken Bewegung" abgenommen; und jetzt schlagen die Wogen und spritzt der Schaum.

Ohne Zweifel hat Herr v. Treitschke diese Wogen und diesen Schaum nicht gewollt, und es fällt mir nicht ein, ihn für die einzelnen Folgen seines Auftretens verantwortlich zu machen. Aber die Frage ist doch unerläßlich: was hat er gewollt? Jene „tiefe und starke Bewegung" hatte doch wohl irgend einen Zweck? Herr v. Treitschke ist ein redegewaltiger Mann; aber er selbst hat doch wohl kaum geglaubt, daß auf seine Allokution hin die Juden nun, wie er es ausdrückt, sämtlich deutsch werden würden. Und wenn nicht, was dann? ein kleines klares Wort darüber wäre nützlicher gewesen als all die ziellosen großen. Nur so viel ist klar: jeder Jude deutscher Nationalität hat den Artikel in dem Sinne aufgefaßt und auffassen müssen, daß er sie als Mitbürger zweiter Klasse betrachtet, gleichsam als eine allenfalls besserungsfähige Strafcompagnie. Das heißt den Bürgerkrieg predigen. Der Ausnahme einzelner Personen und der persönlichen Bekannten, die nach Herrn v. Treitschkes Vorgang jetzt bei den Antisemiten

landläufig geworden ist, hätten er und seine Nachfolger besser sich enthalten. Wenn ein Italiener ein Pasquill auf die deutsche Nation schriebe und Herrn v. Treitschke persönlich ausnähme, würde ihm nicht für die doppelte Beleidigung eine doppelte Abfertigung zu teil werden? Mit vollem Recht haben diejenigen Juden, denen er nicht den Rücken dreht, ihn ihm gewiesen. Sicherlich hat er nur einen platonischen Bürgerkrieg im Sinne gehabt; aber dieser hat, wie billig, geendigt, wie die platonische Liebe zu endigen pflegt. Die schlechten Juden bleiben, was sie waren; die guten wenden sich von den Christen ab; und von den Christen selbst stürzt der Pöbel aller Klassen sich begierig auf das wehrlose Wild und die Besseren sind zum Teil im Innern unsicher und schwankend. Herr v. Treitschke hat mit gutem Recht einen politischen und moralischen Einfluß auf seine Nation wie heute kein zweiter Publicist; er wird, wie es üblich ist, für seine hohe Stellung bestraft durch die Wirkung seiner Fehler.

Diese Hetze des Tages, wie sie in den Judenspiegeln und wie sie weiter heißen jetzt ihren Lauf hat, kann das Publikum nicht bannen, aber ächten. Dies wird hoffentlich nicht ausbleiben, und die entwichene Toleranz zurückkehren, — nicht diejenige, die sich von selbst versteht, gegen die Synagoge, sondern die wesentlichere Toleranz gegen die jüdische von ihren Trägern nicht verschuldete, ihnen als Schicksal auf die Welt mitgegebene Eigenartigkeit. Was über die Sonderstellung des deutschen Judentums im guten wie im bösen zu sagen ist — der Geschichtschreiber wie der Literarhistoriker unserer Zeit kann den Gegensatz nicht unerörtert lassen — dafür werden die Schriftsteller, welche in Betracht kommen, sehr wohl eine Form zu finden wissen, die der verständige Jude hinnehmen kann. Auch das Niederhalten des schlimmen Treibens gewisser jüdischer Elemente verträgt sich vollständig mit der Schonung und der Rücksicht, auf welche der unbescholtene jüdische Mitbürger genau soviel Anrecht hat wie der christliche. Der jüdische Wucher ist keine Fabel; und hoffentlich wird das neue Wuchergesetz ihm so weit steuern, als überhaupt den verbreche-

rischen oder auch nur gemeingefährlichen Handlungen von Staats wegen gesteuert werden kann. Wenn der Jude wie der Judenfreund dies lebhaft wünschen, so wird hoffentlich auch der eifrige Antisemit nichts dagegen haben, wenn bei dieser Gelegenheit es auch einem christlichen Blutsauger schlecht geht. Ferner wird es gut sein, sich zu erinnern, daß im Land Ägypten der Wucher keineswegs aufhörte, als König Pharao die Judenfrage in radikaler Weise gelöst hatte.

„Von einer Zurücknahme oder auch nur einer Schmälerung der vollzogenen Emancipation kann unter Verständigen gar nicht die Rede sein“, sagt Herr v. Treitschke; „sie wäre ein offenbares Unrecht“. Schlimm genug, daß man dergleichen schon sagen muß! Aber was die sogenannte Antisemitenpetition der Herren Zöllner und Genossen erbittet, ist schlimmer als ein offenbares Unrecht; es ist ein heimliches und tückisch verdecktes. Die Juden sollen, wenn Fürst Bismarck nach Herrn Zöllners unmaßgeblicher Ansicht die Nation reformiert, von allen obrigkeitlichen (autoritativen) Stellungen ausgeschlossen werden und ihre Verwendung im Justizdienst, namentlich als Einzelrichter, eine „angemessene Beschränkung“ erfahren; und das Begleitschreiben macht den Fürsten darauf aufmerksam, daß die Staatsregierung im stande sei, diese Bitte lediglich auf dem Wege der Verwaltung ohne jede Zuziehung der gesetzgebenden Faktoren zu gewähren. Also hiernach steht es den Juden auch ferner frei, die Rechte zu studieren und die Prüfungen zu absolvieren, nur angestellt können sie nicht werden. Eine Rechtsschmälerung ist es freilich nicht, wenn das Recht bleibt wie es ist — nur daß davon kein Gebrauch gemacht werden kann; ein guter Beitrag zu der römischen Lehre vom *nudum jus* und zu der kulturhistorisch interessanten Untersuchung über die Gewissensweite der neu-germanischen Orthodoxen. Sind die preußischen Universitäten, die den Namen unserer Könige tragen, gegründet als Schlingen zum Heranlocken an Stellungen, in die der Einlaß versagt wird? Ich kann es verstehen, daß ein richtiger verbissener Antisemit die gute alte Zeit zurückwünscht, in welcher der Jude

nur durch das Taufbecken fähig wurde sich zur Übernahme einer obrigkeitlichen Stellung vorzubereiten. Aber die Forderung dieser Petenten bestätigt leider den alten Satz, daß der Fanatismus ein Krebsschaden ist, welcher schließlich auch das Gefühl der Ehre und der Ehrenhaftigkeit angreift.

Die Petition kommt zur rechten Zeit. Sie öffnet jedem die Augen, wieweit wir schon sind, und wohin wir kommen müssen und kommen werden, wenn diese Flut weiter braust. Sie ist an unserer Universität in diesen Tagen zur Unterzeichnung herumgeboten worden mit einer salvatorischen Klausel in bezug auf „die bürgerliche Stellung und den Standpunkt" der Studenten, welche den Inhalt der Petition nicht berührt. In bezug auf dieselbe heißt es in einem mir gedruckt, aber nicht unterzeichnet, vorliegenden Begleitbrief an die Kommilitonen:

„Gegen alle Schwierigkeiten, Einwendungen und Bedenklichkeiten, die uns von irgend einer Seite erhoben werden könnten, sichert uns der unsre Stellung so bescheiden abgrenzende Zusatz. So wenigstens meint einer unsrer Herren Professoren in Berlin, der in seiner Eigenschaft als akademischer Lehrer, Staatsmann und Volksvertreter sicher in dieser Frage Autorität besitzt wie kein zweiter. Ihn hatten wir Studenten, die wir in Berlin während der Ferien zuerst an die Angelegenheit herantraten, um Rat gefragt, sowohl über die Opportunität einer derartigen Klausel im speciellen, wie unseres Vorgehens im allgemeinen, und der überaus freundliche und detaillierte Bescheid, der uns von dieser Seite wurde, schloß mit den Worten: „Ich sehe nicht nur keinen Grund Ihnen abzuraten, sondern ich wünsche Ihnen vielmehr alles Glück dazu.""

Es ist mir nicht wahrscheinlich, daß Herr v. Treitschke seinen Namen denen des Herrn Zöllner und seiner Genossen beigesellt hat, und noch weniger kann ich es für möglich halten, daß er der hier bezeichnete Berater ist. Aber er wird als solcher genannt, und eine Erklärung, daß er diesen Rat so nicht gegeben hat, erscheint mir dringend geboten, eben weil wir stolz darauf sind einen solchen Lehrer und einen solchen Mann den unsern zu nennen.

Über den Vorgang selbst, soweit er die Universität betrifft, finde ich keine Veranlassung in diesem Zusammenhang mich zu äußern, zumal da dies eine Frage ist, bei der noch ganz andere Momente als pro- und antisemitische Stimmungen in Betracht kommen.

Schließlich ein Wort über die Stellung der Juden selbst zu dieser leidigen Bewegung. Selbstverständlich ist unsere Nation durch Recht und Ehre verpflichtet sie in ihrer Rechtsgleichheit zu schützen, sowohl vor offenem Rechtsbruch wie vor administrativer Prellerei; und diese unsere Pflicht, die wir vor allem uns selbst schulden, hängt keineswegs ab von dem Wohlverhalten der Juden. Aber wovor nicht wir sie schützen können, das ist das Gefühl der Fremdheit und Ungleichheit, mit welchem auch heute noch der christliche Deutsche dem jüdischen vielfach gegenübersteht und das, wie der gegenwärtige Augenblick einmal wieder zeigt, allerdings eine Gefahr in sich trägt für sie wie für uns — der Bürgerkrieg einer Majorität gegen eine Minorität, auch nur als Möglichkeit, ist eine nationale Kalamität. Die Schuld davon liegt allerdings zum Teil bei den Juden. Was das Wort „Christenheit“ einstmals bedeutete, bedeutet es heute nicht mehr voll; aber es ist immer noch das einzige Wort, welches den Charakter der heutigen internationalen Civilisation zusammenfaßt und in dem Millionen und Millionen sich empfinden als Zusammenstehende auf dem völkerreichen Erdball. Außerhalb dieser Schranken zu bleiben und innerhalb der Nation zu stehen ist möglich, aber schwer und gefahrvoll. Wem sein Gewissen, sei es positiv oder negativ, es verbietet dem Judentum abzusagen und sich zum Christentum zu bekennen, der wird dementsprechend handeln und die Folgen auf sich nehmen; Betrachtungen dieser Art gehören in das Kämmerlein, nicht in die öffentliche Diskussion. Aber es ist eine notorische Tatsache, daß eine große Anzahl von Juden nicht durch Gewissensbedenken vom Übertritt abgehalten wird, sondern lediglich durch ganz andere Gefühle, die ich begreifen, aber nicht billigen kann. — Auch die zahlreichen specifisch jüdischen Vereine, wie sie zum Beispiel hier in Berlin bestehen, erscheinen mir, soweit

nicht eben die jeder Diskussion sich entziehende Glaubensfrage auch hier eingreift, entschieden vom Übel. Ich würde keinem Wohltätigkeitsverein beitreten, dessen Statuten ihn verpflichteten nur Holsteinern Hülfe zu gewähren; und bei aller Achtung vor dem Streben und dem Leisten dieser Vereine kann ich in ihrer Sonderexistenz nur eine Nachwirkung der Schutzjudenzeit erkennen. Wenn diese Nachwirkungen auf der einen Seite hin verschwinden sollen, so müssen sie es nach der andern auch; und auf beiden Seiten ist noch viel zu tun. Der Eintritt in eine große Nation kostet seinen Preis; die Hannoveraner und die Hessen und wir Schleswig-Holsteiner sind daran ihn zu bezahlen, und wir fühlen es wohl, daß wir damit von unserem Eigensten ein Stück hingeben. Aber wir geben es dem gemeinsamen Vaterland. Auch die Juden führt kein Moses wieder in das gelobte Land; mögen sie Hosen verkaufen oder Bücher schreiben, es ist ihre Pflicht, soweit sie es können ohne gegen ihr Gewissen zu handeln, auch ihrerseits die Sonderart nach bestem Vermögen von sich zu tun und alle Schranken zwischen sich und den übrigen deutschen Mitbürgern mit entschlossener Hand niederzuwerfen.

Nachwort*).

Aus Herrn v. Treitschkes Erwiderung auf meine Schrift im neuesten Heft der Preußischen Jahrbücher ersehe ich, daß die ihm in dem gedruckten Brief der antisemitischen Studenten beigelegte Mitteilung auf Mißverständnis und Mißbrauch seines Namens beruht, wie ich das in dieser Schrift bereits vorausgesetzt hatte. Auf diese Bestätigung kam es mir an; die Form, in der sie abgegeben worden ist, kann mir gleichgültig sein.

Jener Brief ist mir aus studentischen Kreisen zugekommen und ich habe zu erkennen Gelegenheit gehabt, welchen Schaden

*) Zugefügt in der 3—5. Auflage.

er gestiftet hat und stiften mußte. Ich habe, als ich von ihm Kenntnis erhielt, sofort, eben durch die von Herrn v. Treitschke gewünschte Vermittelung, ihm von der Existenz sowie von den Wirkungen dieser Erklärung Nachricht zukommen lassen. Als ich einige Zeit darauf nach seiner Antwort fragte, wurde mir erwidert, daß diese noch ausstehe. Daß sie seitdem erfolgt ist, versichert Herr v. Treitschke*); mir war dies nicht bekannt und hatte ich keine Veranlassung mich darnach weiter umzuhören. Denn was mir, und nicht mir allein, schlechterdings notwendig erschien und weshalb ich jene Schritte getan hatte: die öffentliche und ausdrückliche Berichtigung dieser Angabe durch Herrn v. Treitschke, die ich mit voller Sicherheit erwartete, blieb aus. Da ich diese auf dem kollegialischen Wege nicht erreichte, habe ich sie direkt provociert, und ich freue mich sie erreicht zu haben. Daß Herr v. Treitschke die Zöllnersche Petition selbst nicht unterzeichnen konnte, war für jeden klar; nicht so klar, daß er es auch mißbilligte, wenn andere sie unterschrieben, und diese Mißbilligung war in hohem Grade wünschenswert. Die pro- wie antisemitischen Agitationen, die Demonstrationen gegen einzelne akademische Lehrer und die andern dargebrachten Ovationen dieser Art sollen und müssen ein Ende haben; die bösartige Bewegung hat Unheil genug an unserer Universität angerichtet und die jetzt vorliegende Erklärung wird dafür wesentlich ins Gewicht fallen. Daß sie Herrn v. Treitschke abgezwungen werden mußte, nimmt ihrem Werte gewiß nichts.

Über die Sache selbst finde ich mich nicht veranlaßt etwas hinzuzufügen. Neu ist in seiner Erwiderung nur der Vorwurf, daß ich nicht kollegialisch verfahren bin; oder auch nicht neu. Denn dieser mächtige und erfahrene Publicist von Profession, der eine politische Monatsschrift herausgibt und verschiedene andere Preßstimmen beherrscht, hat ja schon einmal, als die Erklärung

*) Es hat sich seitdem herausgestellt, daß diese Anfrage später als wir es erwarten durften, an Herrn v. Treitschke gelangt ist und er seinerseits sie sofort beantwortet hat. — 23. 12. 80. [Der Zusatz fehlt in der 3. Auflage.]

der Siebzig ihm deutlich gemacht worden war, sich unter den Schutz der Lehrfreiheit geflüchtet. Jetzt ruft er den Schirm der Kollegialität an. Also das steckt hinter all den tönenden Worten?

Ich bin stolz darauf Professor zu sein an der Universität Berlin, stolz auf die Anstalt, stolz auf meine Kollegen, und ich war es bisher insbesondere auch auf diesen. Aber wenn ein Teil meiner Mitbürger von einem Berliner Universitätslehrer, der zugleich noch manches andere tut als docieren, gemißhandelt wird, dann stecke ich den Professor in die Tasche, und ich rate Herrn v. Treitschke das gleiche zu tun.

Berlin, den 15. 12. 1880.

IN EIGENER SACHE*).

Nicht gern nimmt man in persönlichen Dingen vor der Öffentlichkeit das Wort. Indes immer ist dies nicht zu vermeiden, und ich halte unter den obwaltenden Umständen es angezeigt dies zu tun. Die von der Pariser Akademie mir durch die Ernennung zu ihrem auswärtigen Mitglied erwiesene Ehrung hat die französische oder vielmehr Pariser Presse zu einem Ausbruch des Patriotismus veranlaßt, wovon mir die Belege in Artikeln wie es scheint so ziemlich sämtlicher dort erscheinender Tageblätter vorliegen. In diesem Charivari selbst mir Gehör zu verschaffen, würde vergebliche Mühe sein; und ich kann es auch nur richtig finden, daß meine dortigen zahlreichen und werten Freunde dies ebensowenig versuchen. *Nous avons une presse immonde*, schreibt man mir, und so weiter. Wir wissen das auch, und unser Urteil über Menschen und Dinge in Frankreich wird nicht bestimmt durch die Pariser Journale. „Hat doch der Walfisch seine Laus"; die Franzosen können die korrumpierte Presse ihrer Hauptstadt verachten und ertragen und wir sie verachten und regelmäßig sie ignorieren. Aber soweit es sich um verfälschte oder gefälschte Tatsachen handelt, wird es mir wohl gestattet sein, ein für allemal die Dinge richtig zu stellen, alte öfter widerlegte und neu hinzugekommene Unwahrheiten hier zusammenfassend. Einige deutsche Blätter — allerdings, so viel mir bekannt, nur die „Münchener Allgemeine

*) Die Nation, 12. Jahrg. Nr. 37, 15. Juni 1895. S. 527—528. [Auf ähnliche bald nach dem Kriege in französischen Blättern gegen ihn erhobene Anschuldigungen hatte Mommsen bereits eine mit der hier abgedruckten im wesentlichen übereinstimmende Erklärung in der Vossischen Zeitung vom 6. Januar 1872 abgegeben. Das unten erwähnte Schreiben Mommsens an Napoleon ist nicht in Übersetzung, sondern in der französischen Fassung in den Preußischen Jahrbüchern 27. Band, 1871 S. 390—391 abgedruckt.]

Zeitung“ und die „Kreuzzeitung“ — haben den französischen Kollegen Sekundantendienst geleistet und jene Artikel in abgeschwächter Form wiedergegeben. Auch außerhalb Deutschlands habe ich zahlreiche Beziehungen, denen in dieser Beleuchtung vorgeführt zu werden, mir nicht gleichgültig sein kann.

Es wird vielfach behauptet, daß ich bei den Cäsarstudien Napoleons III. beteiligt gewesen sei. Eine derartige Mitwirkung ist mir allerdings in mündlichen Verhandlungen nahegelegt worden; ich bin darauf nicht eingegangen und habe eine förmliche Aufforderung dazu verhindert. Ein Kaiser kann ja zugleich Schriftsteller sein; die Grenzen aber zwischen dem Autor und dem Imperator sind schwer zu ziehen und die literarische Beihülfe behält in diesem Falle immer einen bedenklichen Charakter. Ich habe für die Schriftstellerei des Kaisers nie einen Federzug getan und noch weniger in seinem Auftrag und auf seine Kosten Reisen ausgeführt.

Es wird weiter behauptet, daß ich zu den deutschen Gelehrten gehört habe, die den Kaiser in unwürdiger Weise flattiert hätten. Der Kaiser hat mir nicht bloß gesellschaftliche Höflichkeiten erwiesen, sondern, trotz jener tatsächlichen Ablehnung, mir die Vergünstigung gewährt, jede Handschrift der Pariser Bibliothek ohne offizielle Vermittelung direkt erbitten zu dürfen, was mir bei meinen Arbeiten von wesentlichem Nutzen gewesen ist. Darauf habe ich ihm gedankt; in welcher Weise dies geschehen ist, zeigt mein Schreiben an ihn, das nach seinem Sturz gefunden und mit den übrigen Papieren aus den Tuilerien veröffentlicht worden ist. Als mir nach dem Kriege der gleiche Vorwurf in Deutschland gemacht ward, habe ich ihn beantwortet durch Einrückung der deutschen Übersetzung dieses Schreibens in die „Preußischen Jahrbücher“.

Es wird behauptet, daß ich vom Kaiser Napoleon eine Pension bezogen habe. Ich habe niemals weder aus einer französischen Staatskasse noch aus der kaiserlichen Privatschatulle Geld empfangen. Als der Kaiser die Werke Borghesis herausgab und zu

diesem Behuf die Korrekturbogen verschiedenen Gelehrten zur Durchsicht und Adnotierung mitteilen ließ, habe ich mich unter diesen Gelehrten befunden und die Arbeit getan, das Honorar aber, welches dafür angeboten ward, abgelehnt. Von der eigenen Regierung hätte ich es selbstverständlich angenommen; von einer auswärtigen Regierung sich bezahlen zu lassen, ist der Mißdeutung ausgesetzt und gefährlich.

Daß ich im August 1870, als in Italien die Wage schwankte zwischen dem Anschluß an Deutschland oder an Frankreich, veranlaßt worden bin, in einem gedruckten Aufruf an die Italiener sie von dem letzteren abzumahnen, ist bekannt. Leichten Herzens ist dies nicht geschehen. Sowohl bei der Leitung des akademischen Inschriftenunternehmens wie durch vielfältige und enge persönliche Verhältnisse waren meine Beziehungen zu den Pariser Kreisen mir von hohem Wert, und ich wußte schon damals sehr genau, was ich mit diesem Schritt aufgab, kann es auch dem Franzosen keineswegs verdenken, daß er einen solchen Angriff schwerer empfindet und vergißt als die Kugel aus dem Zündnadelgewehr. Aber was kam im August 1870 auf die Inschriftenarbeit und auf internationale Freundschaft an? Ich bin nicht naiv genug, um mir einzureden, daß jener Zeitungsartikel irgend eine Wirkung auf die Geschicke des Krieges ausgeübt habe; aber wie der einzelne Soldat seinen Schuß abgibt, ohne zu fragen, ob er überflüssig sei, so tut in solchen Zeiten ein jeder, was ihm im Dienst des eigenen Landes zu tun rätlich scheint, ohne nach den weiteren Folgen zu fragen.

Es wird behauptet, daß ich während der Belagerung von Paris an einer Berliner Petition an Feldmarschall Moltke um Eröffnung des Bombardements mich beteiligt oder auch sie veranlaßt habe. Ich weiß nicht, ob dem Feldmarschall jemals ein solcher unerbetener Rat von Berlin aus erteilt worden ist; was mich betrifft, ist die Erzählung nicht bloß verfälscht, sondern vollständig falsch.

Es wird behauptet, daß nach dem Kriege ich im Namen unserer Akademie mich an die Pariser gewendet habe mit der Anfrage, ob sie das Inschriftenwerk auch ferner zu unterstützen

beabsichtige. Dies ist ebenfalls eine Fälschung, schon darum, weil die Kosten dieses Werkes durchaus von unserer Akademie bestritten worden sind und keine auswärtige Subvention jemals dafür stattgefunden hat. Allerdings sollten die Inschriften des französischen Herrschaftsgebietes von einem Mitglied der französischen Akademie, dem verstorbenen Herrn Renier in Verbindung mit deutschen Gelehrten bearbeitet werden. Daß nach dem Kriege dieses Zusammenarbeiten in Wegfall kommen mußte, lag auf der Hand; indes war es unumgänglich, an Herrn Renier die Frage zu richten, ob er die Arbeiten so, wie sie angelegt waren, fortzuführen gedenke. Diese Frage habe ich gestellt und als sie verneint ward, die Arbeiten durch deutsche Gelehrte ohne französische Mitwirkung ausführen lassen.

Endlich pflegt behauptet zu werden, daß ich nach dem Kriege die französische Nation insultiert habe. Durch ein langes literarisches Leben hindurch habe ich es mir stets zum Gesetz gemacht, in wissenschaftlichen Fragen nur mit den Personen mich auseinanderzusetzen und die Applikation der Fehler, die ja jede Nation hat, auf den einzelnen Schriftsteller zu vermeiden; sie verletzt eben die Besten, die von diesen Nationalfehlern sich befreit haben, und ist häufig ungerecht und immer schädlich. Was mit jenem Vorwurf gemeint ist, wenn dabei überhaupt an eine bestimmte Tatsache gedacht wird, bekenne ich, nicht zu wissen. Ein einziges Mal, in der Vorrede zu dem 1873 erschienenen dritten Bande der Inschriftensammlung habe ich mich öffentlich ausgesprochen über die schwere Schädigung, welche der deutsch-französische Krieg den wissenschaftlichen Arbeiten zugefügt hat: *orbe terrarum interim convulso nationibusque divulsis plerique eorum quorum munificentia et amicitia prima potissimum hujus syllogae pars nitet, ex amicis hostes facti sunt, ex hostibus inimici.* Gewiß habe ich, wie jeder Deutsche, mich unserer großen Erfolge gefreut und neben diesen verschwinden alle mit denselben verknüpften Unannehmlichkeiten und Schädigungen. Aber wenige sind in der Lage gewesen, das schwere Unglück des dauernden nationalen Konflikts tiefer zu

empfinden als ich. Bei der ehren- und dornenvollen Aufgabe, welche mir durch die Leitung des akademischen Inschriftenwerkes erwuchs, habe ich es als ein besonderes Glück empfunden, daß dieses Unternehmen, welches der Sache nach von der gesamten Gelehrtenwelt ausgeführt werden mußte und bei dem die sogenannten Herausgeber nicht viel mehr sind als der Redakteur bei dem Journal, in hervorragender Weise geeignet war, die internationalen literarischen Beziehungen zu beleben und zu festigen, und in fünfzigjähriger Arbeit habe ich den Segen und die Freuden solchen Zusammenwirkens erfahren. Die Haltung Frankreichs ist in dieser Hinsicht von so entscheidender Bedeutung, daß damals der Bruch zwischen den beiden Nationen dem Begraben solcher Hoffnungen nahe kam. Das hat auch ertragen werden müssen — jetzt bessern sich die Dinge —; aber von dem Jubel darüber bin ich stets weit entfernt gewesen, und von dem schweren sittlichen Vorwurf des Hohnes gegen die Besiegten weiß ich mich völlig frei.

UNIVERSITÄTSUNTERRICHT UND KONFESSION*).

Es geht durch die deutschen Universitätskreise das Gefühl der Degradierung. Unser Lebensnerv ist die voraussetzungslose Forschung, diejenige Forschung, die nicht das findet, was sie nach Zweckerwägungen und Rücksichtnahmen finden soll und finden möchte, was anderen außerhalb der Wissenschaft liegenden praktischen Zielen dient, sondern was logisch und historisch dem gewissenhaften Forscher als das Richtige erscheint, in ein Wort zusammengefaßt: die Wahrhaftigkeit. — Auf der Wahrhaftigkeit beruht unsere Selbstachtung, unsere Standesehre, unser Einfluß auf die Jugend. Auf ihr ruht die deutsche Wissenschaft, die das Ihrige beigetragen hat zu der Größe und der Macht des deutschen Volkes. Wer daran rührt, der führt die Axt gegen den mächtigen Baum, in dessen Schatten und Schutz wir leben, dessen Früchte die Welt erfreuen.

Ein solcher Axtschlag ist jede Anstellung eines Universitätslehrers, dessen Forschungsfreiheit Schranken gezogen werden. Abgesehen von den theologischen Fakultäten ist der Konfessionalismus der Todfeind des Universitätswesens. Die Berufung eines Historikers oder eines Philosophen, welcher katholisch sein muß, oder protestantisch sein muß, und welcher dieser seiner Konfession dienstbar sein soll, heißt doch nichts anderes, als den also Berufenen verpflichten, seiner Arbeit da Grenzen zu setzen, wo die Ergebnisse einem konfessionellen Dogma unbequem werden könnten.

---

*) Münchner Neueste Nachrichten 15. und 24. November 1901; abgedruckt Hochschulnachrichten XII, 2 (1901) S. 25—27.

dem protestantischen Historiker verbieten, das gewaltige Geisteswerk des Papsttums in volles Licht zu setzen, dem katholischen, die tiefen Gedanken und ungeheuere Bedeutung des Ketzertums und des Protestantismus zu würdigen. In dem kläglichen Armutszeugnis, das die Konfessionen damit sich selbst ausstellen, wenn sie ihren Anhängern verbieten, Geschichte oder Philosophie bei einem Lehrer anderer Konfession zu hören, und gegen etwaige Irrlehren das Mittel der Ohrenverstopfung verordnen, liegt zugleich eine der Allgemeinheit drohende Gefahr. In seinen Anfängen ist der Krebsschaden heilbar; späterhin ist er es nicht mehr.

Möchte jeder junge Mann, den der Universitätsberuf auf diese schwierigen Gebiete lockt, immer und vor allem dessen eingedenk bleiben, daß für den echten Erfolg die erste Bedingung der Mut der Wahrhaftigkeit ist, daß der Fanatiker, der die Wahrheit nicht zu begreifen vermag, nicht an die Universität gehört, noch weniger aber derjenige, der insoweit konfessionell ist, als er dabei zugleich ministeriell bleibt. Gewiß kann auch er als Gelehrter tüchtige Arbeit leisten; aber auf die Selbstachtung und auf die Achtung seiner Standesgenossen und der für den Seelenadel feinfühligen Jugend muß er verzichten.

Möglichem Mißverständnis zu begegnen, mag noch hinzugefügt werden, daß hier die Rede ist lediglich von den prinzipiellen Fragen, ob es gerechtfertigt ist, Universitätsprofessuren, außerhalb der theologischen Fakultäten, nach konfessionellen Rücksichten und mit konfessionellem Rechtszwang zu vergeben. Wie in dem einzelnen Fall der Ernannte sich persönlich zu seiner Konfession stellt, was er als Protestant oder als Katholik sein will oder sein soll oder sein kann, kommt dabei in keiner Weise in Betracht. Der Schlag gegen die Universitätsfreiheit bleibt der gleiche, mag er in der besonderen Anwendung die eine oder die andere Konfession, diese oder jene Richtung treffen.

Möchte somit ein jeder, der bei der Anstellung von Universitätslehrern mitzuwirken berufen ist, dessen eingedenk bleiben, daß die voraussetzungslose Forschung, das heißt die Ehrlichkeit und

Wahrhaftigkeit des Forschers das Palladium des Universitätsunterrichts ist, und sich hüten vor dem, was nicht verziehen wird, vor der Verleitung zu der Sünde wider den Heiligen Geist. Die Hoffnung wird vielleicht nicht täuschen, daß damit die Gesinnung unserer Kollegen zum Ausdruck gebracht wird.

Nachdem die geehrte Redaktion sowohl meiner durch die jüngsten Universitätsvorgänge hervorgerufenen Erklärung, sowie auch der Einwendung des Herrn Prof. v. Hertling Aufnahme gewährt hat, wird sie auch mir wohl noch in dieser wichtigen Sache ein zweites Wort verstatten. Wer Mißverständnisse aufzuklären versucht, pflegt neue zu schaffen; darum muß es dennoch versucht werden, nicht um zur Verständigung zu gelangen, welche bei derartigen Differenzen ausgeschlossen ist, aber wenigstens um vollständig verstanden zu werden.

Die Voraussetzungslosigkeit aller wissenschaftlichen Forschung ist das ideale Ziel, dem jeder gewissenhafte Mann zustrebt, das aber keiner erreicht noch erreichen kann. Religiöse, politische, sociale Überzeugungen bringt ein jeder von Haus aus mit und gestaltet sie aus nach dem Maß seiner Arbeits- und Lebenserfahrungen; und wenn es auch unsere heilige Pflicht ist, nach dem Verständnis auch der uns entgegenstehenden Anschauungen zu suchen und ihnen nach Möglichkeit gerecht zu werden, „alles zu verstehen und alles zu verzeihen“ ist eine Gottähnlichkeit, deren kein Sterblicher sich vermessen wird.

Es kann darum auch dem wahrhaften Katholiken daraus kein Vorwurf gemacht werden, daß seine Weltanschauung und also auch Forschung und Lehre ihm durch seinen Glauben beeinflußt wird, vorausgesetzt immer, daß er sich selber gegenüber wahrhaftig bleibt und nicht aussagt, was sein Verstand als falsch erkennt. Inwieweit er durch das Verhältnis zu seiner Kirche gezwungen werden kann, seinen Verstand gefangen zu nehmen, mag hier un-

erörtert bleiben; es gibt weite wissenschaftliche Gebiete, welche durch dieses Dilemma nicht berührt werden.

Wogegen wir uns wenden, ist keineswegs die Vertretung der katholischen Weltanschauung an den deutschen Universitäten und die paritätische Berücksichtigung auch der katholisch gesinnten Gelehrten, wir wenden uns lediglich gegen die rohe Verkörperung der wissenschaftlichen Parität dadurch, daß man einen Professor anstellt für protestantische und einen anderen für katholische Geschichte oder Philosophie oder Socialwissenschaft.

Die Stellung der Konfessionen ist in dieser Beziehung wesentlich dieselbe wie die der philosophischen, der politischen, der socialen Parteien. Man fordert auf diesem Gebiet von den Universitätsverwaltungen eine gewisse Unparteilichkeit; es ist vor Zeiten der preußischen verdacht worden, daß sie nur Hegelinge zum philosophischen Katheder zuließ, und man verübelt es ihr heute vielfach, daß sie den Kathedersocialismus großgezogen hat, weiter daß sie die agrarischen Sociologen nicht ausreichend berücksichtigt. Wie man über eine solche mindestens recht schwierig zu effektuierende Unparteilichkeit immer denken mag, es liegt diesen Anforderungen das richtige Gefühl zu Grunde, daß die Universitäten, ihrem Namen entsprechend, den ungleichen Weltanschauungen die Tore offen halten sollen. Wir denken sehr verschieden; aber noch ist kein Akademiker darauf verfallen, auf diesen Gebieten die Zaunordnung einzuführen und für die entgegengesetzten Auffassungen besondere Kämmerchen einzurichten. Die Universität ist der große Fechtboden des deutschen Geistes; wir bekämpfen unsere Gegner außerhalb und innerhalb derselben, indes auf demselben Waffenplatz und mit gleichen Waffen. Aber ihren Waffenplatz für sich und ihr ungestörtes Eckchen begehren diejenigen Katholiken, welche derartige katholische Professuren fordern. Würden ihre Interessen mit etwas mehr Geschick und Geist geführt, so würden sie die ersten sein, sich derartige Einrichtungen zu verbitten, nicht bloß weil sie damit dem Katholiken zumuten, ohne Prüfung zu glauben, sondern auch weil sie ihre Inferiorität

auf all diesen Gebieten damit förmlich und offiziell konstatieren. Daß ein tüchtiger Gelehrter darum zu keiner Anstellung gelangen kann, weil er Katholik ist, wird heutzutage schwerlich behauptet werden. Bei denjenigen Professuren aber, für die die erste Bedingung der Katholizismus und die zweite die Tüchtigkeit ist, liegt die Gefahr nahe, daß der Mangel an geeigneten Männern zu Mediokritätskreationen führt. Dies *testimonium paupertatis*, das aus einer derartigen Institution nicht notwendig, aber leicht sich entwickeln kann, ist im allgemeinen Universitätsinteresse in hohem Grade zu bedauern.

Wenn Herr v. Hertling auf die Raumerschen (!) Schöpfungen im preußischen Universitätswesen hinweist als zu Recht bestehend, so ist das Bestehen ja unbestritten, minder aber das Recht. Der Olmützer Vertrag hat auch bestanden, aber nicht zu Recht. Ein Schandfleck auf dem preußischen Ehrenschilde kann nicht verjähren.

Noch mag erwähnt werden, daß die Äußerungen allerdings durch die Straßburger Vorgänge der letzten Zeit veranlaßt worden sind, daß sie aber über den „Fall Spahn“ keineswegs aburteilen. Ich kenne weder die wissenschaftlichen Leistungen dieses Gelehrten noch seine Persönlichkeit; ist der Mann seiner Stellung wert, so ist er sehr zu bedauern.

DIE GESCHICHTE DER TODESSTRAFE IM RÖMISCHEN STAAT*).

Die Behandlung der Todesstrafe in den öffentlichen Ordnungen ist ein wichtiges Moment der Kulturgeschichte, und der römische Staat ist durch das innere Moment der rücksichtslosen Folgerichtigkeit seiner Entwicklung wie durch das äußere des ihm zum Werden und zum Ausleben gelassenen beispiellos langen Zeitraums für vergleichende Erwägungen dieser Art vorzugsweise geeignet. Wenn ich es unternehme, hier einen Überblick über die Geschichte der Todesstrafe bei den Römern zu geben, so geschieht dies einerseits mit dem Bewußtsein, daß für die betreffenden rechtlichen Fragen unsere Überlieferung reichlicher und sicherer ist als für die pragmatische Geschichte, anderseits aber auch mit dem Bewußtsein, daß die geschichtliche Darstellung vielleicht unter günstigen Bedingungen Glanz und Farbe haben kann, ein Überblick dieser Art aber darauf verzichten muß und sich an die exceptionellen Leser wendet, welche den Zeitaufwand und die Entsagung des Nachdenkens aufzubringen im stande sind.

Die Todesstrafe beruht bei den Römern auf dem religiösen Fundament des entsühnenden Menschenopfers, und zwar des Menschenopfers vollzogen zunächst an dem kriegsgefangenen Landesfeind. Dieser Grundgedanke der staatlichen Todesstrafe tritt deutlich hervor in der ursprünglichen Form ihrer Vollstreckung. Der Verbrecher wird mit dem Beil enthauptet; das Beil aber ist bei den Römern niemals Waffe gewesen, sondern das Handwerkzeug des Schlächters, und dies sowie die Form der Hinrichtung

*) Cosmopolis I. Band, 1896 S. 231—241.

entsprechen genau der Schlachtung des Opfertieres. Ebenso deutlich tritt diese Grundlage der römischen Todesstrafe darin zu Tage, daß die von Gemeinde wegen vollzogene Todesstrafe zunächst den Bürger trifft, der sich durch seine Handlungen dem Landesfeinde gleichstellt, in erster Reihe den Überläufer, weiter aber jeden des Landesverrats schuldigen Mann. Begreiflicherweise wird dieser schwerer behandelt als der Landesfeind selbst; wenn das Kriegsrecht die Tötung des Gefangenen nur zuläßt, so fordert das Strafrecht die Hinrichtung des Verbrechers. Ausgedehnt wird die Todesstrafe weiter auf den Mörder und den Brandstifter; ein solcher gilt zwar nicht wie der Überläufer als Landesfeind, aber diese Verbrechen sind in erster Reihe schwere Störungen der öffentlichen Sicherheit, Verletzungen der Samtbürgschaft eines für alle und aller für einen, auf welcher der Staat beruht; und darum trifft bereits in dem ältesten uns erkennbaren Entwickelungsstadium auch diese Missetäter das Beil.

Neben dieser im geregelten Strafprozeß, das heißt, nach öffentlicher Verhandlung auf dem Markt der Stadt und nach angehörter Verteidigung auf Grund magistratischen Todesurteils eintretenden Exekution steht das magistratische Recht der Selbsthülfe bei gefährlicher Störung des öffentlichen Friedens und bei Unbotmäßigkeit des einzelnen Bürgers. Es ist keineswegs auf eigentliche Notwehr beschränkt, aber es ist ein Notverfahren und schließt wie die prozessualische Behandlung so auch die geordnete Vollstreckung des Urteils durch das Beil aus. Der Magistrat zwingt den Ungehorsamen — Coercition heißt dies bei den Römern — und läßt, wenn gelindere Mittel nicht reichen, den Widerspenstigen greifen und von dem Felsen des Kapitols in den Abgrund stürzen.

Außer dem auf wenige Fälle beschränkten kapitalen Strafprozeß und dem außerordentlicherweise eintretenden kapitalen Zwangsverfahren kennt die älteste uns bekannte römische Ordnung die Todesstrafe so gut wie gar nicht. Für keines der übrigen, insbesondere für kein Eigentumsverbrechen wird dem Übeltäter der Tod von Rechts wegen angedroht. Somit hatten die späteren

Römer einige Ursache, ihren Vorfahren neben anderen minder bestreitbaren Tugenden auch diejenige der Humanität nachzurühmen.

Die übrigen Verbrechen werden von den Römern als Privatdelikte, das ist, nach heutigem Sprachgebrauch, als Antragsprozesse bezeichnet. Diese ruhen nicht auf dem religiösen Gedanken der Sühnung, sondern auf dem der praktischen Rache, die der Verletzte von dem Verletzer fordert, und die, nachdem die staatliche Ordnung die Hülfe des jedem einzelnen Bürger überlegenen Gemeindewesens dafür anzurufen gestattet, auch der schwächere Verletzte dem stärkeren Verletzer gegenüber durchzuführen im stande ist. Indes der römische Bürger, wie er sein soll, ist nicht rachsüchtig und vor allen Dingen ein wirtschaftlicher Haushalter. Nur in wenigen Fällen kann nach römischer Ordnung die Rache bis zur Tötung des Verletzers vorgehen, und auch in diesen ist die Tötung, nicht wie bei den öffentlichen Verbrechen gesetzlich vorgeschrieben, sondern nur gesetzlich gestattet; es gilt dies für den Dieb, der auf frischer Tat ergriffen wird und für den falschen Zeugen, in welchen beiden Fällen allerdings das Bedürfnis der Rache am heißesten brennt. Wenn diese Verbrecher sich mit Geld nicht wider den Willen des Verletzten lösen können, so ist dagegen für die ganze Masse der übrigen Verbrechen die Lösung mittels einer Geldbuße in der Weise vorgeschrieben, daß der Verletzte die Annahme nicht verweigern darf. Ist der Übeltäter nicht im stande, die Lösung aufzubringen, so wird er nicht anders behandelt als jeder zahlungsunfähige Schuldner, das heißt er verliert nicht die bürgerliche, aber die persönliche Freiheit und sein neuer Herr kann mit ihm anfangen, was ihm beliebt, ihn einsperren und zur Zwangsarbeit verwenden, oder auch nach Ermessen ihn töten. Dies ist also die, mit billiger Rücksicht auf zahlungsfähige Verbrecher, wirtschaftlich wohl temperierte Privatrache. Für den, welcher die Kosten des Fehlschlagens tragen kann, ist der Diebstahl eine gewagte Spekulation. Der Dieb, der dazu nicht im stande ist — und auch in Rom stahl der Arme öfter als der Wohlhabende — wird zwar nicht von Rechts wegen hingerichtet,

und verständige Bestohlene werden es vorgezogen haben, ihn als Arbeiter zu verwerten; aber die bürgerliche Freiheit, welche die Hoffart des Gesetzes dem Verurteilten ungeschmälert läßt, hindert den neuen Herrn nicht, wenn er es wünscht, die aufgeschobene Rache späterhin nach Gefallen zu nehmen.

Die Handhabung dieser ältesten Rechtsordnung steht bei der Magistratur, dem monarchischen und lebenslänglichen Gemeindevorsteher der ältesten Zeit und den unter Aufgabe der Monarchie wie der Lebenslänglichkeit in der Republik an seine Stelle tretenden Beamten, das heißt bei dem König und bei den Konsuln. Ein Unterschied zwischen Stadt- und Landrecht oder Kriegs- und Friedensrecht besteht nicht. Das Imperium und das Beil schalten gleichmäßig in Rom und im Lager und gleichmäßig über den Bürger wie über den Nichtbürger. Von der Bürgerschaft war die Handhabung des Imperium nicht abhängig. Es mag sein, daß der Magistrat, wenn er ein Todesurteil nicht zu vollziehen wünschte, zur Begnadigung nicht anders befugt war, als mit Zustimmung der Versammlung der Bürger und daß insofern schon damals die Übereinstimmung des Gemeindeherrn und der Gemeinde als die über dem Gesetz stehende höchste Gewalt im Staat anerkannt war; aber die Handhabung der gesetzlichen Ordnung durch die strafrechtliche Judikation und im Notfall die Coercition erfolgte ohne Mitwirkung der Bürgerschaft.

Eine wichtige Änderung dieser Ordnungen trat ein, sei es zu Anfang der Republik, sei es in ihrer Frühzeit, durch die Anordnung, daß das im Stadtbezirk über einen römischen Bürger verhängte Todesurteil nicht anders vollstreckt werden dürfe, als wenn der Anrufung der Gemeinde auf Begnadigung stattgegeben und von dieser das magistratische Urteil bestätigt sei. Damit schied sich Stadtrecht und Kriegsrecht. Faktische Scheidung der bürgerlichen und der militärischen Vergehen war damit gleichfalls gegeben; rechtlich aber hängt der Gegensatz nicht ab von der Beschaffenheit des Verbrechens, sondern von der Örtlichkeit, an der der Verbrecher vor den Magistrat gestellt wird. Ihren handgreif-

lichen Ausdruck fand die neue Rechtsordnung darin, daß, wo der Magistrat an sie gebunden war, in dem Abzeichen seiner Strafgewalt, den Fasces der Liktoren, die Beile fehlten.

In dem Kriegsgebiet, das ist in Italien außerhalb des engen Stadtbezirks und späterhin in den Provinzen, hat das Beil seine Herrschaft durch die gesamte republikanische Zeit hindurch behauptet. Auch unter dem Prinzipat ist zwar, als charakteristisches Zeichen des damit eintretenden Militärregiments, das Beil durch das Schwert abgelöst worden, in der Handhabung der Todesstrafe selbst aber eine wesentliche Änderung nicht eingetreten. Prinzipiell ist nur, wir wissen nicht wann, wahrscheinlich nicht lange vor dem Ende der Republik, das Recht auf den Tod zu erkennen dem Feldherrn in Beziehung auf römische Bürger genommen worden. Im übrigen hat Verres in Sicilien über Leben und Tod geschaltet wie König Romulus vom Palatin aus und wahrscheinlich nicht milder. Es gibt eine Geschichte, daß noch unter Augustus ein Statthalter von Afrika, nachdem er an einem Tage 300 Verbrecher hatte köpfen lassen, auf der Richtstätte wandelnd sich glücklich gepriesen hat: „welch königliches Werk (*o rem regiam*)!“ Sie mag wohl wahr sein.

Im städtischen Gebiet blieb die Todesstrafe bestehen teils für die Ausländer und die Unfreien, teils für diejenigen römischen Bürger, denen die Bürgerschaft die Begnadigung versagte. Indes änderte sich, seitdem die Beile fehlten, die Art der Vollstreckung. Die ordentliche Todesstrafe wurde jetzt die Kreuzigung, gleichzeitig für Freie wie für Sklaven oder höchstens mit dem Unterschied, daß der Freie am Kreuz zu Tode gegeißelt ward, dem Sklaven aber mit geringerer Bemühung des Henkers die Schenkel gebrochen wurden oder auch man ihn am Kreuz verenden ließ. Es gehört zu den wunderlichsten Blüten der römischen Hoffärtigkeit, daß diese Todesstrafe, wenn sie an einem Bürger vollstreckt wird, Exekution nach der Sitte der Väter (*more maiorum*), wenn an einem Sklaven oder Fremden, Kreuzigung heißt, ja man ungescheut die Kreuzigung bezeichnet als Sklavenhinrichtung (*sup-*

plicium servile). Man gewann es nicht über sich, außer wo einmal ein Advokat für seinen Klienten Stimmung zu machen hatte, es geradezu auszusprechen, daß, wenn der Schwestermörder der Königszeit aus dem altpatricischen Horatiergeschlecht nicht begnadigt worden wäre, er geendigt haben würde wie der letzte Sklavenverbrecher auf dem Esquilin. — Neben dieser regelmäßigen öffentlichen Exekutionsform wurden auch andere gebraucht, die Mörder gesäckt, die Brandstifter verbrannt. Frauen unterliegen der öffentlichen Exekution nicht; wenn diese nicht durch ihre Familie vollstreckt werden kann, so werden sie im Kerker hingerichtet durch Verhungern oder gewöhnlich durch Erdrosseln; und diese nichtöffentliche Hinrichtung im Kerker ist unter der späteren Republik auch bei Männern aus besseren Ständen überwiegend angewendet worden. Wesentlich war überall die Vollziehung des Urteils ohne Enthauptung.

Überhaupt aber ließ man das ordentliche Strafverfahren verfallen. Seit über das schwere Verbrechen des römischen Bürgers in letzter Instanz die Bürgerschaft mit ihren unberechenbaren Majoritäten entschied, gaben die Oberbeamten das Verfahren in erster Instanz ab; sie waren und galten immer noch als die Herren der Gemeinde, und der königliche Richter kann die Kassierung nicht vertragen, Die dafür eintretende Staatsanwaltschaft war das Stiefkind der Republik. Für Landesverrat gab es gar keine ständige erste Instanz, vielleicht weil man in der Tat keine brauchte; kam einmal ein solches Verbrechen im Stadtkreis vor, so wurden die Richter erster Instanz für den einzelnen Fall bestellt. Für den Mörder und die ihm gleichgeachteten Verbrecher bildeten die erste Instanz niedriggestellte und mit anderen ständigen Geschäften überhäufte Hülfsbeamte. Dieser schwächlichen Organisation des eigentlichen Strafprozesses zur Seite ging die Stärkung der Polizeigewalt — es genügt zu erinnern an die Einrichtung der Ädilität und der Kerkerverwaltung (*tresviri capitales*) und an die Verwendung der früher erwähnten Coercition für strafrechtliche Zwecke. — Der sehr populäre Prozeßkrieg gegen den Wucher steht merk-

würdigerweise völlig außerhalb des formalen Strafprozesses. Vielfach löst die schwere Geldstrafe den alten Kapitalprozeß tatsächlich ab.

In dieser Weise ist die Todesstrafe in Rom gehandhabt worden während der großen Jahrhunderte des gewaltigen Patriotismus und der keinen einzelnen Namen nennenden Bürgerherrlichkeit, während derjenigen Epoche, in der an dem harten Sterbemut des Legionars Hannibals Genie sich brach und in welcher die Weltherrschaft der ewigen Stadt begründet ward. Von der Handhabung erfahren wir wenig, die Ordnungen selbst sind klar und sicher.

Es kam die Zeit des sinkenden Gemeingefühls und des allmählichen Versagens der bestehenden Ordnungen. Im Gebiet der Todesstrafe zeigt sie sich in ihrer schwächlichen Handhabung. Wir wissen ja nur zu gut, wie in einer von sittlicher Fäulnis ergriffenen Nation die Geschwornen über Beweise und Gesetze sich hinwegsetzen und, indem sie den Verbrecher begnadigen, die Rechtsordnung vernichten. Man wird sich danach eine Vorstellung machen können von dem freundlichen Verfahren der römischen Komitien gegen Mitbürger, die das Unglück gehabt hatten, zu morden, insbesondere, wenn es Leute von gutem Kredit bei den Bankiers und anständiger Wirtschaft waren. Für das Niederhalten des eigentlichen Gesindels sorgte die Polizei, und sie wird nicht allzu genau nachgefragt haben, welche Individuen darunter das Bürgerrecht schützte. Statt weiterer Beweise für das Zurückgehen des gesetzlich geordneten Kapitalprozesses genügt es darauf hinzuweisen, daß in dieser Epoche, zugleich mit Hülfe lächerlich falscher Philologie, die alte Bezeichnung des Mordes *parricidium* auf den Vatermord umgedeutet und daraus der Satz gewonnen ward, daß nur der Vatermörder mit Säckung zu bestrafen sei.

So war man tatsächlich ungefähr angekommen bei der Abschaffung der Todesstrafe; und diesem Zustand der Dinge haben die Kriminalgesetze des Diktators Sulla rechtlichen Ausdruck gegeben. In diesen war die schwerste überhaupt vorkommende

Strafe die Verbannung aus Italien auf Lebenszeit unter Androhung schwerer Rechtsnachteile für den Fall des Bannbruchs; im übrigen blieb dem also Verbannten das Bürgerrecht unbeschädigt und das Vermögen ungeschmälert. Dies galt für Landesverrat, Brandstiftung, gewöhnlichen Mord; ausgenommen blieb nur der Verwandtenmord, für welchen der frühere keineswegs außer Kraft gesetzte Prozeß mit seiner Todesstrafe in Geltung bleiben sollte. Die Vollendung dieser Ordnungen kam von Pompeius; dieser unfähigste aller römischen Staatsmänner war als konsequenter Mann gegen jede Ausnahme von den verfassungsmäßigen Prinzipien. Er hat es fertig gebracht, auch den Vatermörder bloß aus Italien ausweisen zu lassen. — Um diesen Anordnungen nicht unrecht zu tun, wird man sich erinnern müssen, daß sie von Geschwornengerichten und zwar senatorischen gehandhabt werden sollten; bei schwereren Strafen würde das in der Aristokratie unausrottbare Mitgefühl für die ihrem Kreise angehörigen Verbrecher, das bei solcher Gelegenheit zu Tage tretende unsittliche Standesgefühl ohne Zweifel nur zu noch skandalöseren Freisprechungen geführt haben, als dies bei jenen Gesetzen der Fall war. Der konservative Staatsmann, welcher die Staatserhaltung in dieser Weise betrieb, hatte vielleicht keine andere Wahl. Aber allerdings bewies diese Art der Staatserhaltung nur, daß der also geordnete Staat nicht verdiente erhalten zu werden; und so kam es denn auch. Die Konservativen haben die Republik prinzipiell zu Tode konserviert; als Sulla die Augen schloß, stand der Henker bereits vor der Tür.

Die Wiederherstellung der für Nichtbürger und Sklaven stets in Kraft gebliebenen Todesstrafe auch für den römischen Bürger kam mit der Monarchie. Der Diktator Cäsar indes ist dazu nicht geschritten; er hat sich begnügt jene skandalöse Verbannung der Verbrecher wenigstens nach der vermögensrechtlichen Seite hin zu verschärfen. Die neue Ordnung geht auch hier zurück auf Augustus.

Augustus hat die Strafjustiz der Geschwornengerichte im wesentlichen bestehen lassen, wie er sie fand, die von diesen zu

erkennenden Strafen allerdings geschärft, jedoch nicht bis zur Todesstrafe gesteigert. Aber er hat zwei höchste Gerichtshöfe geschaffen, den der Konsuln mit Bindung an den Senat und den kaiserlichen, bei welchem der Herrscher ohne rechtliche Bindung an Ratmänner das Urteil spricht oder in seinem Namen sprechen läßt, und diesen beiden Höfen eine befreite Strafgewalt beigelegt, so daß sie in der Bemessung des Strafübels rechtlich freie Hand haben und auch den römischen Bürger zu Tode verurteilen dürfen. Es hing dies staatsrechtlich zusammen mit der Übertragung der Volkssouveränität von den Komitien teils auf den Senat, teils auf den Kaiser und war im wesentlichen die Wiederaufnahme der alten rechtlich nicht abgeschafften komitialen Strafjustiz in veränderten Formen. Hiermit war die Möglichkeit gegeben die schreiende Ungleichheit der Behandlung der Nichtbürger und der Bürger zu beschränken und auch gegen die letzteren zu der schwersten Strafe vorzuschreiten. Die republikanische Ordnung, daß nach Kriegsrecht oder, was dasselbe ist, nach Provinzialrecht gegen den römischen Bürger nicht auf Todesstrafe erkannt werden kann, blieb bestehen, nahm aber hiermit die Gestalt an, daß von einem solchen Todesurteil an das höhere Gericht in Rom appelliert werden konnte. Im übrigen hing die Handhabung dieses Verfahrens, wie dies ja bei Exceptionalgerichten notwendig eintritt, durchaus ab von der Individualität der Herrscher. Augustus selbst hat nach Konsolidierung der neuen Verfassung von diesem äußersten Strafrecht, soviel wir urteilen können, nur in angemessenen Grenzen Gebrauch gemacht und machen lassen. Wie die Kabinettsjustiz mit dieser Befugnis späterhin geschaltet hat, verzeichnen die bluttriefenden Annalen des Prinzipats; und daß ein herabgewürdigtes und gemißbrauchtes Parlament noch eine weit schädlichere Staatsform darstellt, als diejenige ist, in welcher der Monarch für jede Tat vor seinem Gewissen innerlich, und nach außen vor dem Volke, die Verantwortung trägt, auch das kann, wer dafür die Geschichtbücher braucht, aus diesen mehr als zur Genüge lernen.

Mit dem Schwinden und dem Verschwinden der Geschwornengerichte und dem durchgängig dafür eintretenden rein magistratischen Strafprozeß geht Hand in Hand nicht eigentlich eine prinzipielle Änderung hinsichtlich der Todesstrafe, wohl aber eine wesentliche Steigerung ihrer Häufigkeit. Ein Rechtsgelehrter aus dem Anfang des dritten nachchristlichen Jahrhunderts gibt an, daß für Majestätsverbrechen und Mord die eigentliche Strafe die Verbannung sei, jetzt aber regelmäßig dabei auf Todesstrafe erkannt werde; wahrscheinlich hängt dies zusammen mit dem Wegfall der Geschwornengerichte und dürfte die neue Ordnung auf Severus zurückgehen, der seinen Namen mit Recht führt. Die in den folgenden Jahrhunderten mehr und mehr um sich greifende Barbarei tritt selbstverständlich auch hinsichtlich der Todesstrafe vielfach und oft in entsetzlicher Weise zu Tage; indes erscheint es nicht erforderlich dabei zu verweilen. Ich schließe mit einigen Bemerkungen allgemeineren Inhaltes über die Schärfung der Todesstrafe durch die dafür gewählte Form und über ihr Verhältnis zu dem Personalstand des Verbrechers.

Im allgemeinen werden die Römer der Grausamkeit dem Verurteilten den Tod durch Marterung zu erschweren nicht geziehen werden dürfen; indes sind dabei doch Einschränkungen zu machen. Soweit diese aus der Wahl der Strafen selbst hervorgehen, bedarf es weiterer Ausführung nicht. Aber hinzugefügt muß werden, daß nach römischer Ordnung der bürgerlichen öffentlich vollzogenen Todesstrafe jeder Art und Form, wofern sie nicht selbst durch Geißelung vollstreckt wird, diese vorhergeht. Weitere Martern kamen als reguläre Ordnungen bei Freien nicht vor. Dem militärischen Charakter und überhaupt den rationellen Ordnungen des Prinzipats entspricht die ausdrückliche Untersagung der älteren abweichenden Formen der Todesstrafe und die allgemeine Einführung der Enthauptung durch das Schwert ohne vorhergegangene Martern. Nur ausnahmsweise und besonders in späterer Zeit erscheint daneben der Feuertod. Die entsetzliche Form der Volksfesthinrichtung geht auf keinen geringeren zurück als den Sieger

von Pydna, Lucius Ämilius Paulus, der zuerst nach seinem Siege über den König Perseus die gefangenen Überläufer den Bestien vorwarf und dem sein Sohn nach der Einnahme Karthagos darin folgte. Als eigentliche Kriminalstrafe aber erscheint diese Form des Todesurteils in republikanischer Zeit nicht, sondern erst unter den Kaisern. Die Verurteilung zu den Fecht- oder Jagdspielen kann nur ausnahmsweise als Todesurteil angesehen werden; in der Regel besteht sie in Verlust der Freiheit und der zwangsweisen Einstellung in ein lebensgefährliches Gewerbe, das aber nicht notwendig zum Tode führt, vielmehr unter Umständen den Wiedergewinn der Freiheit gewährt.

Das ideale Ziel der neueren Civilisation ist gleiches Recht zu schaffen für alle, und auch wer diesen Satz beugt oder bricht, bekennt ihn regelmäßig mit den Lippen. Das römische Gemeinwesen ist ausgegangen von dem entgegengesetzten Grundsatz und hat in seinem Ausleben ihn immer schärfer entwickelt. So mußte es kommen; denn Rom ist ein Sklavenstaat gewesen und geblieben. Die ungleiche Behandlung des unfreien Verbrechers gegenüber dem freien steht von der ältesten bis zur spätesten Zeit durch alle Phasen der Staatsgestaltung durch. Der vorher ausgeübten gewissenlosen Nachsicht gegen den verbrecherischen Bürger zur Seite geht die nicht minder schrankenlose oder höchstens durch die Rücksicht auf das Bürgereigentum beschränkte Unbarmherzigkeit gegen den unfreien Missetäter. Die Massenhinrichtungen aufständischer Sklaven bilden vielleicht das dunkelste Blatt in der Geschichte der römischen Republik und die schwere Marterung vor der Hinrichtung sowie die für die Sklaven zu aller Zeit beibehaltene Kreuzigung gehören in die gleiche Reihe. Aber dabei ist es nicht geblieben. Wie die Sklaverei der Neger die weiße Sklaverei in ihrem Gefolge gehabt hat, so hat auch die römische Entwicklung die rechtliche Ungleichheit der vornehmen und der geringen Bürger herbeigeführt. Bereits in früh republikanischer Zeit wird, wie wir sahen, bei gleichem Verbrechen dem Vermögenden eine Geldbuße auferlegt, der Unvermögende dem Beschä-

digten zu beliebiger Behandlung ausgeliefert. Hier indes tritt die rechtliche Zurücksetzung der Ärmeren noch verhüllt auf. Sie in ausgesprochener Weise in rechtliche Form zu bringen, was auch den neueren Nachahmern nicht gelungen ist, hat die römische Folgerichtigkeit fertig gebracht und einer ihrer tüchtigsten und begabtesten Vertreter, der Kaiser Tiberius, ins Werk gesetzt. Von da an ist doppelte Buchung in die Gesetzgebung eingeführt: wo der feine Mann (*honestior*) verbannt oder transportiert wird, trifft den gemeinen (*humilior*, *plebeius*) regelmäßig Bergwerksarbeit, nicht selten der Tod. Die alte Regel, daß Unfreie schwerer bestraft werden müssen als Freie, hat natürlich unter dieser Weiterentwicklung des Prinzips keinen Schaden gelitten; der Sklave pflegt gekreuzigt zu werden, wo der Freie geringen Standes in die Bergwerke verschickt wird.

GAIUS CORNELIUS GALLUS*).

Die Nilinsel Philae, den Altertumsforschern wie den Touristen wohlbekannt, hat in den letzten Jahren auch insofern die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, als die von der englischen Verwaltung Ägyptens ins Auge gefaßten großen Wasserbauten zur Regulierung der Nilüberschwemmungen den ägyptischen Ackerbau ebenso zu fördern geeignet scheinen, wie sie die dortigen Altertümer mit Schädigung und vielleicht mit Zerstörung bedrohen. Vorläufig hat der Mahdi und der Dongolakrieg mit seinen Kosten bewirkt, daß das Heil wie das Unheil wenigstens vertagt worden sind; indes ist in Vorbereitung dieser Unternehmungen, unter der umsichtigen Leitung des englischen Kapitäns Lyons, eine Aufräumung der auf der Insel aufgehäuften Schuttmassen in Angriff genommen, welche manches Interessante ans Licht gebracht hat. Dazu gehört die in ihrer Art einzige dreisprachige Inschrift aus den frühen Jahren des Kaisers Augustus, gesetzt von dem ersten römischen Statthalter Ägyptens, Gaius Cornelius Gallus; sie hat die Gelehrten der vier Nationen vielfach beschäftigt und ist namentlich, nach der sachkundigen Aufnahme des Herrn Borchardt, kürzlich in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie genau veröffentlicht worden. Sie nimmt indes auch über den engeren Forscherkreis hinaus das Interesse in Anspruch.

Unmittelbar am Tor der Stadt Philae, so daß der Blick des Eintretenden zuerst hierauf fällt, ist dem Kaiser Augustus im achtzehnten Jahr seines ägyptischen Regiments — vor Christus 12 — von den Bewohnern der Insel und der Nachbarschaft ein Tempel

*) Cosmopolis, IV. Band, 1896 S. 544—551.

erbaut und vor diesem, wie es scheint, ein Altar errichtet worden. In dem Steinfundament, auf dem dieser Altar gestanden hat, ist die genannte nur um wenige Jahre ältere Steinschrift zerschlagen und verbaut aufgefunden worden. Sie ist gesetzt zur Verherrlichung eines unmittelbar nach der Unterwerfung Ägyptens unter die Herrschaft Roms von dem neuen Statthalter geführten Krieges, wie er selbst sich ausdrückt; nach dem einzigen kurzen Bericht, der literarisch darüber erhalten ist, vielmehr einer bewaffneten Steuerexekution. In der Tat ist es wenig glaublich, daß dem Sturz der Ptolemäerherrschaft eine nationale Erhebung der in Oberägypten vorherrschenden Eingeborenen gefolgt sein sollte; ob die Fremdherrschaft eine griechische oder eine griechisch-römische war, wird hier wenig empfunden worden sein. Aber das geordnete Regiment bedeutete selbstverständlich vor allem die Regulierung und die Anziehung der Steuerschraube, und wie hart die Fellahs jener Zeit von dieser gedrückt wurden, beweist dieser Versuch, sich ihrer mit Gewalt zu erwehren. Gleichartige vergebliche Aufstände sind oft genug vorgekommen; von Bedeutung ist der Vorgang in sich nicht, sondern nur in den Einzelheiten charakteristisch.

Vielleicht am merkwürdigsten ist dabei, daß auf dem Denkmal, welches den ersten Sieg der Römergewalt in Ägypten in drei Sprachen feiert, die alte Landessprache an erster Stelle steht. Dies ist im römischen Herrschaftsgebiet sonst ohne Beispiel; die Römer haben allem Anschein nach die Landessprachen im allgemeinen für den offiziellen Gebrauch beseitigt, der griechischen Sprache aber, die sie dafür zuließen, durchaus den zweiten Platz angewiesen, so daß in allen öffentlichen zweisprachigen Inschriften die lateinische an erster Stelle steht. Wenn es in Ägypten, wenigstens anfänglich, anders gehalten wird — späterhin scheint man Mehrsprachigkeit bei öffentlichen Bauten daselbst überhaupt vermieden zu haben —, so ist dies ein Ausfluß des Augustischen Systems, Ägypten nicht zu behandeln als Teil des Römischen Reiches, sondern das Königtum Ägypten mit dem Prinzipat des römischen Reiches durch legale Personalunion zu verknüpfen. Dem entspricht

das weitere Verfahren. Daß die Jahresordnung, sowohl der altübliche Jahresanfang im Spätsommer wie die Zählung nach Königsjahren, sich nicht ändert, an das letzte Jahr der Kleopatra das erste des Cäsar sich genau ebenso anschließt, wie bei dem Thronwechsel unter den Ramessiden und den Ptolemäern, war bekannt; immer bemerkenswert aber ist, daß diese Ordnung wenige Monate nach Kleopatras Tod in der ägyptischen Grenzstadt schon in vollkommener Regelmäßigkeit funktioniert. Der neue Herrscher hat seine Einrichtungen mit einer Sicherheit und Raschheit getroffen, die ihresgleichen so leicht in der Geschichte nicht findet. Aus der neuen Inschrift aber sehen wir weiter, daß auch die monarchische Landessitte in allen ihren Konsequenzen festgehalten ward. Die heutigen Vertreter des unbedingten Monarchismus können bei aller Konsequenz immer noch bei den Ägyptern in die Schule gehen. Alle die Taten, die unser Denkmal feiert, hat für diejenigen, welche den ägyptischen Text lasen, der „schöne Jüngling Cäsar" verrichtet, die Schlachten geschlagen, die Götter verehrt, die Abgesandten empfangen. Die Priester haben sich dazu herbeigelassen, vermutlich in Erinnerung daran, daß der „schöne Jüngling" selbst seine Schlachten schlug, gegen die ägyptische Sitte über der Inschrift den Cäsar zu Roß darzustellen, einstürmend auf den vor ihm niedersinkenden Feind; aber von dem Statthalter Gallus nennt der ägyptische Text nicht einmal den Namen. Vom Thron der Pharaonen wird Ägypten regiert, wie die Welt von dem Herrgott. An einer mächtigen und streng formulierten Beamtenhierarchie hat es in Ägypten nicht gefehlt; dennoch muß es zweifelhaft erscheinen, ob es nach ägyptischer Auffassung zulässig gewesen wäre, die Werkzeuge mit Namen zu nennen, deren im einzelnen Fall der König sich bedient hatte*). Nun gar den Vicekönig der römischen Ordnung, einen an Königs Statt das Land re-

*) In der sogenannten Pithomstele, bemerkt mir mein Freund Erman, unter Ptolemäos Philadelphos wird die Gründung der Kolonien am Roten Meer erzählt und der Gründer nur als ein „erster General Seiner Majestät" bezeichnet unter Verschweigung seines Namens.

gierenden und seine Taten als die seinigen verzeichnenden Untertan, kannte der Landesbrauch nicht, und die Priester zogen es vor, ihn zu überschweigen. Als Gallus späterhin bei Augustus in Ungnade fiel, wurde er unter anderem beschuldigt, seinen Namen auf die Pyramiden haben eingraben zu lassen, das heißt vom ägyptischen Standpunkt aus, sich die Landesherrschaft angemaßt zu haben, und ohne Zweifel haben die Ankläger ihn damit eines Eingriffs in das Königsrecht bezichtigt. Gewollt hat er das sicher nicht und vielleicht nicht mehr getan als was uns jetzt vor Augen liegt; füglich können Denkmäler wie das unserige eines ist, die in ägyptischer Schrift den Kaiser, in lateinischer und griechischer den Gallus nannten, von denen, für welche der ägyptische Text eben Hieroglyphen waren, also mißverstanden worden sein. Daß, wenn sie so aufgefaßt wurden, sie beseitigt werden mußten, leuchtet ein; und daß unser Denkmal noch unter Augustus beseitigt worden ist, ist schon bemerkt worden.

Aber wenn der ägyptische Text von den Taten des Gallus schweigt, so werden wir reichlich entschädigt durch die Darlegung derselben in den beiden Reichssprachen. Auf die Kunde von dem Aufstand rückt Gallus in Oberägypten ein und schlägt denselben in fünfzehn Tagen nieder. Er siegt in zwei Schlachten und erobert, teils durch einfache Übergabe, teils nach Belagerung, fünf Städte. Von einer sonst unbekannten Ortschaft abgesehen sind dies Koptos und drei Dörfer, welche nach der Zerstörung des gewaltigen Theben in vorrömischer Zeit auf der Ruinenstätte entstanden waren. Die Führer des Aufstandes wurden hingerichtet, und selbstverständlich ging es auch sonst nicht glimpflich ab. Daß Gallus bei diesen Exekutionen auch für sich starke Beute gemacht hat, steht in der Inschrift allerdings nicht, hat aber später bei dem Sturz als Anklagemoment figuriert, ob mit Grund oder ohne Grund, vermögen wir nicht zu entscheiden. Die Häuptlinge der an Ägypten grenzenden äthiopischen Stämme, die gleich den heutigen Derwischen die Grenzen nicht selten plündernd überschritten, werden niedergeworfen. Das römische Heer gelangt bis an die

kleine Katarakte, das heißt bis an die ägyptische Grenzstadt Philae, wohin, wie hinzugesetzt wird, bis dahin noch nie weder ein römisches Heer noch ein ägyptisches gekommen war. Die letztere Angabe läuft bekanntlich der Wahrheit schnurstracks zuwider; die erstere ist freilich richtig, aber nicht sehr erstaunlich, da die Römer das Land erst vor einigen Monaten in Besitz genommen hatten. Eigentliche Überschreitung des ägyptischen Gebiets und Einrücken in das angrenzende Äthiopien hat offenbar nicht stattgefunden. Bei Philae verhandelt der römische Statthalter mit den Gesandten des Königs von Äthiopien und schließt mit diesen ein Übereinkommen, das nach dem griechischen Text auf Gastfreundschaft lautete (*προξενία*), nach dem römischen, mehrfach vielleicht von Gallus selbst verbesserten, auf Schutz (*tutela*), das heißt auf Unterwerfung. Endlich krönt der Statthalter dadurch seine Taten, daß er weiterhin in Äthiopien, entfernt von der Reichsgrenze, einen „Tyrannen“ einsetzt — man meint von Verträgen zu lesen, wie sie die heutigen Pioniere unserer sogenannten Civilisation abzuschließen pflegen, ihren verschiedenen Vaterländern zu hohem Ruhme und höheren Kosten. Auch in diesem Fall dauerte es nur wenige Jahre bis zu dem Ausbruch eines recht ernsthaften Krieges zwischen den Römern und den neuen äthiopischen Freunden.

Daß bei Schlachtberichten der berichtende Feldherr nicht zu kurz kommt, ist der Lauf der Welt. Gallus aber hat von dem allgemeinen Offiziersrecht einen sehr reichlichen Gebrauch gemacht, der freilich durch seine Naivität sich gewissermaßen selber berichtigt; denn in fünfzehn Tagen zwei Schlachten zu schlagen und fünf Städte zu erobern, gestattet weniger einen Schluß auf die Größe des Feldherrn als auf die Kleinheit der Aktionen. Aber es stehen ihm allerdings Entschuldigungen zur Seite. Daß er ein tüchtiger Offizier war, geht, sicherer als aus den Berichten der Historiker über sein entscheidendes Eingreifen bei dem letzten Verzweiflungskampf des Antonius in Ägypten*), aus dem Posten

*) Daß die Grisette des Gallus — Volumnia Cytheris in der Wirklichkeit, in der Poesie Lykoris — mit Antonius durchgegangen ist, ist sicher eins

hervor, den Augustus in dem neueroberten Lande ihm als dem ersten übertrug. Indes soll dies nicht als Entschuldigung geltend gemacht werden; die militärische Renommage verzeiht man eher dem, der nichts leistet, als dem, der sie nicht nötig hat. Auch daß er zwar kein Gascogner aber doch Provençale war — er stammte aus Fréjus — darf nicht als Entschuldigung gelten; nationale Tugenden wie nationale Fehler sind im einzelnen Fall doch immer Tugenden und Fehler des Individuums. Aber allerdings kann man zu seinen Gunsten gelten lassen, daß er ein Poet war, und also, wie Lamartine und Björnstjerne Björnson, auf die Nachsicht derjenigen rechnen darf, welche sowohl das Handeln wie das Dichten, wie auch die Unvereinbarkeit beider Leistungen begreifen.

Die erste Hälfte der Regierung des Augustus ist eine merkwürdige literarische Zeit, ausgezeichnet vielleicht nicht so sehr durch die Größe der Talente als durch die Auszeichnung, die ihnen von den damaligen Gewalthabern entgegengebracht ward, und durch die Popularität ihrer Verse. Vor allem gilt dies von der leichten erotischen Poesie; Gallus, Tibullus, Propertius, Ovidius bilden einen Kreis befreundeter Lyriker, der unsern deutschen Dichterbünden an Freundseligkeit und wechselseitiger Ansingung nichts nachgibt. Unter diesen nimmt der Kommandant Ägyptens eine hervorragende Stellung ein. Auch er ist, wie Ovid singt, mit allen andern der Unsterblichkeit sicher:

Gallus wird im Westen und Gallus im Osten gekannt sein,
Und mit Gallus gekannt seine Lykoris zugleich.

Denn von diesen Poeten bringt in den ewigen Nachruhm jeder sein Schätzchen mit:

Cynthia, dreister Properz, hat dich zum Dichter geschaffen,
Schöne Lykoris, du warest des Gallus Genie.
Nemesis ist, die Holde, der Ruhm des feinen Tibullus,
Lesbia gab das Lied an dem gewitzten Catull.

---

der zahllosen literarischen Märchen. Aber einen Ausfall gegen Antonius enthält auch die Inschrift, indem sie ihn und Kleopatra „Könige“ nennt.

Welchen absoluten oder relativen Wert Gallus in diesem Sängerbund eingenommen hat, vermögen wir nicht zu sagen; für seine Gedichte ist die verheißene Dauer nicht eingetroffen, und aus den Urteilen derer, die sie lasen, entnehmen wir nur, daß auch für ihn wie für alle diese Poeten die ausländische schulmäßige Ästhetik und der großstädtische Sinnenreiz die grundlegenden Elemente gewesen sind. Aber er war weitaus die vornehmste und einflußreichste Persönlichkeit dieses Kreises, nicht bloß ein glänzender Militär, sondern auch an dem neu sich bildenden Hof wohlgelitten und angesehen. In dem wenig glücklichen Poem, das Vergilius ihm gewidmet hat — dem durch seine Dienstpflicht von Rom ferngehaltenen Poeten hat mittlerweile ein anderer Offizier seinen Schatz nach Gallien entführt und alle Hirten und Ziegen und der ganze Apparat der Schäferpoesie werden aufgeboten, um mit dem böslich Verlassenen zu weinen — wird sicher nicht bloß der göttliche Dichter gefeiert, zu dem „die Liebe diesem Kollegen stündlich wächst wie im Frühling die Sprossen der Bäume", sondern auch der Vertrauensmann des Machthabers, dem der verarmte Mantuaner sich zu Gnaden empfiehlt. Dies Gedicht ist einige Jahre vor der Actischen Schlacht geschrieben. Nachdem dann Gallus den Entscheidungskrieg mit Auszeichnung mitgemacht und das wichtigste unter den persönlich vom Kaiser zu vergebenden Ämtern erfolgreich verwaltet hatte, muß er eine Stellung eingenommen haben, die ihm eine große Zukunft versprach. Daß er Lebemann und Literat war, empfahl ihn an diesem Hof nur weiter. Während die immer noch mächtige Opposition der alten republikanischen Aristokratie im Senat ihre Vorherrschaft behauptete, bildete sich um den neuen Machthaber ein Kreis vom Senat von Rechts wegen ausgeschlossener, aber für den unmittelbaren Dienst des Herrschers ausschließlich verwendeter Männer, meistens von geringer Herkunft und Kreaturen des Monarchen, im Rechtssinn amtlos, aber tatsächlich bei dem Regiment ernstlicher als die alte Magistratur beteiligt — zu diesem Kreise hat

mit Mäcenas, Proculeius und anderen römischen Rittern auch Gallus gehört.

Über seine Katastrophe sind wir so schlecht unterrichtet wie im allgemeinen über die Vorgänge der Augustischen Zeit. Nur eines ist deutlich: durch die Gunst des Hofes war er emporgekommen und er endigte, wie Günstlinge zu endigen pflegen, durch den Umschlag in der Stimmung des Herrschers. Wenn man seinen Dichterkollegen Glauben schenken darf, so waren die Ursache seines Sturzes schlimme Reden, die er in der Weinlaune gegen den Kaiser ausgestoßen hatte und die dieser, als sie ihm von guten Freunden des Gallus zugetragen wurden, nicht verzieh, vielleicht nicht verzeihen konnte; auch andere Andeutungen sprechen dafür, daß nicht Missetaten des Gallus, sondern persönliche Verletzungen des Herrschers den Bruch herbeigeführt haben. Eine eigentliche Strafe hat Augustus über ihn nicht verhängt, sondern ihm nur sein Haus verboten, wie dies bei dem Bruch der Freundschaft üblich war*). Aber dabei ist es nicht geblieben. Der kaiserlichen Absage folgte eine förmliche Kriminalanklage vor dem Senat, nicht auf Veranlassung des Kaisers, aber auch nicht von ihm verhindert. Gallus' Verhalten in Ägypten, Anmaßung kaiserlicher Vorrechte und Unterschleif der Kriegsbeute sind dabei wenigstens mit zur Sprache gekommen. Daß der gestürzte Favorit, schuldig oder nicht, von der den Senat beherrschenden Aristokratie bereitwillig verurteilt ward, ist begreiflich; sein Vermögen wurde konfisziert und auf Verbannung erkannt. Der stolze Mann ertrug das nicht; er stürzte sich in das Schwert, das er tapfer geführt hatte. Augustus hatte dies nicht gewollt; es mag wohl richtig sein, was erzählt wird, daß er sein Schicksal beklagt habe, mit einem Freund nicht brechen zu können, ohne ihn zugleich zu verderben.

*) Daß dem Gallus auch untersagt wurde, die kaiserlichen Provinzen zu betreten, ist davon nur die Folge; denn in diesen steht das Bodeneigentum dem Kaiser zu und rechtlich ist insoweit kein Unterschied zwischen der kaiserlichen Villa in Antium und den Provinzen Syrien und Germanien.

Weder als Krieger noch als Poet hat Gaius Cornelius Gallus Anspruch auf eigentlichen Nachruhm. Aber zu den gemeinen Figuren dieser bewegten Zeit gehört er nicht; und wenn auch an ihm das Wort sich bewährt hat, daß die Musen nicht verstehen den Menschen zu leiten, eine wenngleich nicht besonders vornehme Muse hat ihn begleitet und ihm ein gewisses Andenken gesichert, das selbst einen renommistischen Schlachtbericht wird aushalten können.

OTTO JAHN *).

Am 9. September dieses Jahres ist Otto Jahn in Göttingen in befreundetem Hause gestorben. Als vor zwei Jahren an Eduard Gerhard diese Zeitschrift ihren Begründer und Leiter verlor, war es der jüngere Freund, der in treuer Pietät für das Andenken des Dahingeschiedenen und in bereitwilliger Hingabe an das gemeinschaftliche Streben und Wirken für ihn eintrat und an seiner Stelle die Leitung dieser Zeitschrift übernahm; nun ist auch er geschieden, im sechsundfünfzigsten Lebensjahr, bis zum Ende, selbst noch unter schweren körperlichen Leiden, als Lehrer und Gelehrter ununterbrochen tätig.

Es kann nicht der Zweck dieser Zeilen sein das Wesen und Wirken eines Mannes zu würdigen, wie Otto Jahn war; und es bedarf dessen auch nicht. Wir alle, die wir diesem Forschungskreis angehören, und gar viele über diesen Kreis hinaus, haben von ihm empfangen und genossen und wissen, was wir ihm verdanken. Wahrhaftigkeit war der Kern und Grund seines Wesens. Auf die Forschung bezogen entsprang daraus jener besondere Sinn für das Sicherstellen des Positiven und Faktischen, jenes Bestreben zuerst und vor allem die Überlieferung rein und klar und vollständig zu ermitteln und darzulegen, das die eigentliche Grundlage und der innerliche Verbindungspunkt aller seiner auf den verschiedenartigsten Gebieten durchgeführten Arbeiten ist. Darauf beruht das Gleichgewicht in der Beherrschung der sämtlichen Zweige seiner Fachwissenschaft, worin vielleicht keiner der mit ihm Lebenden mit ihm Schritt gehalten hat. Er war nicht ge-

*) Archäologische Zeitung 27. Jahrg. (N. F. II. Bd.) 1869 S. 95—96.

nötigt, wo er als Philolog archäologische Dinge brauchte oder als Archäolog philologische, von dem Nachbar zu borgen; es machte keinen Unterschied für ihn, ob die Überlieferung durch Erz und Marmor vermittelt war, oder durch Pergament und Papier. Gerade seine vorzüglichsten archäologischen Arbeiten, wie die schönen Abhandlungen über die Ficoronische Cista und die Lauersforter Phaleren und noch kürzlich die meisterhafte Auseinandersetzung über Darstellungen des Handwerks und Handelsverkehrs auf antiken Wandgemälden, sind aus dieser Harmonie der positiven Forschung hervorgegangen, die nicht so bald wieder erreicht werden wird. Darauf aber beruht ferner, daß Jahn sein Forschen und Schaffen noch über die weiten Grenzen seiner Fachwissenschaft weit hinaus erstreckte und auch außerhalb derselben in wahrhaft reformierender und epochemachender Weise eingriff, indem er die sogenannte streng philologische Methode, das heißt einfach die rücksichtslos ehrliche, im großen wie im kleinen vor keiner Mühe scheuende, keinem Zweifel ausbiegende, keine Lücke der Überlieferung oder des eigenen Wissens übertünchende, immer sich selbst und andern Rechenschaft legende Wahrheitsforschung, auf Gebiete übertrug, die von dem liederlichen und verlogenen Dilettantismus bis dahin als ihre eigene Domäne betrachtet wurden und von Phrase und Schwindel überwuchert dalagen. So hat er gearbeitet im Gebiet der neueren deutschen Literatur- und Kunstgeschichte; und wenn seinen literarisch-biographischen Arbeiten über Goethe, Uhland, E. Gerhard, Mozart, vor allem dem liebenswürdigen Buch über Goethes Leipziger Kreis und der großartigen Arbeit über Deutschlands größten Komponisten, der feine Kunstsinn Jahns und die zarte Empfindung für alles Edelste und Beste im Leben und in der Menschennatur den eigentlichen Lebenshauch geben, so ist es doch überall die vollendete Kraft der strengen und sicheren Forschung, aus der die Anmut hervorspringt. Eine nicht viel geringere methodische Wirkung haben Jahns Arbeiten auch ausgeübt auf dem Gebiet der Archäologie, auf dem der Dilettantismus und jene leidige Halbwisserei, mit der verglichen die einfache Ignoranz

achtungswert erscheint, ihr Wesen ärger und anhaltender treiben als auf dem der Philologie. Was er vor allem in dieser Hinsicht der jüngeren, größtenteils aus seiner Schule hervorgegangenen Generation gewesen ist, werden berufenere Federn darzulegen nicht versäumen, hoffentlich auch nicht säumen.

Es ist Jahn nicht beschieden gewesen seine archäologischen Arbeiten zu dem Abschluß zu bringen, den er ihnen bestimmt hatte, und seinen näheren Freunden bleibt zu so vielen anderen schmerzlichen Erinnerungen auch die bittere Empfindung, daß sein Wirken auf diesem Gebiet noch in weit höherem Grade, als dies von jedem individuellen Schaffen gilt, ein geringes Bruchstück seines Wollens und Könnens ist. Sein großes Werk über die römischen Sarkophage, dessen Ausführung noch in dem letzten Sommer seines Lebens ihn aufs ernstlichste beschäftigt hat, ist ohne Zweifel unvollendet; die von ihm in der frischen Leipziger Zeit entworfene Archäologie gab er unter dem Druck seiner letzten leidenvollen Jahre in Bonn zu schreiben auf. Es ist ihm nicht bestimmt gewesen den vollen Beweis zu führen, daß er sich zwar viel mit Kleinigkeiten beschäftigt und viel, vielleicht zu viel an Notizen und Miszellen geschrieben hat, daß aber sein Sinn und Geist allerdings das Gebiet der alten Kunst im großen und im ganzen umspannte und er nicht, wie es wohl scheinen konnte, über die Mittel den Zweck vergaß. Was er in einem solchen Werk hätte leisten können, das wissen die, welche den besten seiner Vorträge darüber auf dem Katheder oder vor dem größeren Publikum beizuwohnen das Glück gehabt haben, und einzelne seiner populären Darstellungen aus diesem Gebiet können auch ferner stehenden Einsichtigen davon wenigstens eine Ahnung geben. Daß die vollen Früchte nicht gereift sind, daran trägt nicht Mangel an Arbeits- und Willenskraft die Schuld. Wer irgend ihm nahe gestanden hat und sein Leben kennt, der kennt auch die schweren Schläge, die in langer Reihe ihn trafen und die bei aller Regenerationskraft seiner starken Natur ihn dennoch zuletzt zerbrachen. Mit Ausnahme seiner früheren Leipziger Zeit hat er

wohl niemals jene Freude am Leben empfunden, ohne die keine Arbeit gelingt, die die Summe des Lebens zieht. Wer ihm nahe gestanden hat, weiß allerdings auch, daß er manchem hätte ausweichen, daß manches hätte anders sein und werden können. Aber was auch zu beklagen und zu tadeln sein mochte, irre geworden ist niemand an ihm, den er einmal seinen Freund genannt hatte, und unter dem reichen Kreise, den er sein nannte, ist keiner gewesen, der nicht dem Lebenden unter allen Verhältnissen dieselbe echte Treue und dieselbe volle Liebe bewahrt hätte, die er seinen Freunden bewahrte, und die ihm jetzt auch über das Grab hinaus folgt.

September 1869.

GIAMBATTISTA DE ROSSI*).

Wiederum hat die Wissenschaft einen Mann verloren, der ihre Kreise erweitert hat und der, wiewohl hochbetagt, doch zu früh geschieden ist.

Seitdem im Jahre 1578 unter dem neuen Rom die erste Spur der unterirdischen Stadt, des ungeheuren weitverschlungenen Netzes der alten Christengräber zum Vorschein gekommen war, hatte die Erforschung dieses in seiner Art einzigen Archivs, nicht des geringsten Schatzes jener Wunderstadt, um die sich nun seit mehr als zwei Jahrtausenden die Achse der Weltgeschichte bewegt, nach einem ersten ernstlichen Anlauf im wesentlichen gestockt. Es war unseren Tagen vorbehalten, diese für die Geschichte wie für die Kunst gleich wichtige Fundgrube zu Tage zu legen, und der Mann, dem dies Werk gelungen ist, war Giambattista de Rossi.

Einem angesehenen stadtrömischen Hause angehörig, ein *Romano di Roma*, zu dem Studium des Altertums weniger durch Lehre als durch eigene Arbeit und die Denkmäler selbst angeleitet, wendete er sich in frühester Jugend der Katakombenforschung zu, die völlig nie geruht hatte, und übernahm auf die Aufforderung der damit betrauten päpstlichen Behörde im Jahre 1842, damals ein Zwanzigjähriger, die Sammlung und Herausgabe der christlichen Inschriften Roms. Sehr bald erkannte er, daß diese Arbeit, groß wie sie war, für sich allein genommen ein Flickwerk bleiben mußte, und daß es überhaupt nicht ausreiche, das, was von ungefähr ans Licht gekommen war, zusammenzustellen, sondern daß eine umfassende und systematische Durchforschung der Gräberstadt erforderlich sei. Es ist ein Ruhmestitel in dem Regiment Pius des Neunten, daß es den jungen Mann zu würdigen wußte, bevor

*) Die Nation, 12. Jahrgang Nr. 2, 13. Oktober 1894, S. 19—20.

er weltberühmt ward, und daß man ihm sehr bald die Leitung des Unternehmens in die Hand gab und die erforderlichen nicht geringen Mittel zur Verfügung stellte.

Der Zufall ist der große Gott der Altertumsforschung; die Wissenschaft wandelt auf den Spuren des Pflugs und der Hacke. Aber in diesem Fall trifft der Satz ausnahmsweise nicht zu; hier wies umgekehrt die Forschung dem Spaten den Weg. Es ist nicht die geringste der Leistungen Rossis, daß er für die Ausgrabungen den Ausgang nahm von Urkunden des frühen Mittelalters, die bis dahin wohl gedruckt, aber niemals in ihrem Wesen erkannt noch der Zeit nach bestimmt worden waren. Die unterirdischen Grabstätten der römischen Christen sind, nachdem das Christentum zur anerkannten Konfession und bald zur Staatsreligion geworden war, der Sitz des Märtyrerkults geworden und dies Jahrhunderte geblieben, auch nachdem ihre Verwüstung zuerst durch den Goten Alarich, dann durch den Hunnen Attila um die Mitte des 5. Jahrhunderts ihrer regelmäßigen Verwendung zur Beisetzung der Leichen ein Ende gemacht hatte. Aber erst mit der abermaligen Verheerung der Grabstätten durch die Langobarden im Jahre 756 und der dadurch veranlaßten Überführung der in den Katakomben damals noch vorhandenen Märtyrerreliquien in die innerstädtischen Kirchen hörte dieser Katakombenkultus auf. Bis dahin pflegten die zahlreichen nach Rom gelangenden Pilger diese heiligen Stätten in fester Folge andächtig zu besuchen, und die aus dieser Zeit einzeln erhaltenen Fremdenführer haben es Rossi möglich gemacht, zunächst die einzelnen Kirchhöfe ihrer Lage nach festzustellen und danach seine Grabungen zu leiten, welche schon im Jahre 1852 gekrönt wurden durch die mit Recht berühmte Entdeckung der Gräber einer Anzahl Päpste des 3. Jahrhunderts in der Lucinakapelle des nach Callistus benannten Cömeteriums. Aber bei diesem Erfolg, dessen Widerhall die Welt durchdrang, blieb der Werkmeister nicht stehen. Weitaus mehr als das einzelne Gelingen ehrt ihn die Treue, die Unermüdlichkeit, die Folgerichtigkeit der darauf folgenden vierzig-

jährigen Arbeit, welche die christliche Archäologie und die christliche Epigraphik in der Tat erst geschaffen hat.

Nicht zum wenigsten ist dies dadurch gefördert worden, daß Rossi, neben den stadtrömischen Denkmälern der christlichen Epoche, die außerhalb Roms zum Vorschein kommenden aufmerksam verfolgte und namentlich in seiner von 1863 bis zu seinem Tode fortgeführten Specialzeitschrift behandelte. Wenn er eigentliche Schüler nicht gehabt hat, so sind alle auswärtigen Forscher auf dem gleichen Gebiet in schriftlichem oder persönlichem Verkehr bei ihm in die Schule gegangen und auf diese Weise hat die in Rom aufgehende Sonne der christlichen Archäologie ihr Licht über den gesamten *orbis Romanus* ausgegossen.

Es kann nicht versucht werden, an dieser Stelle auch nur annähernd die Summe dieses reichen Lebens zu ziehen. Aber das wenigstens mag hier gesagt werden, daß vielleicht nie alle Elemente der Forschung so vollständig in einer Hand sich vereinigt haben, wie dies bei Rossi der Fall war. Die Beherrschung der antiken, namentlich der patristischen Literatur; die Handschriftenkenntnis und die Kenntnis der lateinischen Paläographie; die Inschriftenkunde; die Vertrautheit mit der Geschichte der römischen Kaiserzeit und insbesondere mit dem spätrömischen Staatswesen; die gleiche Vertrautheit mit der so dunklen Geschichte des mittelalterlichen Rom; das Verständnis für die in den alten Wandmalereien und Mosaiken zu Tage tretende Kunst: die Geschicklichkeit und der Wagemut bei der Aufdeckung und der meist persönlichen Durchforschung jener unterirdischen nie von einem Sonnenstrahl erhellten Gänge — er hat dies alles in vollem Maße mit- und nebeneinander besessen und geübt. Wenn wieder und wieder die Arbeitsteilung als die Signatur der Zeit und die Hoffnung der Wissenschaft bezeichnet wird, so liegt dem doch zum guten Teil zu Grunde, daß es an Kräften ersten Ranges fehlt. Was von Helmholtz, gilt auch von Rossi, daß beide in ihrer Forschung keinen Ausschnitt kannten, sondern den ganzen Kreis erfüllt und beherrscht haben.

Über einen solchen Mann an seinem frischen Grab das Wort zu nehmen ist schwer. Aber dann aufzuhören ist auch schwer. Es mag gestattet sein über einige weniger bekannte Seiten seiner Wirksamkeit noch einiges hinzuzufügen, wie es sich eben fügt.

Rossis bibliothekarische Arbeit wird nicht ausreichend gewürdigt. Lange Jahresreihen hindurch hat er die bescheidene Stellung eines *scrittore* in der vatikanischen Bibliothek bekleidet, zunächst allerdings um deren überreiche Schätze für seine Studien genügend verwerten zu können. Aber auch hier war er ein pflichttreuer Mann. Tausende von ungeordnet aufgehäuften Handschriften hat er katalogisiert und dem allgemeinen Gebrauch zugänglich gemacht und an diese Handschriftensammlung, immer wohl noch die erste der Welt, einen guten Teil seines Lebens gewendet. Und auf diese sozusagen eigene Bibliothek hat er sich nicht beschränkt. Wenn der italienische Altertumsforscher, wenigstens in der früheren Epoche, wissenschaftliche Reisen nicht leicht unternahm, wenn Rossis ebenbürtige Vorgänger Gaetano Marini und Bartolomeo Borghesi Italien nicht oder doch nur unfreiwillig verlassen haben, so hat Rossi für seine Zwecke außer den italienischen alle großen Handschriftensammlungen selbst untersucht, in Paris, London, Wien und wo nicht sonst seine Untersuchungen persönlich geführt. Das Berliner Unternehmen der lateinischen Inschriftensammlung, deren schwierigster Teil und deren wichtigster Vorzug die Aufarbeitung des massenhaft in den Bibliotheken aufgehäuften epigraphischen Materials ist, hat wie in Rossi überhaupt einen Mitbegründer, so insbesondere durch jene Reisen einen grundlegenden Förderer gefunden. Noch seine letzte während der Todeskrankheit abgeschlossene Arbeit, die Herausgabe des Hieronymischen Martyrologiums, ruht auf diesen durch viele Jahrzehnte fortgesetzten Untersuchungen, und mit tiefer Wehmut liest man in der Einleitung wieder und wieder die Klage, daß dem Herausgeber die Ausführung des Gewollten und Geplanten nur in unvollkommener Weise verstattet sei.

Jenes deutsche Inschriftenwerk gehört mit zu den Leistungen

Rossis und mit Recht nennt das Titelblatt der wichtigsten Abteilung auch seinen Namen. Wie tief er, wie alle Italiener, die enge Verwandtschaft mit den Franzosen empfand und in wie überschwenglicher Weise er auch von diesen gefeiert ward, er wußte deutsche Weise zu würdigen, deutsche Forschung zu achten, deutsche Männer zu lieben. Der letzte Wunsch von ihm, der hierher gelangt ist, war der, daß von seinem letzten Fund, der Entdeckung einer bis dahin unbekannten Prinzessin aus dem Hause des Gotenkönigs Theoderich, der Amala Amalafrida Theodenanda, dem deutschen Publikum durch Übersetzung des Artikels Kenntnis gegeben werden möge. Dem deutschen Institut in Rom ist er ein halbes Jahrhundert hindurch ein treuer Genosse und, wo es not tat, ein kräftiger Beschützer gewesen, und mit Recht schmückt seine Büste den Saal, in dem er so oft beredte Worte gesprochen hat. Die ausführliche Beschreibung der Katakomben mit den Plänen und den Abbildungen der wichtigsten Fresken und der sonstigen bedeutenderen Fundstücke, die *Roma sotterranea cristiana* hat er, so weit, wie er sie geben wollte, in drei großen Foliobänden zu Ende geführt. Die Sammlung der christlichen Inschriften der Stadt Rom, welche mit der Berliner ein Ganzes zu bilden bestimmt ist, hat er nicht abschließen können; aber von dem fehlenden Teil haben sich die wichtigsten Abschnitte in seinem Nachlaß ausgearbeitet vorgefunden und es steht zu hoffen, daß, seiner Verfügung entsprechend, Giuseppe Gatti das Werk zu Ende führen wird.

Die Ansichten des großen Forschers sind nicht ohne Anfechtung geblieben und es wird daran auch ferner nicht fehlen. Sein Herz war bei dem, was er sah und fand, und es kann ihn hie und da weiter geführt haben, als es sollte. Ob das vorkonstantinische Christentum in der ewigen Stadt so alt und so vornehm gewesen ist, wie er es geglaubt hat, mag bezweifelt werden; ein enthusiastischer Zug ging durch seine Rede, der all die vielen, die ihn in den Katakomben selbst haben sprechen hören, mit Bewegung und mit Entzücken gelauscht haben, und geht durch seine Werke,

denen knappere Darstellung und gemessenere Haltung häufig zu wünschen wären. Aber der Mann im ganzen war ein ehrlicher und rechter Mann, an dem man wohl mäkeln kann, aber Makel nicht finden.

Der große Gelehrte war auch ein guter Mann. Selbstverständlich gehörte er zu den sogenannten Schwarzen, nicht bloß nach seiner Stellung, sondern auch mit seinem Herzen. Öffentliche Ämter hat er nie bekleidet, wohl aber im römischen Gemeinderat das Wohl seiner Vaterstadt in vieljähriger Tätigkeit gefördert und namentlich für die städtischen Sammlungen und die von der Stadt unternommenen wissenschaftlichen Publikationen eine folgenreiche Tätigkeit entwickelt. Als neben den Vatikan der Quirinal trat, blieb er selbstverständlich bei der alten Fahne; aber sein klarer Sinn und seine milde Natur ließen ihn in dem schweren Konflikt die zur Zeit allein möglichen Notbrücken finden und betreten. Nie hat er über dem Klerikalen den Italiener vergessen. Daß jenes Inschriftenwerk nach dem Sturz des päpstlichen Regiments von dem italienischen aufgenommen und fortgeführt worden ist, ehrt ebensosehr die Regierung, die dies anbot, wie ihn, der dies annahm. Er hat gern gelebt und es war ihm gegeben an der Anerkennung, die ihm im reichsten Maße zu teil ward, auch Freude zu finden; die Feier seines siebzigsten Geburtsfestes am 20. April 1892 war selbst in unserer der Jubiläen übermüden Zeit ein aufrichtiges und ein internationales Triumphfest. In einem glücklichen Familienkreis, insbesondere in treuer Gemeinschaft mit seinem bei der schwierigen Topographie der Katakomben mit ihm zusammen arbeitenden Bruder Michele hat er in dem angestammten Vaterhaus, dessen Wände von ihm gesammelte Inschriften bedecken, ein halbes Jahrhundert seiner Arbeit gelebt und, am 23. Februar 1822 geboren, am 20. September 1894 die Augen geschlossen.

Rossis Platz in der Wissenschaft bleibt leer; aber auch seine Werke werden bleiben.

LUDWIG BAMBERGER*).

Ludwig Bamberger begeht am 22. Juli seinen siebzigsten Geburtstag. Die Liebe und die Verehrung, die jemand im Leben gewinnt, ist wohl an jedem Tage dieselbe; aber ihre Äußerung ist ein Sonn- und Festtagsgeschäft. Der Wanderer soll sich nicht zu viel umsehen, um vorwärts zu kommen, der Mensch durch die Freuden und die Leiden der Erinnerung sich in seinem Wollen und Streben nicht zu oft unterbrechen und irren lassen. Aber die Regel ist da, um die Ausnahme zu verstatten und zu verklären. Rückschau und Rundschau haben auch ihre Zeit und ihre Tage, und die für diesen Tag angezeigte ist eine große und schöne.

Durch die vielbewegten letzten fünf Decennien sind von den Menschen, welchen es auf der Seele liegt von dem, was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, ihren vollen Teil zu nehmen, nicht viele auf ganz glatten Wegen gegangen. Diejenigen Bambergers verdienten eine Selbstbiographie nicht minder wie die von Werner Siemens. Wenn die Jugendeselei wenigstens insofern ihre gute Seite hat, als wem diese erspart bleibt, regelmäßig im späteren Leben nachholt, so ist in dieser Hinsicht unser Mainzer Freund nicht zu bedauern. Es sind jetzt vierundvierzig Jahre her, daß er an einem schönen Maimorgen von Rheinhessen nach der Pfalz ausrückte, um die deutsche Demokratie und vorkommenden Falls die deutsche Republik gründen zu helfen. Dieses Gründertum wird der heutigen an andere Formen dieser Erscheinung gewöhnten Jugend unverständlich sein, zumal bei der in seinem Kopfe wie in zahlreichen anderen damit vereinigten Einsicht in die so gut wie vollständige Aussichtslosigkeit des Beginnens. Aber wer jene

*) Die Nation, 10. Jahrgang Nr. 43, 1893 S. 645—646.

Zeiten mitdurchlebt hat, wird sich der Jugendstimmungen erinnern, der Zeit, wo die junge Welt meinte, das einige freie Deutschland dadurch schaffen zu helfen, daß jeder, für sein Teil wenigstens, sich aufopferte. Wie einfältig dies war, wissen wir jetzt auch. Aber in der Kindereinfalt ist auch ein Sinn, und in dem trüben Most jener Zeiten steckte ein edler Wein.

Die Folgen jener vierwöchigen Campagne, die Bamberger selbst mit einem auch in der Torheit klaren und sicheren Menschenverstand und mit einem in guten wie in bösen Tagen gleich getreuen Humor in einem noch in demselben Jahr veröffentlichten und auch heute lesenswerten Bericht geschildert hat, sind bekannt. Die offiziellen Konsequenzen des pfälzischen Bataillonskommandos traten ein, und eine lange Reihe von Jahren galt es sich selbst zu helfen, und wenn nicht die Vaterländer, so doch das Vaterland aus der Ferne zu lieben. Es wird gestattet sein, an dem heutigen Tage ein einzelnes Blatt aus jener Vergangenheit aufzufrischen, eine längst vergessene Rede wieder in das Gedächtnis zurückzurufen, welche Bamberger am 5. Oktober 1862 in Murg am Wallensee bei Gelegenheit der Einweihung des Denkmals für Heinrich Simon gehalten hat.

Um dem Verbannten das Wiedersehen seiner alten nicht mehr reisefähigen Mutter möglich zu machen, hatte Bambergers Familie ohne sein Vorwissen sich an den Großherzog von Hessen mit der Bitte gewandt ihm Amnestie zu erteilen. Diese Bitte war nicht gewährt, ihm aber gestattet worden, auf acht Tage sich nach Mainz zu begeben, unter der Bedingung während derselben sich aller Politik zu enthalten. Bamberger hatte dies abgelehnt, war aber durch diese Vorgänge den Genossen der Verbannung bei der in solchen Kreisen herrschenden argwöhnischen Stimmung als Abtrünniger verdächtig geworden. Er benutzte jene Gelegenheit, um dagegen einzutreten und die Stellung solcher Verbannten überhaupt wie seine eigene den Freunden klar zu legen. Ich gebe den Bericht wenig verkürzt so wieder, wie er damals in den öffentlichen Blättern erschien.

Die Exilierten, so führte er aus, wüßten es am besten, wie es tue, wenn plötzlich die Bahn des Lebens mitten entzwei gebrochen wäre und wie nun zunächst die erste und einzige Frage sei, sich wieder eine Existenz zu verschaffen, wie da alle geistigen Ziele, alles politische Streben zur Seite gesetzt werden müsse, um erst wieder eine materielle Grundlage herzustellen. In solchem Zustande sei, wenn es gestattet sei, das Schicksal des einzelnen mit dem der Gesamtheit zusammenzustellen, auch Deutschland am Schluß des Dreißigjährigen Krieges gewesen; aus solchen Zuständen habe es sich emporzuschwingen gehabt. Mit Gewißheit aber sei vorauszusehen, daß am Schlusse dieser Entwicklung auch die Befreiungstat sich einstellen werde, und wir könnten dem Tag entgegensehen, an dem die Erlösungsstunde schlagen werde. Wie zu den Gläubigen der Priester spreche: Lebe so, als könnte jede Stunde die deines Todes sein! so spreche zu den Verbannten das Vaterland: Handle in jedem Augenblick so, als ob du lange genug zu leben hättest, um den Tag der Freiheit zu schauen; halte dich so aufrecht, daß du mit freier Stirn und mit reinen Händen hintreten kannst am Tage des großen Sieges, um auf dem Altar zu opfern! Zwei Eigenschaften seien es vor allem, die den politischen Menschen machen, die hehre Anschauung vom Vaterland und das Gefühl der persönlichen Würde. Beide entwickeln sich besonders stark bei dem Verbannten und es liege darin eine Ausgleichung für die sonstigen Entbehrungen des Exils. Mit kurzen und meisterhaften Zügen, sagt unser Berichterstatter, schilderte dann der Redner das ganze Elend nicht nur des vermögenslosen, sondern eines jeden Exilierten, so daß den Schicksalsgenossen die Herzen auf- und die Augen übergingen, als er hinwies auf das einsame Sterben der daheim zurückgebliebenen Geliebten, auf die fern von deutscher Sitte und Bildung aufwachsenden Kinder der Verbannten. „Die Rede schüttelte uns alle um so mächtiger, weil sie gar nicht zu rühren beabsichtigte, sondern solche Züge nur realistisch erwähnte, um zu erklären, warum die Vaterlandsliebe und das Selbstgefühl in den Verbannten sich steigern.“ Entrückt dem

Boden der Heimat und dem täglichen Empfinden ärgerlicher tatsächlicher Schranken stehe vor seinem Auge das Vaterland in seiner fleckenlosen Schönheit und Reinheit und die herbe Notwendigkeit, die ihn zwinge, seinem Berufe, den Ansprüchen seiner Bildung, seinem Stolze zu entsagen, treibe um so mehr das Selbstgefühl und den Lebenstrieb des geistigen Ichs in die Brust zurück, wo sie sich zu festem Erze bilden. „Wenn ihr," so schloß er, „denen es vergönnt ist, in das Vaterland heimkehrt, so bringt unsern Landsleuten den Gruß der Verbannten und sagt ihnen, daß wir dem Tage entgegensehen, da wir als freie ungebeugte Männer heimkehren werden."

Sechs Jahre später saß Ludwig Bamberger als Vertreter seiner Vaterstadt im ersten deutschen Zollparlamente. Er kehrte heim, wie er hatte heimkehren wollen und wie wir ihn kannten und kennen, mit freier Stirn und reinen Händen, ein ungebeugter Mann. Das gleiche gilt von zahlreichen anderen damals Rückkehrenden; was Bamberger eigen ist, ist die in der Tiefe seiner Leidenschaft begründete Klarheit und Folgerichtigkeit seines Denkens und Handelns, seine dem Poltern und Schelten ebenso wie dem Schmollen und Grollen absagende und dadurch so überlegene *politesse du cœur*, die völlige Freiheit von Bitterkeit und Eigensinn. Die doppelte Einsicht, daß die Regeneration Deutschlands nur in dem mehr oder minder vollständigen Aufgehen der deutschen Kleinstaaterei in Preußen möglich sei und daß sie nicht anders möglich sei als unter Initiative der preußischen Regierung, diese teuer erkaufte aber heilsame Frucht des vorzeitigen Frühlings von 1848 hatte schon in der Verbannung keiner deutlicher, vollständiger, tiefer begriffen. Was jene Bewegung erstrebt hatte, war wohl erreicht, das Traumbild wohl zur Wahrheit geworden, aber auf anderem Wege, als man gehofft und gemeint hatte, durch andere Männer, durch die einstmaligen erbittert angefeindeten Widersacher. Aber dem rechten Mann liegt das Ideal im Ziel und nicht in den Wegen; und in diesem Sinn hat Bamberger, heimgekehrt, ein Vierteljahrhundert hindurch in der Volksvertretung und in der Presse gewirkt.

Was wir ihm schuldig geworden sind, kann in diesem kurzen Festgruß nicht zusammengefaßt werden. Es ist auch kaum erforderlich; wie kurz das Gedächtnis der Menschen für parlamentarische und publicistische Tätigkeit ist, ihn kennt Freund und Feind. Wenn er bei seiner Heimkehr das deutsche Fürstenkollegium, das er mit sehr respektwidrigen Empfindungen verlassen hatte, fast vollzählig wiederfand und für die in dem Kranz fehlenden Blüten nicht er die Schuld trägt, so hat er allerdings zu der Absetzung eines Königs wesentlich beigetragen. Es ist sehr zweifelhaft, ob ohne seine umfassende Sachkenntnis, sein seltenes Talent, Fachfragen dem gesunden Menschenverstand deutlich zu machen, seine glänzende, so scharfe wie anmutige und immer vornehme Feder und sein schlagkräftiges Wort nicht König Silber immer noch in Deutschland regieren würde, und ob nicht die deutsche Nation es zum guten Teil ihm zu danken hat, daß heute die Herren von Kardorff und Arendt einsam trauern. Allerdings ist in anderen Fragen es ihm nicht gelungen, dem gesunden Menschenverstand gleichfalls zu seinem Recht zu verhelfen. Vergeblich hat er, dem das Kredit und das Debet des kolonialen Gründertums im Auslande klar geworden war, gegen den Mut der Unwissenheit und dessen politische Ausnutzung gestritten. Vergeblich hat er in der Arbeiterfrage seinen reinsten Willen und seine beste Kraft eingesetzt. Aber wenn auf diesem Gebiet der größte aller Opportunisten den staatlichen wie den staatsfeindlichen Socialismus mit solchem Erfolg erzogen hat, daß jetzt den Vätern selbst vor dem legitimen wie vor dem illegitimen Kinde zu grauen beginnt, so hat Bamberger das mögliche getan, um nach beiden Seiten hin rechtzeitig zu raten und zu warnen und wenigstens dem Klebetopf, mit welchem die Regierungsweisheit der armen Leute Not zu überkleistern bemüht ist, den Boden auszuschlagen.

Es wirft einen Schatten auf den heutigen Tag, daß in der Leipzigerstraße Nr. 4 heute zwar Herr Ahlwardt zu finden ist, aber nicht mehr Ludwig Bamberger. Hat er recht daran getan, von der hauptsächlichen Stätte seines Wirkens vor der Zeit zu

scheiden? Er ist so mutig wie klug und so klug wie mutig; gibt er die Zukunft Deutschlands verloren?

Es ist wahr, daß es übel um unser Vaterland bestellt ist, übler vielleicht als seit Menschengedenken. Die viel erstrebte neue Parteibildung ist erreicht. Politische Parteien von ausschlaggebender Bedeutung gibt es nicht mehr. Die gewesenen Konservativen nennen sich jetzt mit anerkennenswerter Offenheit Landwirte und die Liberalen sind mehr eine Reminiscenz als ein politischer Faktor. Die jetzt bestehenden Parteien stehen unter der Signatur des Hasses und des Neides. Allerdings ist die schwere Kunst des Regierens es in Deutschland doppelt. Die zwiespältige Konfession und die fremden Splitter, die unsere Nation in sich aufgenommen hat, sind für jede Regierung sehr ernste Hemmnisse; die Taten noch mehr als die Leiden hemmen des Lebens Gang den einzelnen wie dem Volke. Wenn dem Staatsmann, der ihm seine derzeitigen Bahnen vorzugsweise gewiesen hat, von allen politischen Talenten am meisten dasjenige des Versöhnens gebricht, so hätte wohl alle Milch der menschlichen Güte kaum mehr erreichen können, als das Verschlimmern zu verhüten. Auch wird jede nationale oder religiöse Parteiung selbst von den Gegnern geachtet werden müssen, wie sehr es immer zu beklagen ist, daß in unserem Vaterlande die Anzahl so groß ist derjenigen, für die das Schwergewicht außerhalb desselben liegt und die nicht mit gutem Gewissen sagen können, daß sie an das Vaterland, das eine, sich anschließen. Dies sind alte Schäden; aber zu ihnen sind neue gekommen. Das jetzige politische Leben hat zu rechnen mit der aggressiven katholischen Partei, die den Protestantenhaß und die Protestantenbekehrung auf ihre Fahne schreibt; nicht minder mit dem Haß derjenigen Christen, welche unter der Fahne des wahrhaftigen Stöcker und des gleichfalls wahrhaftigen Ahlwardt den Kreuzzug predigen gegen die Juden. Die Neidkategorie oder die sogenannten Parteien der materiellen Interessen ist das eigentliche Fundament des gegenwärtigen Parteilebens, überwiegend zur Zeit vertreten durch die beiden Gruppen, welche die Nation

exploitieren oder künftig exploitieren möchten zu Gunsten der Großgrundbesitzer oder zu Gunsten der Handarbeiter — denn einen anderen Unterschied zwischen dem Grafen Kanitz und dem Herrn Bebel wird der unbefangene Zuschauer nicht finden können, außer daß das Kesseltreiben der sogenannten Edelsten, richtiger der Begehrlichsten der Nation vom sittlichen Standpunkt aus sehr viel widerwärtiger ist, als alle sociale Roheit und Albernheit und daß der Strohdach-Großbedürftige auf menschliche Teilnahme etwas weniger Anspruch hat, als der um seine Existenz ringende kleine Mann. — Es ist auch wahr, daß durch die eigene Schuld der liberalen Partei die schwere Situation noch weiter erschwert ist. Wo ist die Grenze zwischen rechtem Nachgeben und rechtem Beharren? Die Frage soll wenigstens am heutigen Tag und bei dieser Gelegenheit nicht erörtert werden. Gefahren bestehen. Es wird jedem unserer Parteigenossen unvergessen sein, wie die sogenannte nationalliberale Partei sich entwickelt hat. *Vestigia terrent.* Auch dieser war es einstmals ehrlicher und völliger Ernst mit den Tendenzen, nach denen sie sich benennt, und es ist der Weg der Gewissensbeschwichtigung, durch welche sie zu einer agrarischen Kommandite und einer gouvernementalen Pepiniere geworden ist. Es sind schwere Fragen, die hier die Freundschaften begründen oder sprengen; und wenn dann diese mit Männern durchgefochten werden sollen, die man weder entbehren noch ertragen kann, so mag auch den Klügsten und den Mutigsten wohl die Verzagtheit anwandeln.

Gewiß droht, wie dies eben Bamberger selbst in diesen Blättern kürzlich ausgeführt hat, der erreichten Einheit der Nation keine Gefahr. In den Schäden selbst ist sie gefestet. Der deutsche Partikularismus weiß den Schutzwall der Reichsverfassung wohl zu schätzen und zu nützen; die Parteien, die der wechselnde Opportunismus groß gezogen hat, die katholische, die agrarische, die socialistische wissen nicht minder, daß ihre Sonderinteressen, wenn auch miteinander sich vielfach befehdend, doch alle auf diesem Nährboden gedeihen auf Kosten der Gesamtheit. Zu be-

sorgen ist nur, daß aus dem Aufgehen der Bismarckischen Saat, wobei natürlich das Unkraut schneller und voller wächst als das gute Korn, aus diesen Kämpfen des Hasses und des Neides Zustände sich entwickeln, in denen für die unparteiische Abwägung der Rechte überhaupt und der kollidierenden Interessen kein Träger mehr gefunden wird, daß die konstitutionelle Ordnung in dieser ihrer Ausgestaltung zum *bellum omnium contra omnes* hinführt und, verglichen mit der unbeschränkten Monarchie, als eine Reformation *in pejus* sich darstellt.

Daß die Nation aus dieser Notlage herausgelangt, ist so lange möglich, wie sie besteht. Es kann sein, daß wir einmal zu einer dauernden Regierung gelangen, welche die durch den Interessenkrieg herbeigeführte Schädigung zu erkennen die Einsicht und abzustellen die Kraft hat. Es kann auch sein, daß einer jener gewaltigen Momente wiederkehrt, wie sie auch früher schon durch unser Volk gegangen sind und dieses sich selbst befreit.

Zur Zeit sind für das eine wie für das andere die Aussichten gering. Dies Blatt nennt sich die Nation, vielleicht mit Unrecht. Die Nation wenigstens, welche jetzt der Reichstag widerspiegelt, die Nation des toten Windthorst und des lebendigen Ahlwardt ist in diesen Blättern nicht vertreten, und Ludwig Bamberger zu feiern, hat diese Nation sicher keine Neigung, und, wenn bei der in ihr obwaltenden moralisch-politischen Konfusion doch etwas der Art sich regen sollte, sicher kein Recht. *Laudari a laudato viro* ist ein berechtigter Stolz; der rechte Mann läßt sich nicht von jedem feiern. Und derer, die es dürfen, sind wenige. Aber diese wenigen werden mit Bamberger sagen, daß trotz alledem und alledem für Deutschland einmal die Erlösungsstunde schlagen muß, wenn nicht für uns, doch für unsere Kinder oder unsere Enkel; sie werden sich sagen, daß es nicht gleichgültig ist, das heilige Feuer des selbstlosen Patriotismus auch in engem Kreise zu wahren; und in diesem Sinn senden wir ihm, dem tapferen und gescheiten Verbündeten den Festgruß zum siebzigsten Geburtstag.

ADRESSE DER KÖNIGL. PREUSZISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU MOLTKES NEUNZIGSTEM GEBURTSTAG

26. OKTOBER 1890*).

Euer Excellenz

bittet die unterzeichnete Akademie der Wissenschaften, welche seit dreißig Jahren die Ehre hat Sie zu ihren Mitgliedern zu zählen, zu dem heutigen Ehrentage Ihnen ihren Glückwunsch darbringen zu dürfen.

Es ist ein unvergleichliches Fest, welches alle Klassen und alle Kreise der deutschen Nation an diesem Tage in ihren berufensten Vertretern um Sie vereinigt. Den Mann, dem es gegeben war bei dem gewaltigen Bau der Einheit des Vaterlandes ein Eckstein zu sein, den Feldherrn des Wägens und Wagens, den Tapferen, welcher nie den Kleinmut und nie den Übermut gekannt und bis in das höchste Greisenalter den klaren und festen Gleichmut sich bewahrt hat, den Mann, der die Schlachten so zu beschreiben verstand wie zu gewinnen, den Meister des Wortes in der seltenen Rede, den einsichtigen und liebevollen Erforscher und Darsteller des mannigfaltigen Völkerlebens, den wissenschaftlichen Erkunder der Landschaften am Tiber und am Euphrat, den Mann, zu dem Deutschlands Fürsten wie Deutschlands Bürger verehrend hinaufsehen, den edlen deutschen Mann, dessen langes Leben ein langer Segen für unser Volk gewesen ist, den feiert

*) Sitzungsberichte der Akademie 1890, 2 S. 1090.

heute an seinem neunzigsten Geburtstage mit dem ganzen Vaterland auch die Königliche Akademie.

Möge es Euer Excellenz vergönnt sein noch lange der Nation als leuchtendes Mal vor den Augen zu stehen, und ihr, die so schwer sich einigt, die einmütige Verehrung für den großen Mann, der keinen Feind hat, ein lebendes Zeugnis ihrer Einigung bleiben.

Die Königliche Akademie der Wissenschaften.

EHRENTAFEL DER DEUTSCHEN STÄDTE ZU MOLTKES NEUNZIGSTEM GEBURTSTAG*).

Eurer Excellenz

nahen sich die Vertreter der Städte des Vaterlandes, um Ihnen ohne Unterschied der Staaten und der Stämme den Dank der deutschen Bürgerschaften insgemein an Ihrem neunzigsten Geburtstag auszusprechen.

Nächst dem großen Herrscher, der Sie zu finden und Ihnen die rechte Stelle anzuweisen gewußt hat, und dessen Sie wie wir alle heute in dankbarer Verehrung gedenken, sind Sie es gewesen, der den lieben Frieden unseres Herdes, das thätige Schaffen der fleißigen Arbeit, das stille Glück der Bürgerhäuser geschirmt und gefestet hat. Geschirmt, indem Sie das gewaltigste Werkzeug der Nation stählten, richteten und lenkten. Gefestet, indem Sie diesem Werkzeug einen Zug und einen Geist einhauchten, der den Schöpfer überdauern wird. Deutschlands Bürger sind auch Deutschlands Soldaten. Wir kommen Ihnen zu danken, wir alle, die wir unter Ihrer Führung zum Kriege ausgezogen und zur Siegesfeier heimgekehrt sind, und für die, welche nicht heimgekehrt sind, danken Ihnen die Väter und Brüder. Friedensglück und Mannesehre ist jeden Opfers werth. Auf den Wegen, die Sie uns führten, sind

*) Veröffentlicht in der Nationalzeitung, 44. Jahrg. Nr. 716, 19. Dezember 1891 mit der Bemerkung: „Die Worte der Schrifttafel hat kein Geringerer verfaßt als Theodor Mommsen; sie wird nach dem Wunsche von Moltkes Nachkommen in die Wand der Gruftkapelle eingelassen werden.“

unsere Toten nicht umsonst gestorben und Ihr Name bleibt im freudigen Gedächtnisz der Lebenden und wird bleiben in dem ihrer Kinder und Kindeskinder.

Wir segnen den Tag, der dem Deutschen Volke seinen

Moltke

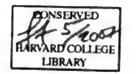
gab, und nicht minder den Tag, an dem nach neunzig Jahren es diesem Volke vergönnt ist, seinem Feldherrn den Dank zu sagen.

Den 26. Oktober 1890.

Die Deutschen Städte.

Druck von W. Pormetter in Berlin.




CONSERVED
5/2007
HARVARD COLLEGE
LIBRARY



